Kuba und der krieg

Joseph Herrings

Digitized by Google

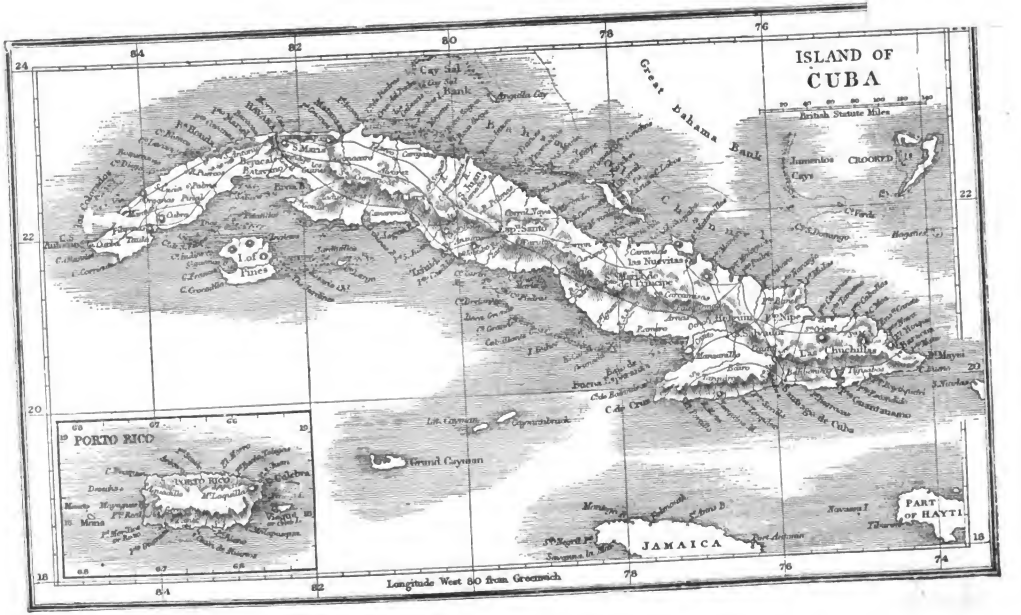
77
118.5

HARVARD LAW SCHOOL
LIBRARY

Digitized by Google

KUBA
UND DER
KRIEG
VON
J. HERRINGS.

Digitized by Google



Digitized by Google

77
118.5

Kuba und der Krieg.

Von

J. Herrings.

Eine Darstellung der Ereignisse während des spanisch-amerikanischen Krieges nach eigener Anschauung des Verfassers, sowie ein Leitfaden für „Kuba-Lustige".

COPYRIGHTED.

New York:
Verlag von Chas. Wildermann.
1899.

Digitized by Google

Druck von J. Goldmann,
Ecke New Chambers und William Str., New York.

Digitized by Google

...Vorwort...

Die Geschichte des letzten Krieges ist noch nicht geschrieben. Fast scheint es, als fürchte Klio, den Griffel aufzunehmen zu so schwieriger Arbeit. Das ganze Material liegt unglaublich verworren; vielfach absichtlich verwirrt. Die erklärten Zwecke der amerikanischen Aktion stehen in seltsamem Widerspruch zu den ersichtlichen Resultaten. Der befreite Cubaner schachert noch darum, wie mehr oder minder artig er sich der neuen Sachlage freuen soll. Statt der spanischen Ketten winden sich die weicheren Polypenarme amerikanischer Syndikate um das Land und Volk von Cuba, und der Trust heischt seinen Tribut wohl sanfter, aber so unerbittlich, wie der Tyrann. Der Friede ist längst geschlossen, und doch haben wir auf den Philippinen noch fortgesetzt blutige Siege zu erringen. Statt der spanischen herrscht Schreckensherrschaft, oder eine Unordnung der Dinge, der sich kaum fügen kann, wer sich fügen möchte. Wir haben die Gloire; wir spielen nun eine erste Geige im Völkerkonzert; wir haben uns expandirt, und die Schwierigkeit der Festhaltung des erst eroberten und dann auch noch baar bezahlten Besitzes liefert den Gegnern der Expansion und des sogenannten Imperialismus täglich Wasser auf ihre Mühlen!

Verworren, wie die durch den erobernden Befreiungskrieg geschaffene Situation, liegt auch die Geschichte des Feldzuges wider Spanien vor unseren Augen. Aus der reichen Fülle des Materials ist die übersichtliche, fortlaufende, alle Erscheinungen ursächlich und einheitlich erklärende Geschichte der militärischen Operationen noch nicht herausgearbeitet. Das große Leiden ist, daß die Geschehnisse selbst parteipolitisch exploitirt werden. Günstlinge der Administration haben den offiziellen Kredit für die Vollbringungen Anderer, oder allen Tadel erspart erhalten. Für das Volk ist Admiral Schley der Held von Santiago. Offiziell aber ist, um Hamlets Wort zu brauchen, der angeborenen Farbe von Schley's Entschließung, die Blässe von Gedanken angekränkelt worden, welche Admiral Sampson — wenigstens gehabt haben soll. Und wäre das der einzige verdunkelte Punkt! Er ist es leider nicht. Für die Versäumniß im Abgehen der Santiago-Expedition von Tampa; für die schwere Unterlassung, Transport-Material und Ambulanzen von dort mitzunehmen, eine Unterlassung, die sich zwischen Siboney und San Juan so bitter rächte; für die mangelhafte Verpflegung der

570233

Digitized by Google

Truppen; den Konserven-Skandal; die große Sterblichkeit in heimischen Feldlägern ist nicht die kanzleimäßige Quartier- und Küchenzettel-Wirthschaft in Washington verantwortlich gemacht worden. Ein zu dem Zwecke eingesetztes Committee hat den von allen Seiten öffentlich angeklagten Algerismus gefällig entlastet und alle Schuld auf „einzelne unerfahrene" Miliz-Offiziere abgewälzt. Damit wird sich die Geschichte so wenig zufrieden geben, wie die öffentliche Meinung, der ein solcher Befund, trotz den Aussagen des Generals Miles und des Rauhreiter-Obersten und jetzigen Gouverneurs Roosevelt und Tausenden von Kombattanten und sonstigen Augenzeugen arger Vorgänge direkt entgegen, offiziell verkündet wurde, weil die Administration als solche eine Vindikation nöthig hatte.

So bedauerlichen Vorgängen und Klitterungen gegenüber gewinnen die an Ort und Stelle gemachten persönlichen Aufzeichnungen unabhängiger Kriegs-Korrespondenten erhöhten Werth, und jeder Versuch, solche im Zusammenhange und in Buchform der Vergessenheit zu entziehen, welcher die Arbeiten des für den nächsten Tag schreibenden Beobachters und Berichterstatters sonst nur zu leicht anheimfallen, verdient die Unterstützung nicht nur der Presse, sondern auch des bücherkaufenden Publikums. In dessen Macht steht es, die Herstellung solcher Bücher zu ermuntern, in denen das Verstreute gesammelt wird und die dem künftigen Verfasser einer planmäßigen Geschichte des Krieges handgerechtes Aktenmaterial in erwünschter Fülle liefern müssen.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, Joseph Herrings, ist der einzige deutsche Kriegs-Korrespondent, welcher die Expedition gegen Santiago von Anfang bis zu Ende mitmachte. Was er als solcher zunächst an die „New Yorker Staatszeitung" berichtete und im vorliegenden Bande gesammelt, im Ganzen unverändert und nur mit Hinzufügung vermittelnder Anschlüsse und Uebergänge wiedergiebt, ist das Resultat persönlicher Beobachtungen. Wie jedem Korrespondenten mögen ihm beim schnellen Sammeln von Thatsachen und, auf einseitige Information gestützt, kleine Beobachtungsfehler unterlaufen sein. Im Großen und Ganzen geben seine Berichte aber ein anschauliches und flott geschriebenes Bild der Vorgänge, das auch nach Jahr und Tag als einziges, fortlaufendes deutsches Testimonium lesenswerth bleibt.

Es war eine Schaar von Korrespondenten, welche den cubanischen Feldzug, theilweise auf den Transportschiffen und mit der Vorhut Onkel Sams mitmachten, theilweise auch auf den eigenen Dampfyachten ihrer Blätter die Transporte und die Bewegungen der Kriegsmarine begleiteten. — Das New York Journal allein hatte fünf solche Yachten in den westindischen Gewässern, der New York Herald vier und viele andere Zeitungen Fahr-

Digitized by Google

zeuge zum eigenen Gebrauch oder in Kombination mit anderen. Von den Landkorrespondenten wurden Marshall vom Journal bei La Guasima und Creelman vom gleichen Blatte bei El Caney schwer verwundet, was wohl beweist, wie weit sich die Korrespondenten in die Aktion hineinbegaben. Und unter dieser Schaar war Herrings der einzige Deutsche, welcher von Anfang bis zu Ende bei dem Expeditions-Corps bleiben durfte.

Das Schicksal zweier anderer deutscher Kriegsberichterstatter und eines amerikanischen beweist, daß, von einer eisernen Konstitution und persönlichem Mannesmuthe abgesehen, auch noch Takt und Urbanität dazu gehörten, die Korrespondenten-Arbeit erfolgreich durchzuführen.

Schon in Tampa stellte sich im Kreise der Korrespondenten ein Herr Charles Ring ein, der Reisen im spanischen Amerika gemacht hatte und sich als Korrespondent für die Vossische Zeitung, ein Berliner Fortschrittsblatt von rückschreitender Bedeutung, auswies. Ring brachte, wie viele Deutsche vom „verfehlten Beruf", ein, wie er glaubte, überlegenes Wissen mit. Er war ein Stephany im Kleinen. Er stellte sein Licht nicht unter den Scheffel. Er wußte genau, daß die spanische Flotte der amerikanischen so überlegen sei, wie die spanische Armee der Bundes-Landmacht. Ring wäre aber doch edel genug gewesen, auf der unterliegenden Seite zu kämpfen, ganz wie Stephany, wenn nicht eines Tages, noch vor dem Absegeln der Expedition, Telegramme von Washington eingetroffen wären. Eines wies den Preß-Censor Kapitän Bradley an, keine Depeschen von Ring mehr zu befördern, und mittels eines zweiten wurde Ring's Kriegspaß kanzellirt. Der Vorfall erregte, als erste derartige Maßregelung und als die eines Mannes, der, wie Stephany, zweifellos harmlos, aber ein großer Schwätzer war, so peinliches Aufsehen, daß sich sogar das Gerücht verbreitete, auch dem österreichischen Militär-Attachee, Lieutenant zur See Rodler, der sich Ring's freundlich angenommen hatte, wäre sein Paß abgefordert worden. Dieses Gerücht wurde vom Kapitän Bradley sofort dementirt, und Lieutenant Rodler hat denn auch dem Feldzuge beigewohnt, während Ring vom Schauplatze verschwand.

Ein zweiter deutschländischer Korrespondent stellte sich am 13. Juli, dem Tage vor der Abfahrt der „Olivette", auf der die übrigen Land-Korrespondenten schon seit dem 8. Juli untergebracht waren, ein und wies sich als Vertreter des Frankfurter Generalanzeigers aus. Er war ein einarmiger Mann Namens Wirth. Schon während der Ueberfahrt verscherzte er sich die Gunst und das Zutrauen der übrigen Korrespondenten, indem er ganz ungenirt über die kubanischen Insurgenten und das amerikanische „Söldnerheer" loszog. Nach der Landung in Baiguiri gaben ihm die Korrespondenten amerikanischer Blätter zu verstehen, sie möchten mit ihm nichts weiter zu thun haben. Wirth verschwand ihnen auch aus dem Gesichtskreise. Erst

Digitized by Google

am 1. Juli stieß Herrings bei der Zuckermühle hinter dem El Poso Berge wieder einmal auf Wirth. Eine Frankfurter Wurst wäre ihm zur Zeit wohl angenehmer gewesen, als der Frankfurter Korrespondent. Spanische Shrapnells begannen eben unter einer dort stationirten Abtheilung Bundeskavallerie und Cubanern arge Verwüstungen anzurichten: „Hier müssen wir weg," rief Wirth Herrings zu, „oder wir kommen nicht mehr dazu, Geschichte zu schreiben." — Herrings stürzte beim Uebersteigen einer von starker Vegetation überwucherten Mauer ab, und Wirth wartete nicht auf sein Aufstehen, sondern entfernte sich.

Um fünf Uhr Nachmittags wurde dann Wirth von zwei amerikanischen Soldaten als Gefangener eingebracht. Er war angeklagt, vordringende amerikanische Truppen durch die Mittheilung entmuthigt zu haben, die Vorhut wäre in wilder Flucht zerstoben, nachdem tausend Mann an einer Stelle gefallen seien. Wirth wurde nun nach einem Baume gebracht, unter dem andere Korrespondenten sich aufhielten, als Berichterstatter rekognoscirt, und da sein Paß in Ordnung war, laufen gelassen, nachdem sich der deutsche Militär-Attachee, Graf von Goetzen, für ihn verwendet hatte.

Kaum eine Stunde später wurde Wirth nochmals als Gefangener eingebracht. Diesmal lautete die Beschuldigung dahin, daß er am Morgen im Zuckerhause bei El Poso außerhalb der amerikanischen Linien betroffen worden sei und den Spaniern Kundschaft zutragen wollte. Wirth gab zu, im Zuckerhause übernachtet zu haben, bestritt aber die Absicht der Spionage. Wirth wurde nun sicher eingesperrt. Am Abend des 2. Juli erfuhren die übrigen Korrespondenten, todtmüde von der Front zurückkehrend, Wirth solle erschossen werden. Es war zu spät, um das Gerücht noch zu verificiren. Am 3. Juli früh brachte ein amerikanischer Offizier die Bestätigung der Meldung, Wirth sei zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt. Er scheine aber ohnedies im Sterben zu liegen. Wer ihn etwa noch sehen wolle, möge sich beeilen. Herrings durfte einen Fouragewagen benutzen, um zu dem Gefangenen zu gelangen. Er fand Wirth inmitten vierhundert spanischer Gefangener in einer Regenlache liegen, das Gesicht mit einem Soldatenhute zugedeckt. Wirth lag in Schüttelfrösten, Herrings versuchte, ihn aufzurütteln, Wirth kam aber nicht zum Bewußtsein seiner entsetzlichen Lage. Herrings wandte sich nochmals an den Grafen von Goetzen und auf dessen Fürsprache hin veranlaßte der Judge Advocate den General Shafter, Wirth zur Deportation zu begnadigen. Derselbe wurde in Ketten nach Siboney gebracht, dort eingeschifft, in Eisen nach Boston transportirt und erst dort laufen gelassen.

Sanfter zurücktransportirt und auch erst, als vor Santiago so ziemlich Alles vorüber war, wurde der Korrespondent Scovel von New York der

Digitized by Google

World, für eine Heftigkeit, welche ihm in einem anderen Feldlager als einem amerikanischen wahrscheinlich schwere Strafe, wenn nicht gar die Execution mit Pulver und Blei, eingetragen hätte.

Am 17. Juli Morgens elf Uhr sollte auf dem Gouverneurspalaste in Santiago das Sternenbanner gehißt werden. Generaladjutant Miley und Lieutenant Wheeler, welche damit betraut waren, fanden, auf dem Dache angelangt, Scovel schon damit beschäftigt. Scovel will nicht weichen. — „Werft ihn herunter!" ruft der General hinauf. Scovel weicht dann, tritt an Shafter heran, entschuldigt sich und wird barsch zurückgewiesen. Die Flagge weht endlich. Scovel bittet, "Three cheers for the red white and blue" ausbringen zu dürfen. General Shafter winkt Gewährung. Um sich nun wieder ganz lieb Kind zu machen, verlangt Scovel nun drei Hochrufe auf den General. Das ist gegen die Abrede. Man sieht sich etwas verblüfft an. Jedenfalls klingen die Hochrufe sehr dünn. Dadurch empfindlich verletzt, schiebt General Shafter den Korrespondeten mit dem linken Oberarme zur Seite und braucht das beleidigendste amerikanische Schimpfwort. Scovel quittirt prompt mit einer schallenden Ohrfeige und wird daraufhin festgenommen und einfach zurückgeschickt.

Die schweren Entbehrungen und Strapazen der Korrespondenten begannen nach der Landung in Baiguiri am 22. Juni. In Ermangelung von Pferden, Maulthieren und Fahrgelegenheit mußten die Korrespondenten zu Fuß mit vormarschiren und selbst schleppen, was sie nothwendig brauchten. Kochgeschirre und Zelte ließen sie unter diesen Umständen gleich in Baiguiri zurück. In Siboney kamen sie schon von Allem entblößt an, und als sich dort weder für Geld noch gute Worte etwas zu essen fand, kehrten viele wieder um. Die Zurückbleibenden litten mehrere Tage bitteren Mangel. Schließlich kam Proviant von Jamaica. Es dauerte aber bis zum 4. Juli, bis man regulär einkaufen konnte, was man auch bei frugalster Lebensweise eben brauchte.

War der Vormarsch mit der Expedition nach Santiago somit schon an sich eine Strapaze, der gegenüber die Begleitung eines großen Hauptquartieres europäischer Armeen Spazierfahrten oder Spazierritte genannt werden können, die höchstens an großen Schlachttagen mehr aufregend als riskant werden, so ist die Aufgabe für den amerikanischen Berichterstatter bei dieser Expedition eine um so peinlichere gewesen, als die Zeitungen hier ihrem in Spannung harrenden Publikum täglich Geschehnisse und Entwickelungen melden möchten, und ehrliche Berichterstattung wochen- und monatelang füglich nur eine Chronik der Unterlassungen und ein Schildern unerquicklicher Verhältnisse sein konnte, die den ehrlichen Korrespondenten bis an den Punkt führten, dem Feinde Einblick in die Schwächen unserer Heeresorganisation

Digitized by Google

zu gewähren. Im fortschrittlichsten Journalismus entwickelt und sozusagen trainirt, als Kriegsberichterstatter aber zwischen der Gabeldeichsel (um nicht den Ausdruck „den Scheeren" zu brauchen, welcher mißverstanden werden möchte) eines extra fürsichtig gelenkten Blattes, hat Herrings Berichte und Schilderungen geliefert, die, vom Sensationalismus durchaus entfernt, doch immer anregend und unterhaltend sind.

Die abschließenden Kapitel über Land und Leute, Handel und Gewerbe auf Kuba sind von aktuellem Interesse. Die Berichte aus dem Felde machen den überzeugenden Eindruck der Wahrhaftigkeit. Wenn nicht immer absolut genau gefunden, ist die Wahrheit doch ehrlich gesucht worden. Um ein Vorwort ersucht, kann der Unterzeichnete, ein mehrjähriger Mitarbeiter und vieljähriger Kollege des Autors, Joseph Herrings' Buch als einen guten Baustein zur Geschichte des Feldzuges gegen die spanische Herrschaft auf Kuba und als ein durchwegs anregendes und interessantes Werk nur auf das Wärmste empfehlen.

New York am 1. Juni 1899.

Georg Juraschek.

Digitized by Google

Kuba bis zum Ausbruche des spanisch-amerikanischen Krieges.

Die Insel Kuba, früher Juana und dann Fernandinanda genannt, erstreckt sich in sehr vortheilhafter Lage zwischen dem Mexicanischen Golf, der Florida-Straße, dem Windwärts-Kanal und dem Karaibischen Meer in einer Länge von 1060 Km. und einer durchschnittlichen Breite von 83 Km. aus. Kuba hat ein Areal von 118,833 Quadrat-Kilometer. Die Bevölkerung wird heute von gut unterrichteten Bewohnern der Insel auf nicht mehr denn eine Million veranschlagt; vor etwa 10 Jahren zählte sie noch nahezu 1,600,000.

Cristoph Columbus entdeckte Kuba am 27. Oktober 1492; um's Jahr 1508 wurde die Insel zum ersten Male umschifft und 1511 von Diego Velasquez mit leichter Mühe für die spanische Krone erobert. Santiago, Baracon und Havana waren die ersten von den Spaniern in Westindien gegründeten Städten. Schon im Jahre 1560 war der eingeborene Indianerstamm in Folge spanischer Härte fast ganz aufgerieben und es begann an Arbeitskräften auf der Insel zu mangeln, welchem Uebel man durch die Einführung von Negersklaven abzuhelfen suchte. Die Ansiedelungen litten um diese Zeit sehr stark unter den Ueberfällen der Buccaniere oder Seeräuber, die 1688 die damals blühende Stadt Puerto Prinzipe vollkommen zerstörten. Als dieses Räubergesindel vernichtet worden war, machte der Wohlstand in der Kolonie schnelle Fortschritte. Neben der Viehzucht, die eine reiche Einnahme-Quelle bildete, hatten sich die Kubaner auf den Tabaksbau geworfen, der sich als sehr lukrativ erwies. Die spanische Regierung erklärte den Handel mit diesem Produkt jedoch als ihr Monopol und die Folge war, daß sich ein sehr ausgedehnter Schleichhandel mit England entwickelte.

Im Jahre 1762 eroberte der englische Admiral Pococke mit großen Verlusten und unter unsagbaren Strapazen und Leiden die inzwischen zum Regierungssitz avancirte Stadt Havana. Die Herrschaft der Engländer dauerte zwar nur zwei Jahre, war aber nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung der Insel. Landwirthschaft, Handel und Industrie blühten mehr denn je zuvor, als Kuba gegen Florida an Spanien wieder abgetreten wurde. Havana wurde 1773 der Mittelpunkt des südamerikanischen Sklavenhandels. 1777 wandelte man die Kolonie in eine unabhängige General-Capitanerie um. Noch mehr blühte Kuba empor, als man nach dem nordamerikanischen Befreiungskrieg, den bisher allen Ländern außer Spanien geschlossenen Häfen von Havana und Santiago die Erlaubniß ertheilte, freien Handel zu treiben. Eine Menge royalistischer Pflanzer, die von Haity nach Kuba übergesiedelt waren und den Kaffee- und Cakao-Bau eingeführt hatten, vermehrten den Reichthum der Insel bis in's Ungeheuere, — wenigstens nach damaligen Begriffen. Die fortwährend gesteigerte Einfuhr schwarzer Negersklaven gab um's Jahr 1812 zu ernsten Besorgnissen Veranlassung, da ein Aufstand unter ihnen losbrach, der allerdings bald unterdrückt wurde. Die Unruhen dauerte jedoch fort und erst die fürchterlichen Blutbäder der Neger-Aufstände von 1848, welchem über 10,000 Sklaven zum Opfer fielen, brachten die Pflanzer zu der Ueberzeugung, daß die Einfuhr schwarzer Sklaven aufhören müsse. Um diese Zeit gab sich allgemeine Unzufriedenheit unter den Kreolen (weißen Kubanern) mit der spanischen Regierung kund. Die Thatsache, daß Kubaner keinen Antheil an der Regierung der Insel hatten, daß bankrotte spanische Edelleute die bestbezahlten Regierungsämter inne hatten und ohne Rücksicht auf das Wohlergehen des Landes ausbeuteten, und daß der Ueberschuß der Einkünfte der Insel in Spa-

Digitized by Google

nien vergeudet wurde, verlieh dieser Mißstimmung Berechtigung. Auch eine politische Partei in Nordamerika legte Gelüste nach der Insel an den Tag. Im Jahre 1845 wurde im Senat in Washington der Antrag gestellt, mit Spanien wegen Abtretung Kubas in Verhandlungen zu treten. Anfang 1846 bildete sich ein amerikanisches Syndicat, das zwei hundert Millionen Dollars für die Insel offerirte. Spanien lehnte ab. 1849 sammelte sich in Rhode Island eine abenteuerliche Schaar von 1500 Mann, die Kuba erobern wollte. Die amerikanische Regierung vereitelte jedoch diese Expedition. Es bildete sich dann die erste „Junta" in den Vereinigten Staaten, unter dem Vorsitze von General Narciso Lopez, welche Organisation es unternahm, die Sache der Revolution gegen Spanien zu betreiben. Der ersten fehlgeschlagenen Expedition nach Cardenas folgte 1851 eine zweite nach Bahia Honda, wo die in New Orleans angeworbenen Flibustirer aus mehreren kleinen Gefechten unter der Führung von General Lopez siegreich hervorgingen. Jetzt rückte der damalige General-Kapitain Jose de la Concha den Insurgenten energischer auf den Leib, zersprengte die Schaar, nahm Gen. Lopez und sieben Offiziere gefangen und ließ sie in Havana hinrichten. Die New Yorker „Junta" setzte ihre revolutionäre Thätigkeit unterdessen unentwegt fort und veranstaltete immer neue Expeditionen, die aber meistens Kuba nie erreichten. In Folge dessen mußten sich amerikanische Schiffe in kubanischen Gewässern das Durchsuchen nach Kontrebande gefallen lassen. Die Unruhen in den Vereinigten Staaten und die bald darauf ausgebrochene Revolution verhüteten ernstliche Unruhen zwischen Spanien und der Union und brachten auch die unzufriedenen Elemente auf Kuba zum Schweigen. Erst im Jahre 1868 unter General Kapitain Franz Lersundi, brach in Folge dessen ungerechter Verwaltung ein neuer Aufstand los, welcher bald größere Dimensionen als alle vorherigen annahm und heute unter dem Namen des „zehnjährigen Krieges" bekannt ist. Der Kampf wurde auf beiden Seiten mit einer fast unglaublichen Grausamkeit geführt. Es gelang den Spaniern Jahre lang nicht, einen entscheidenden Schlag gegen die 30,000 Mann der unter den Generälen Cespedes und Queseda stehenden Insurgenten zu thun. Verschiedene in den Vereinigten Staaten ausgerüstete Flibustier-Expeditionen kamen den Cubanern zu Hülfe. Eine derselben fiel den Spaniern 1873 mit dem Schiffe „Virginius" in die Hände. Die Mannschaft, 50 an der Zahl, wurde in den Schlachthäusern von Santiago erschossen. Erst im Jahre 1876 gelang es Martinos Campos, nach Beendigung des Carlisten-Aufstandes in Spanien, die Revolution auf Cuba einigermaßen zu dämpfen. Um die Insurgenten jedoch zum Niederlegen der Waffen zu bewegen, mußte Campos ihnen große Versprechen machen, welche die spanische Regierung nachher nicht hielt.

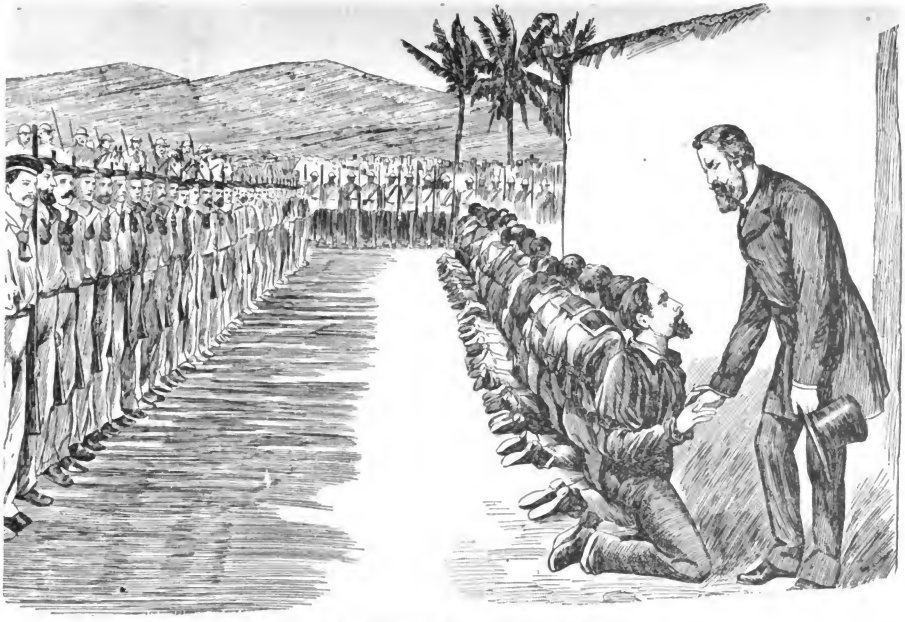
Im Februar 1895 brach in Folge dessen und wohl auch weil der Wohlstand der Insel durch Konkurrenz auswärtiger Länder auf dem Gebiete der Zucker-Produktion sehr bedeutend gelitten hatte, das Mutterland aber seine Forderungen immer mehr steigerte und in der Ausbeutung der Kolonie mit größerer Härte als je verfuhr, abermals ein Aufstand aus. General Maximo Gomez, der 70 Jahre alte Freiheitsheld aus San Domingo rief die Kämpen, die mit ihm im zehnjährigen Krieg gefochten hatten, und Antonio Maceo, Garcia und Marti stellten sich ihm alsbald zur Verfügung. Von Santiago aus dehnte sich die Revolution auf die Provinz Puerto Principe aus. Jetzt sandte Gomez Maceo auf jenen berühmten Zug von Santiago quer durch die Insel nach Cape Antonio, der westlichen Spitze von Pinar del Rio. Bei Santa Clara schon soll Maceo mit seiner fortwährend sich mehrenden Schaar 2800 Spanier geschlagen haben. Jetzt wurde Campos, der abermals zur Unterdrückung der Revolution geschickt worden, von dem „Bluthund" Weyler abgelöst. Weyler brannte alles, was außerhalb der Kontrolle seiner Forts und Trochas lag, nieder und trieb die Landbewohner erbarmungslos in die Städte, wo sie verhungern konnten. Mehr als 200,000 spanische Soldaten wurden nach Cuba gebracht und es begann eine Schlächterei, wie sie in der Geschichte der Bruderkriege ihres Gleichen in wilder Grausamkeit, welcher

Digitized by Google

Kubaner und Spanier sich in gleichem Maße schuldig machten, nicht findet. Am 1. Oktober 1895 hatte die Rebellion bereits 230 Millionen Dollars gekostet. Spaniens Machthaber auf Kuba und die Offiziere des Heeres hüteten sich, einen entscheidenden Schlag zu führen, da sie sonst die doppelte Löhnung, die sie während des Krieges bezogen und andere Gelegenheiten zu gewissenloser Bereicherung verloren hätten. So kam es, daß Maceo trotz Trochas und Forts bis in die unmittelbare Nähe des Regierungssitzes Havana nach Punta Brava (15 Meilen von der Hauptstadt entfernt) vordringen konnte, wo er am 4. Dezember unerkannt erschossen wurde. Die Vereinigten Staaten erlangten endlich am 2. Oktober 1897 von dem auf den gemordeten Ministerpräsidenten Canovas folgenden Sagasta die Abberufung des „Bluthundes" Weyler, an dessen Stelle der ausgezeichnete Blanco trat. Die Revolution dauerte jedoch auch dann noch fort, nachdem am 27. November desselben Jahres Autonomie auf der Insel verfügt worden war.

Die Erbitterung der Spanier gegen die Amerikaner, die ihre Sympathie mit der Sache der Insurgenten häufig öffentlich kund gethan und verschiedene Male für sie intervenirt hatten, erreichte jetzt einen so hohen Grad, daß man um das Leben der in Havana befindlichen Amerikaner besorgt wurde. Um einen Racheakt zu verhüten, wurde deshalb das Schlachtschiff „Maine" „in friedlicher Mission", wie die offizielle Erklärung lautete, nach Havana gesandt, wo sie am 24. Januar eintraf. Am 10. Februar erlitten die, wenigstens oberflächlich noch freundlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien einen argen Stoß durch die Veröffentlichung eines dem Empfänger gestohlenen Briefes des spanischen Gesandten De Lome in Washington, in welchem Präsident McKinley in beleidigender Weise kritisirt war. De Lome resignirte in Folge dessen. Mit der Explosion des Schlachtschiffes „Maine" im Hafen von Havana, am 15. Februar erreichte die kriegerische Stimmung in den Vereinigten Staaten ihren Höhepunkt. Die Untersuchung des Wracks durch Sachverständige der Bundes-Marine ergab, daß die Explosion durch Einwirkung von Außen erfolgt, also wie man annimmt, durch ein feindliches Torpedo oder eine Mine verursacht worden war. Jetzt begannen die Vorbereitungen zum Kriege. Der amerikanische Kongreß bewilligte $50,000,000 für Küstenvertheidigungszwecke; Sampson wurde zum Befehlshaber des bei Key West angesammelten Geschwaders ernannt, Schley übernahm das Kommando des fliegenden Geschwaders. Am 10. April verließ General-Konsul Lee mit einer großen Zahl von amerikanischen Flüchtlingen Havana; am darauffolgenden Tage richtete Präsident McKinley eine Botschaft an den Kongreß, in welchem er „bewaffnete Intervention" auf Cuba empfahl. Am 19. April unterzeichnete Präsident McKinley ein Ultimatum an Spanien, in welchem die Räumung Cubas innerhalb von drei Tagen gefordert wurde. Der spanische Gesandte in Washington, Polo y Barnabe, sah sich in Folge dessen veranlaßt, seine Päße zu fordern. Zu gleicher Zeit wurden auch dem Bundesgesandten in Madrid, General Woodford, seine Päße ausgestellt. Endlich erklärte am 22. April der amerikanische Kongreß in einer Resolution, daß sich die Union mit Spanien im Kriegszustande befinde.

Digitized by Google



Die Hinrichtung der Mannschaft des „Virginius" in Santiago.

Digitized by Google

Erster Theil.

Nach dem Kriegsschauplatz.

Im Lager zu Tampa.

Die Truppen machen einen sehr günstigen Eindruck. — Das Klima fängt an, sich geltend zu machen. — Vereinzelte Fälle von Sonnenstich. — Die holde Weiblichkeit. — General Wade's Hauptquartier. — Im Allgemeinen scheint man den Ernst der Situation noch nicht erfaßt zu haben.

Tampa, 24. April 1898. Nachdem ich in Washington den Hülfskriegssekretär Miklejohn, General Miles und Oberst Humphreys, den Chef des Etappenwesens gesprochen und auf der Reise hierher die Ansichten von verschiedenen Bahnagenten, die mit dem Transport von Truppen beschäftigt sein werden, gehört habe, wird es mir immer klarer, daß der Krieg mit Spanien selbst von diesen Leuten nicht ernst genommen wird. Immer und immer wieder hörte ich bei Besprechung der Ereignisse die Bemerkung: „Wenn es wirklich zum Kampfe kommt." Die höheren Eisenbahnbeamten — und solche waren von Savannah ab fast die einzigen Passagiere auf meinem Zuge — sprachen sich freimüthig dahin aus, daß die Armee keineswegs für eine Invasion in Cuba equipirt sei. Diese Leute waren in der Lage, ein Urtheil fällen zu können, denn erst Tags vorher hatten sie Tausende von Truppen nach den verschiedenen Sammelpunkten im Süden befördert und sich von der Unzulänglichkeit der Equipirung überzeugen können. Sie sprachen sämmtlich die Meinung aus, daß Monate darüber hingehen dürften, ehe man an eine Landung von Truppen in Cuba denken könne.

Zwei kubanische Agenten, die ich bereits in Sekretär Miklejohn's Office gesehen hatte, reisten mit mir zusammen. Erst in Waycroß trennten sich unsere Wege, sie gingen nach Jacksonville. Natürlich waren die Herren unzugänglich in Bezug auf ihre Geschäfte in Washington. Sie behaupteten, daß Santiago de Kuba in kurzer Frist in Händen der Amerikaner sein würde, da dort die Insurgenten am stärksten seien und bereits Kontrolle über das von dort nach St. Thomas führende Kabel erlangt hätten. Wenn sie mir rathen dürften, meinten sie, sollte ich mein Ziel nach dort richten.

Leider fand ich die Meinung meiner Mitreisenden über die Unbereitschaft der Truppen bei meiner Ankunft in Tampa nur zu sehr bestätigt. Wie es die Leute, die man vom hohen Norden hierher schaffte, im tropischen Klima Kuba's bei der gegenwärtigen Equipirung aushalten sollen, ist mir ein Räthsel. Schon jetzt macht sich der Einfluß des Klimas bemerkbar. Verschiedene Fälle von Sonnenstich wurden gestern gemeldet. Die Leute klagen allgemein über die schwere dunkle Uniform, die dicken wollenen Hemden und so weiter.

Das kleine Städtchen Tampa ist überschwemmt von Blaujacken, die mit den Bewohnern ein recht freundschaftliches Verhältniß angeknüpft haben. Es ist nicht abzuleugnen, daß Amerika in seiner regulären Armee physisch ein prächtiges Material besitzt, lauter schöne, prächtige Gestalten, wie geschaffen Strapazen auszuhalten, deren Ueberfluß von Vitalität, auf der anderen Seite aber, vielleicht ein besonders günstiges Feld für Spaniens Verbündeten, das gelbe Fieber, bildet. Die Camps erfreuen sich geradezu idealer Beding-

Digitized by Google

)ch gelegen, trocken, sandig einer fast immer wehenden [illegible] bestrichen. Der Flächenraum scheint groß genug, um hunderttausenden von Truppen zum Bivouak dienen zu können. Augenblicklich lagern hier etwa 5000 Mann Infanterie. Das Bivouak macht keineswegs den Eindruck, als ob sich die Armee im Kriegszustand befände.

Dem oberflächlichen Beschauer erscheint die Disziplin nachlässig. Ich möchte hierüber jedoch kein bestimmtes Urtheil fällen, da am Ende Disziplin ein sehr relativer Begriff ist. Kutschen und Buggies fahren ungehindert mitten zwischen den Zelten der Soldaten umher. Hier und da schien sich allerdings eine Wache zu erinnern, daß gewisse Regulationen gegen Fuhrwerke existirten, und wies dieselben nachlässig mit dem Bajonette auf die erlaubten Wege.

Die Schönen von Tampa waren gestern in voller Stärke ausgerückt, aber die Mission dieser Amazonen war eine friedliche. Sie bombardirten die Soldaten förmlich mit Kuchen eigener Art, auf deren Bereitung die Hausfrauen von Tampa und solche, die es werden wollen, besonders stolz sind.

Wenn ich einen Vergleich wagen darf mit Aehnlichem, was ich vor Jahren bei Manövern in Deutschland gesehen, so muß ich sagen, daß die Transportmittel des Train keinen sehr günstigen Anblick boten. Hoffentlich ist noch besseres Material für den Feldzug auf Kuba unterwegs. Die Zelte sind groß und geräumig und es muß sich in ihnen bei diesem milden Klima sehr gut sein lassen. Am Abend zogen die Soldaten schaarenweise in den Straßen der Stadt herum bis spät in die Nacht.

Bis jetzt haben weder Kompagnie-Exercieren noch Uebungen in größeren Truppenabtheilungen stattgefunden, was wieder die oben ausgesprochene Ansicht bestätigt, daß man die Sache nicht ernst nimmt. Das wird um so auffälliger, wenn man bedenkt, daß von all diesen Truppen kaum je ein einziges Regiment vereint operirt hat und ein Zusammenwirken in großen Truppenmassen selbst den meisten Offizieren nur aus Büchern bekannt ist.

General Wade's Hauptquartier befindet sich in dem inmitten wunderbar tropischer Vegetation gelegenen prachtvollen Tampa Bay Hotel, wo sich in den Wintermonaten die fashionable Welt der Nordstaaten amüsirt. Die weiten Räume des Prachthauses waren verlassen, die Fensterläden geschlossen, alles öde und still, als ich gestern um die Mittagszeit dort vorsprach. Da war kein Ab- und Zugehen von Stabsoffizieren, kein Sporenklirren, kein Hin- und Hereilen von Ordonanzen und Kouriren. Nur ein einsamer, hochgewachsener junger Lieutenant langweilte sich auf einem Plüschsopha und unterhielt sich damit, die Blumen in dem prachtvollen Teppich zu zählen, der den Fußboden des großen Parlors bedeckt.

General Wade sei nicht anwesend, erklärte er sehr höflich, auf meine Frage. Ich könne ihn erst gegen fünf Uhr sprechen. Als ich um diese Zeit wieder vorsprach, hieß es, General Graham sei soeben von Key West angelangt. Jetzt war etwas mehr Leben in dem Hotel, alte bärtige Kolonels und junge Lieutenants belagerten die Parlors, aber keiner schien etwas zu wissen oder wollte etwas wissen. General Graham hat einen großen Stab von Bureaubeamten mitgebracht, ein Umstand, der darauf schließen läßt, daß er sich hier niederlassen und den Oberbefehl über sämmtliche hier sich ansammelnden Truppen übernehmen wird. Morgen sollen auch endlich Truppenübungen im großen Maßstabe beginnen.

Von Bahnbeamten erfahre ich noch, daß die Regierung Arrangements für den Transport der in Chickamauga liegenden Kavallerie und Artillerie nach Tampa getroffen habe. Die Nachricht, welche darauf hindeuten würde, daß Tampa zum Hauptquartier von General Miles und zum Sammelort aller Truppen ausersehen ist, muß jedoch mit Vorsicht aufgenommen werden.

Digitized by Google

21. April 1898. Der Abbruch diplomatischer Beziehungen seitens Spanien's wird von den Amerikanern als Kriegserklärung betrachtet.

22. April. Das nordatlantische Geschwader dampft ab, um cubanische Häfen zu blokiren. — Bei dem Kapern des spanischen Küstenfahrers „Buena Ventura" feuert das Kanonenboot „Nashville" den ersten Schuß im Kriege ab. — In einer Proklamation an alle Nationen verkündet der Präsident die Blokirung cubanischer Häfen.

23. April. Der Präsident ruft 125,000 Freiwillige unter Waffen.

24. April. Die amerikanischen Schiffe „Detroit", „Wilmington" und „Winona" kapern die spanischen Kauffahrer „Catilina", „Candida" und „Saturnina".

Der erste Todesfall im Lager.

Tampa, Fla., 25. April. Gestern Nacht hat sich der erste Todesfall im Lager von Tampa ereignet. Ein Gemeiner des 6. Infanterie-Regiments starb infolge des heißen Wetters. Seine Kameraden behaupten, Whiskey und Eiswasser hätten ihn umgebracht, die Offiziere gaben vor, überhaupt nichts von einem Todesfall zu wissen. Col. Cochran, der grimme wohlbeleibte Kommandeur des Regiments, nebenbei auch Kommandeur einer der zwei Brigaden, in welche das Lager seit gestern eingetheilt ist, schien nicht gerne über den Todesfall zu reden. „Ich habe eine Menge Blumenbouquets für den todten Helden von Damen aus Tampa erhalten," sagte er mir, und da wir keinen todten Helden haben, so vertheile ich dieselben an die lebendigen."

* * *

Selbst dieses kleinen schläfrigen Tampa's hat sich ein Unternehmungsgeist bemächtigt, der Dinge geschaffen, die hier für Wunder gelten. Eine Straßenbahn nach dem Lager ist entstanden und sie ist ein wahrer Segen.

Man versinkt beinahe in dem Sand in Tampa's Straßen. Dicht am Camp sind unzählige Bierquellen aufgetaucht, die bei dem starken Andrange der Blaujacken manchmal versiegen. Man darf die Boys deswegen nicht zu scharf verurtheilen, denn, weiß Gott, der Durst, den das Klima hier um diese Zeit entwickelt, könnte selbst einen Temperenzler von Maine zum Säufer machen.

Eben ertönt der „Hash Call", so nennt man im Camp das Zeichen zum Essen, als Kompagnie F vom 5. Regiment von Atlanta, Georgia, zum Aufbruch nach Port Tampa beordert wurde. Es war das ein trauriges Signal für jene Soldaten, denn die schönen „Steaks" und sauren Gurken mußten ungegessen fortgeworfen werden.

Es hieß, daß in Key West Riots unter den dort stationirten zwei Kompagnien Farbiger und der Bürgerschaft ausgebrochen seien, und die vom „Fünften" Ordnung schaffen sollten.

Kompagnie F marschirte nach dem Bahnhof und wurde von da nach Fort Tampa transportirt. Dort war, wie ich bei einem Besuche Morgens früh bemerkt hatte, der Dampfer „Olivette" zur Abfahrt bereit. Ob er die Truppen befördert, kann ich bei Absendung der Depesche noch nicht feststellen. Die übrigen Kompagnien desselben Regiments bekamen gleichfalls im Laufe des Nachmittags Ordre, sich zum sofortigen Abmarsch bereit zu halten.

Dieses Regiment besteht beinahe zu einem Drittel aus Deutschen und erfreut sich der besonderen Gunst des Generals Miles.

Wenn auch nicht so stark wie im „Fünften", so ist doch der Prozentsatz der Deutschen unter den hier kampirenden Truppen ein auffällig großer. Mindestens 20 Prozent; wie ich ermittelte, sind es meistens Leute, die frisch gedient herüber kamen und in Ermangelung eines Besseren den blauen Rock, den sie eben erst an den Nagel gehängt hatten, wieder anzogen.

Zu den gestrigen Besuchern im Camp stellten die Kubaner wie gewöhnlich wieder das Hauptkontingent. Diese Leute dürfen nicht mit den kubanischen Negern verwechselt werden. Ihre Anwesenheit hier datirt erst seit den letzten zwei Jahren und die besten Elemente befinden sich erst seit so vielen Monaten in Tampa; die Kriegsgefahr vertrieb sie, wie auch viele Spanier, hierher. Ich möchte fast

Digitized by Google

sagen, daß die meisten von ihnen besseren Klassen angehören, als selbst die „Vierhundert" Tampa's. Es sind Leute von feinen Manieren, und ihre Damen zeichnen sich durch südländische Schönheit aus. Trotz alledem vermögen sie offenbar nicht die Sympathie der hier lagernden Truppen für sich zu gewinnen; mehr als einmal hörte ich gestern im Lager aus dem Munde von Offizieren: „Die Kerle sind nicht werth, daß wir uns für sie aufopfern, ja, wenn es nicht der „Maine" halber wäre!"

Kurzweil im Lager.

Die tollen Streiche der Soldaten alle zu berichten, würde Spalten füllen, nur einige mögen hier Platz finden. Ein kleiner Neger, deren sich eine Menge im Lager herumtreiben, hatte sich in das Barbierzelt von Kompagnie E, 4. Regiment, eingeschlichen und wurde gerade noch ertappt, als er mit der einzigen Flasche Bay-Rum das Weite suchte. Fünf bis sechs langbeinige Burschen setzten ihm nach und einen Moment später zappelte das schwarze Kerlchen zwischen den Armen einer riesigen Blaujacke. Eins, zwei, drei hatten sie ihm Hose und Hemdchen vom Leibe gerissen und jetzt begann unter dem Zetergeschrei des Opfers eine Prozedur, von der ich schon einige Male gehört, die ich aber noch nicht gesehen hatte. Wie es früher als Hauptspaß galt, Füchse zu prellen, so geht in Tampa eine freudige Bewegung durch das ganze Lager, wenn es heißt: heute wird ein „Coon" geprellt. Der arme kleine Schwarze wurde also auf eine von sechs baumstarken Soldaten straff gespannte wollene Decke geworfen und dann von diesen etwa vier bis fünf Fuß in die Höhe geschleudert und wieder aufgefangen. Sein Jammergeschrei war unbeschreiblich. Hunderte von Zuschauern, Soldaten, Civilisten, selbst Weiber, brüllten fast vor Lachen. Die Scene war auch in der That mehr komisch, als roh. Da passirte etwas, das nicht auf dem Programm stand. Die Todesangst des nackten Kerlchens entlud sich ganz plötzlich auf so unerwartete Weise, daß die vor Lachen fast berstenden Zuschauer eiligst auseinander stoben. Der Soldat, dessen Decke man zu dem Sport benutzt und der sie nun waschen mußte, fluchte wie ein Unteroffizier. Solche Späße dürfen die Offiziere freilich nicht sehen. Kompagnie A vom 6. Regiment feierte gestern den Geburtstag ihres Hundes, eines jetzt schon alten, fetten, räudigen Köters, der vor X Jahren in der Garnison der Kompagnie geboren war. „Patsey", so heißt das Vieh, empfing Glückwünsche und Geschenke, allerlei Delikatessen und ein Halsband von Kapitän Wye. Eifersüchtig knurrte er und zeigte seine Zahnlücken jedem, der sich seinen Schätzen näherte. Die Sensation des Tages im Lager war aber die Aufnahme von sogenannten Vitaskopebildern durch einen von dem New Yorker Theaterunternehmer Keith hierher gesandten Photographen.

Im Tampa Bay Hotel bilden die Konzerte der verschiedenen Regiments-Kapellen die Attraktion. Die geräumige Veranda ist stets dicht mit Herren, Damen und Offizieren besetzt. Die Kubanerinnen, oder Spanierinnen, sie sie lassen sich nicht unterscheiden, stellen auch hier wieder das bedeutendste Kontingent von schönen Damen in angemessenen Toiletten.

Auch hier ist zu bemerken, was ich schon früher erwähnt habe, daß Offiziere und Soldaten keine Eroberungsgelüste zur Schau tragen. Die Senoritas ihrerseits scheinen kaum eine Attacke zu wünschen. Die Kapelle, es waren 26 Mann, natürlich unter Leitung eines Deutschen, begann mit der National-Hymne, eigenartig militärisch-geräuschvoll orchestrirt. Die Kapelle spielte mit Feuer-Eifer, offenbar ihr Bestes thuend; da zimbelten und pauken und bliesen sie, daß man es ordentlich wie Rippenstöße im Herzen spürte. In New York wären sie verrückt geworden bei solch nationalhymnischer Kriegsmusik. Hier erhoben sich kaum einige Hände zum Applaus. Man darf hier

Digitized by Google

nicht so demonstrativ patriotisch sein, denn das könnten die reichen spanischen, hier ansässigen Cigarrenfabrikanten übel nehmen.

Im Parlor machte während des Konzerts Frau Plant, die Gemahlin des bekannten Eisenbahn-Präsidenten und andere fashionable Damen die Honneurs. Hier befanden sich General Wade, alle höheren Offiziere und sonstige Würdenträger aus Washington und Tampa und Nachbarschaft. Unter den Palmen im Park wandelten ungestraft und noch dazu in tiefer Finsterniß die wenigen Blaujacken, die hier in Tampa sich zu einem passenden Unterrock gefunden hatten.

Ein ganz anderes Bild bietet das Tampa Hotel am Tage; geradezu auffallend öde ist es dann. Nicht einmal ein Wachtposten läßt darauf schließen, daß hier sich das Hauptquartier befindet. In der Hotel-Office sitzt ein ältlicher Herr mit einem Strohhut auf dem Kopfe, der Zeitungen liest und dabei Cigarren raucht. Im ersten Augenblick hält man ihn für einen höchst nachlässigen Hotel-Clerk. Der Alte ist General J. F. Wade, Höchstkommandirender im Lager von Tampa. Unten im Kasino, wo während der Saison Theater gespielt wird, jetzt aber sich statt des Parquetts ein Schwimmbasin befindet, hat Generaladjutant Arthur McArthur die Kanzlei aufgeschlagen. Seine Unterbeamten, ich glaube es sind Civilisten, sitzen in Hemdsärmeln vor ihren Schreibmaschinen, während der Adjutant selbst sich stets in tadelloser Uniform gefällt. Er ist ein überaus freundlicher und höflicher Herr, der gerne jede Frage beantworten möchte, aber leider immer weniger weiß, als der allergemeinste Soldat im Lager.

Reise nach Key West.

Eifrige Vorbereitungen deuten auf eine bevorstehende Aktion. — Man richtet Lazarethe ein und schafft Wasser herbei. — Innerhalb von drei Tagen wird eine Landung auf Kuba erwartet.

Key West, Fla., 1. Mai. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß endlich ein energischer Handstreich auf Havana vorbereitet wird, nach der Rührigkeit zu schließen, welche heute hier unter den Marine-Offizieren herrschte. Die Sanitäts-Offiziere machten die Runde in allen Cigarrenfabriken, von denen einige in Hospitäler umgewandelt werden sollen. Es heißt, daß dieselben wahrscheinlich schon in drei Tagen gebraucht werden.

An diesen Gebäuden wird mit größter Hast gearbeitet, um sie bald in brauchbaren Zustand zu versetzen. Vor Allem will man dafür Sorge tragen, stets einen Vorrath von gutem Trinkwasser zu haben, zu welchem Zweck verschiedene Apparate modernster Konstruktion angebracht werden. Nicht genug damit, bringen die Schiffe der Plant Line und andere Dampfer jedesmal, wenn sie nach Key West kommen, hunderttausende von Tonnen Trinkwassers mit, ein Mangel kann somit nicht leicht eintreten. Die Insel hat kein Süßwasser aufzuweisen, folglich ist man für einen regelmäßigen Bedarf auf das Wasser angewiesen, das sich nach starkem Regenfalle in den Cisternen angesammelt hat. Da es aber seit zwei Monaten hier nicht geregnet hat, würde man sich sicher einer großen Wassersnoth ausgesetzt sehen, unter welcher namentlich die hierher transportirten Truppen zu leiden haben würden, hätte man nicht durch künstliche und andere Mittel für die nöthige Wasserzufuhr Vorkehrungen getroffen.

Digitized by Google

Gestern Nacht kehrten mehrere Kriegsschiffe, darunter das Flaggschiff „New York" von der Blokade zurück, offenbar auf Befehl von Washington. Es liegen jetzt hier vor Anker Flaggschiff „New York",„ Iowa", „Cincinnati",„Marblehead",„Mayflower", „Detroit", „Puritan", die Torpedoboote „Cushing" und „Winslow", sowie eine Anzahl von Transportschiffen und Booten geringerer Bedeutung. Da der Censor in Key West Nachrichten über die Bewegung von Schiffen stets unterdrückt, so ist Näheres bis jetzt nicht gemeldet worden. Ueber die Ursache der Ansammlung dieser Flotte existiren zweierlei Gerüchte. Nach einem soll eine Operation in Porto Rico geplant sein, nach dem andern, wahrscheinlicheren, präpariren sich die Schiffe nur auf ein zweites Bombardement von Matanzas oder Port Cabanas, nicht zu verwechseln mit der Festung Cabanas. Dort will man angeblich dieser Tage eine Landung versuchen und einen festen Platz als Basis für weitere Operationen und Stapelplatz für Munition und Proviant etabliren. Zu diesem Zwecke sollen innerhalb einer Woche 5000 Truppen von Tampa nach Cuba abgehen.

Ich habe jedenfalls festgestellt, daß die Truppen auf ihrem Wege nach Kuba Key West nicht berühren werden und werde mich deßhalb heute Abend auf der „Mascotte" nach Tampa einschiffen, um die Truppen zu begleiten.

* * *

Key West hat augenblicklich wenig Verführerisches und das mag wohl auch der Grund sein, weshalb so wenige von der Bemannung der Kriegsschiffe an Land kommen. Die cubanischen Restaurants sind selbst den Theerjacken zu schmierig. Wo es Musik und Tanz giebt, ist ihr Haupt-Rendezvous. Nicht selten gelingt es einer alten schlauen Theerjacke, einen Reporter unter der Vorspiegelung von wichtigen Mittheilungen, die er machen könne, dorthin zu locken. Das kostet natürlich verschiedene Schnäpse. Während nun der Seemann seinen Bären auf den Reporter losläßt, kommt eine andere Theerjacke des Weges. Der war dabei, der hat es mit angesehen, er ist einer von der „Terror Crew", sagt der erste und winkt den Ankömmling, den er nie vorher gesehen, herbei. Das bedeutet mehr Schnaps und mehr Lügen.

Unter den Seeleuten herrscht begreiflicherweise mehr Enthusiasmus für diesen Krieg als unter den Landsoldaten, womit nicht gesagt sein soll, daß letztere ihn nicht wünschten. Als die Nachricht von dem Siege der amerikanischen Flotte bei Manila kam, machte sich dies besonders bemerkbar; doch weiß ich nicht, ob die Freudenäußerungen über den Sieg oder die Verwünschungen über Washington, das den Boys absolut keine Chance, ihren Muth zu zeigen, geben wollte, lauter waren.

Eine lange Reihe von niedrigen dreckfarbenen Holzhäusern, beschattet von staubigen Cocosnuß-Palmen und anderen tropischen Bäumen, dehnt sich Key West vor den in die, in fünf oder sechs verschiedenen Tinten von Grau, Blau und Grün schillernden Gewässer des Hafens einfahrenden Dampfer aus. Links liegen die theilweise höchst werthvollen, den Spaniern abgenommenen Prisen, etwa zehn an der Zahl, rechts einige Kriegsschiffe, Depeschenboote der Zeitungen, und andere Fahrzeuge. Eine frische Brise streicht fast immer über die stets bewegten Wellen und mildert die brennend heißen Strahlen der fast senkrecht darüber stehenden Sonne. Des Nachts bestreicht das ungemein intensive Licht des Scheinwerfers von Fort Taylor den weiten Hafen. Sein Schein wandert von Deck zu Deck und läßt so irgendwelche Unregelmäßigkeiten an Bord eines Schiffes, sei es Kriegsdampfer oder Prise, leicht wahrnehmen. Die Insel erhebt sich inmitten einer Menge von Korallenriffen und nur die Thatsache, daß die Natur selbst eine Höhlung in der unterseeischen Umgebung und so einen Hafen mit genügendem Tiefgang für größere Fahrzeuge geschaffen, hat sie vor all' den anderen Keys zu dem gemacht, was sie heute ist: der wichtigste

Digitized by Google

Kriegshafen für die amerikanische Marine, der Hauptstapelplatz für Munition und Proviant. Fort Taylor und mehrere jetzt im Bau begriffene Batterien erhöhen die strategische Bedeutung des Ortes.

Die Stadt Key West, zum größten Theil aus niedrigen Holzhütten bestehend, von kalkstaubigen Straßen durchschnitten, bedeckt fast den ganzen Key, mit Ausnahme des südlichen sumpfigen Theiles. Die Bewohner sind wohl zwei Drittel Neger, ich möchte fast sagen: „ideale Niggers", faul dumm und gefräßig. Die Weißen, nun je weniger man über dieses charakterlose Konglomerat sagt, desto besser. Was soll man von erwachsenen Menschen denken, die Wettrudern veranstalten und eine Gallone Icecream als Preis für den Sieger aussetzen! Icecream für Sports, und noch dazu aus kondensirter Milch fabrizirt!

Der enorme Andrang von Offizieren, Zeitungs-Korrespondenten und anderen mit den Truppen- und Flottenbewegungen im Zusammenhang stehenden Personen verleiht natürlich der Hauptstraße (Duval Street) ein ganz anderes Ansehen, als sie es zu anderer Zeit zu besitzen pflegt. Die Veranda des Key West Hotels ist fast Tag und Nacht von Korrespondenten belagert, die sich meist vergebens bemühen, die Offiziere über Vorgänge in der Blokadelinie und im Hafen auszuhorchen. Meistens wissen diese Militärs in der That selber nichts. Das Telegraphenbureau und die gegenüberliegende Spielhölle sind zwei andere Rendezvous-Orte für dieselben Elemente am Abend, nachdem sie sich schon am Morgen gegenseitig von dem Zollhause nach der Marine-Station und von dort an die Werften verfolgt haben. Der Hauptsammelplatz ist jedoch das oben erwähnte Key West Hotel. Die Preise dort sind, da es der einzige Gasthof ist, geradezu unverschämt, von $2.50 auf $4.50 bis $6.00 pro Tag, gestiegen und man muß es sich gefallen lassen, mit bis zu sechs Mann in einem Zimmer zu kampiren. Gestern Nacht wurde sogar das Schreibzimmer ausgeräumt, um für Betten Platz zu machen.

* * *

Die von den circa 200 hier weilenden Korrespondenten erzielten Resultate sind angesichts der damit verknüpften ungeheuren Kosten lächerlich gering. Jede Yacht, jede Launch im Hafen steht im Dienste von Zeitungen, die nie in der Geschichte des Journalismus dagewesene Anstrengungen machen, ohne im Großen und Ganzen etwas Anderes erreicht zu haben, als die Berichte der Associirten Presse in anderen Versionen zu wiederholen. Gegen Mitternacht, ohne jeglichen Anhaltspunkt und auf's Gerathewohl ziehen diese Zeitungs-Expeditionen nach der Küste von Cuba aus. Mit dem Morgenroth, nach einer schlaflosen, durch Seekrankheit besonders angenehm gemachten Nacht gelangen sie an die Linien der Blokade. Mit dem Fernglas bewaffnet, geht es es dann manchmal in nicht sehr respektvoller Entfernung die Küste entlang. Häufig sind die Kommandeure der dort kreuzenden Kriegsschiffe gezwungen, die allzu kühnen Zeitungsleute innerhalb der Blokadelinien durch allerlei fürchterliche Drohungen zurückzujagen. Und was giebt es dort an der Küste zu sehen? Langsam dahinfahrende graue Kriegsschiffe; schwarze Bewohner, die mit ängstlich erstaunten Augen deren Bewegungen verfolgen; hier und da eine kleine Abtheilung spanischer Soldaten, plötzlich auftauchend auf dem Dache einer Hütte, die zum Gruß winkende cubanische Flagge, ebenso plötzlich verschwindend, die düsteren Mauern Jahrhunderte alter Befestigungen und die Schlünde ihrer nicht viel jüngeren Kanonen. — Das Alles haben diese Zeitungs-Argonauten schon ein halb Dutzend Mal gesehen, etwas Neues aber erscheint doch wieder. Eine „Story" giebt's auf jeden Fall. Auf dem Heimwege einigt man sich auf irgend eine Räubergeschichte, um die Kollegen in Key West irre zu führen. Diese kleinlichen Listen und Betrügereien darf der

Digitized by Google

Draht ungehindert befördern. Der Leiter einer dieser Zeitungs-Expeditionen zeigte mir neulich im Vertrauen die Bewaffnung seiner Yacht: sechs Winchester-Gewehre und ein Dutzend Revolver. „Ich hoffe nur, sagte er, „daß mir was Spanisches in die Hände läuft, „I won't do a thing to it".

Die Straßen der Stadt sind wohl seit ihrer Gründung nicht gereinigt worden und die Hälfte der Häuser stinkt von Unrath, der sich dort seit undenklichen Zeiten angesammelt hat; aber weder die städtischen, noch die militärischen Behörden haben dem Mißstand bisher Beachtung geschenkt. Bedenkt man, daß außerdem weder Abzugskanäle noch fließendes Trinkwasser vorhanden ist, nicht einmal Quellen, so kann man sich ein Bild machen von dem, was die Rothe Kreuz-Gesellschaft und die Sanitätsbehörde hier zu überwinden haben werden. Wie Commander Forsyth mir bestätigt hat, sollen die Verwundeten nach den zu erwartenden Schlachten hierher gebracht werden, weil man hier Raum für dieselben hat. Die Aermsten sind zu bedauern!

---

25. April. Der Kongreß erklärt in einem Beschluße, daß der Krieg am 21. April begann.

26. April. Spanien appellirt an die Mächte. — Die Kriegssteuern-Bill wird im Repräsentantenhause einberichtet. — Der Präsident unterzeichnet die Armeereorganisations-Bill.

27. April. Das asiatische Geschwader der Ver. Staaten dampft, da es in Uebereinstimmung mit den Neutralitätsgesetzen Hong Kong verlassen muß, nach den Philippinen ab, um das dortige spanische Geschwader anzugreifen. — Die amerikanischen Kreuzer „New York" und „Cincinnati", sowie der Monitor „Puritan" bringen die Batterien bei Matanzas zum Schweigen. — Zu Key West tritt das Prisengericht zusammen. — Das Kriegs-Departement verfügt die Vermehrung der regulären Armee auf 60,000 Mann.

28. April. Die spanischen Forts zu Cabanas werden von dem Flaggschiffe „New York" zerstört. — Der Kongreß bewilligt 47 Millionen Dollars für Marinezwecke.

29. April. Spanien's Flotte unter Admiral Cervera verläßt die Cap Verde'schen Inseln. — Die Kriegssteuer-Bill passirt den Kongreß.

1. Mai. Die von Admiral Montojo befehligte spanische Flotte wird in der Bai von Manila seitens des Dewey'schen Geschwaders vollständig vernichtet.

Cubanische Rekruten.

An Bord der „Mascotte" via Tampa, 2. Mai.

An Bord des Schiffes befinden sich 200 cubanische Rekruten, die gestern in Key West angeworben wurden. Ich war bei ihrer Rekrutirung zugegen, die auf mich den Eindruck einer sehr melancholischen Affaire machte. Die Kerle legten weder Trauer noch besonderen Enthusiasmus an den Tag. Bemerkenswerth war die Menge von halb erwachsenen Bengels, die sich zu dem „Heiligen Krieg" drängten. Mehrere wurden beim Appell vor die Front gerufen und nach Hause geschickt, da man nicht leiden wollte, daß die Jüngelchen in den Krieg zögen. Von den 200 wären in der deutschen Armee sicherlich 160 wegen allgemeiner Körperschwäche zurückgewiesen worden. Die Leute zogen, Neger, Mulatten, Weiße, Alles durcheinander, gestern Abend mit der von irgend einem Kriegsschiff ausgeborgten Kapelle durch die Straßen Tampa's nach dem Dock der Plant Line-Dampfer. Vivas und Hurras, Thränen und Glückwünsche begleiteten sie auf dem Wege. Rührend war der Abschied der jungen Leute, namentlich der helleren Farbe, von ihren „Novias", auf deutsch „Schätzen", die sie bis auf den Dampfer begleiteten. Viele befürchteten, daß der Dampfer von irgend einem spanischen Kanonenboote abgefaßt werden würde. Da die „Mascotte" nur für Salonpassagiere eingerichtet ist, so mußten die Rekruten auf Deck schlafen, sodaß das letztere thatsächlich von schlafender Menschheit bedeckt war. Schon am frühen Morgen weckten sie das ganze Schiff mit ihren melancholischen Nationalgesängen, und nach dem Frühstück versuchten sie einige militärische Uebungen an Bord, die natürlich herzlich schlecht ausfielen. Viele hatten durch Seekrankheit stark gelitten. In Tampa werden sie sich mit den dort

Digitized by Google

sich ansammelnden kubanischen Truppen vereinigen, um ein Regiment zu bilden.

General Nunez, der bekannte kubanische Rebellenführer, ein sehr interessanter Herr, befindet sich gleichfalls an Bord. Der General wird sich nach Washington zurückbegeben, um der Regierung als Berather für die Operationen zu dienen. Ich habe es aus guter Quelle, daß der Regierung dringend von der Bombardirung von Matanzas und der Fortsetzung der Blokade abgerathen wurde, und zwar von durchaus kompetenter Seite. Es wurde geltend gemacht, daß die Blokade den langsamen Tod vieler Rekonzentrados bedeute, während die spanische Armee, die in vollem Besitz des vorhandenen Proviants sei, absolut nicht darunter leiden könne. Eine Bombardirung und Einnahme von Matanzas, verbunden mit Etablirung eines festen Platzes und Landung amerikanischer Truppen werde viele Opfer kosten. Dieselben Autoritäten befürworten eine sofortige Bombardirung der Befestigungen von Havana und Nachbarschaft. Wenn erst 'mal die Bomben in die Kasernen der Soldaten und die Paläste der Reichen platzten, würde Blanco bald kapituliren.

Rassenhaß in Tampa.

Tampa, Fla., 4. Mai. Seit meinem letzten Besuche hier hat sich das Lager von Tampa fast um das Doppelte vergrößert. Das 24. farbige Regiment hat unter den weißen Kameraden im Lager der Infanterie Quartier gefunden. Die schwarzen Soldaten sind gezwungen, sich möglichst abgesondert zu halten, sonst wird ihnen das Leben im Lager recht schwer gemacht. Noch schlimmer gestaltet sich das Verhältniß zu der Bürgerschaft von Tampa, die verlangt, daß sich der schwarze Soldat denselben demüthigenden Regeln füge, die der Rassenhaß für die einheimischen Neger diktirt hat; ein Umstand, der zu häufigen Konflikten führt. Heute war Zahltag und es stehen wohl deßhalb einige Ruhestörungen bevor, doch glaubt man nicht, daß es zu bösartigen Excessen men wird. Die Absonderung der Schwarzen in Barrooms und Restaurants ist der Stein des Anstoßes und die farbigen Soldaten sollen geschworen haben, diese Einrichtung aus der Welt schaffen zu wollen, ehe sie Tampa verlassen; die Kaufleute aber weigern sich, ihnen auch nur die geringsten Konzessionen zu machen. Wenn der „Nigger" eine auch noch so schöne blaue Uniform trage, die Haut, die darunter steckt, bleibe doch schwarz, so argumentirt man hier. Die farbigen Soldaten sind übrigens am besten von allen Truppen, namentlich mit Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse, ausgerüstet. Ihre Disziplin steht derjenigen der anderen nicht nach und ihr Lager bietet ein Muster von Ordnung jedenfalls das Verdienst ihrer Offiziere.

Einen wunderbaren Eindruck bietet das Lager Nachmittags gegen 5 Uhr. Wenn zur Wachtparade, oder wie es hier heißt, zum „Guard Mount" geblasen wird. Während die Wachen antworten, ertönt von sechs und mehr verschiedenen Stellen die Musik der Regiments-Kapellen, von welcher jede etwa 30 Mann stark ist. Sind sie einander zu nahe, so lösen sie sich ab, und vermeiden so jede unangenehme Störung. Die Offiziere gehen die Fronten entlang und untersuchen die Gewehre, dann kreuzen die abgelösten Wachen Waffen mit ihren Ablösern, tauschen die Parole und die Instruktionen aus, die Kapelle stimmt eine feierliche Weise an, und plötzlich brechen ein paar scheue junge Stiere durch das Gebüsch, gejagt von einem Posten mit aufgepflanztem Bajonette, und verderben den ganzen Spaß. Wenn man unsere regulären Truppen mit dem

Digitized by Google

Krimskrams vergleicht, das sich in einem ganz anderen Theile der Stadt aus verschiedenen Theilen des Landes gesammelt hat, um ein kubanisches Regiment zu bilden, so wird einem so recht deutlich vor Augen geführt, um wie viel die strammen selbstbewußten und doch sich fügenden amerikanischen Regulären den braunen und dunklen patriotischen Burschen von Kuba und wohl auch deren Stammesbrüdern, den Spaniern, überlegen sind. Unbewußt drängt sich einem die Ueberzeugung auf, daß sie siegen müssen, und man verzeiht dann gern manchen Defekt in der Disziplin, den die bessere Qualität des Truppenmaterials zu decken scheint. Man darf eben keinen deutschen Unteroffiziers-Maßstab anlegen.

Die Kubaner haben sich im kubanischen Theater in West Tampa einquartirt. Man gelangt dahin auf Straßen, in welchen die mit sechs Mauleseln bespannten Lastwagen der Armee tiefe Furchen gezogen haben. Ueberall begegnet man diesen Fuhrwerken, die schwer beladen, dem Lager Proviant aus den in den verschiedenen Stadttheilen gelegenen Magazinen des Kriegsdepartements zuführen. Kavallerie-Offiziere paradiren ihre Pferde vor den Kameraden der Infanterie und kleine Abtheilungen von Soldaten trampeln, mit ihren mit Gamaschen bekleideten Beinen hohe Staubwolken aufwirbelnd, durch den glühenden Sand. Ein paar Hundert Maulesel, von einem Dutzend Mexikaner im Galopp durch die Straßen gejagt, kommen an uns vorüber. Die Gegend wird etwas wilder. Um den Weg etwas zu kürzen, fährt mein Kutscher quer über völlig öde, mit Cactus bedeckte Ländereien und gelangt endlich in das kubanische Viertel West Tampa's. Das Theater ist ein großes, gelb angestrichenes Gebäude. Der Mangel an Verdienst, der durch die Stockung der Tabak-Industrie eintrat, ließ die Unternehmer den Bau nur halb vollenden. Alle möglichen Gerüche von cubanischen Leibspeisen und solchen, die es mal gewesen sind, grüßen uns. Küche und jener Ort, wo ihre Erzeugnisse ein Ende finden, liegen dicht bei einander. Das Quartier ist umlagert von kleinen dunklen Burschen, die in eine gelbliche Uniform aus Sackleinen gekleidet sind. Eine uniforme Kopfbedeckung existirt nicht. Ein Brodsack auf der Seite, eine blecherne Schüssel und eine Hängematte im Riemen ist ihre ganze Ausrüstung. Man erwartet, daß die kubanische Junta in New York heute oder morgen Waffen senden wird, bis jetzt haben die Kubaner nichts als zwei alte Flinten, die den Stolz der zwei Wachtposten vor der Thüre bilden. Im ersten Stock sind die Key Wester einquartiert worden, dort befindet sich auch die Sanitäts-Abtheilung, an deren Spitze ein französischer Arzt steht, und die Barbierstube, wo jeder Rekrut gezwungen ist Haare zu lassen. In der Ecke erhob sich ein ganzer Berg von schwarzen Locken, die dem Reglement zu folge fallen mußten. In einem etwas größeren Raume wird den Leuten der erste Begriff von militärischer Disciplin beigebracht. Ein „Offizier" in Hemdsärmeln und von den Schultern gefallenen Hosenträgern müht sich im Schweiße seines Angesichts ab, diesen Cigarrenmachern die einfachsten Kommandoworte beizubringen. Seine Erfolge sind jämmerlich genug; die Kerle legen zwar die beste Absicht an den Tag, aber die Cigarre nicht aus dem Munde. Im obersten Stockwerk hat man die New Yorker einquartiert, die einen etwas besseren, mehr männlichen Eindruck machen; es sind ihrer 250 an der Zahl. Man will behaupten, das Regiment zähle 1000 Mann, doch glaube ich, daß 700 der Wahrheit näher kommt. Drei Generäle werden es gegen den Feind führen. Ich wurde General Jose Lacrete, der das Oberkommande führt, vorgestellt und fand in ihm einen erfahrenen Rebellenführer, einen Mann, vor dem dieses Volk Respekt hat. Er war sehr mittheilsam, bis ich ihn fragte, ob er jetzt unter dem Befehl des Oberkommandanten im Lager von Tampa stehe.

Digitized by Google

„Ich gehorche nur dem Befehle Derer, die mich hierher geschickt und ausgerüstet haben," war seine ausweichende Antwort. „Und wer sind die?" „Ihre Namen sind mir nicht bekannt," schnitt der General weitere, eigentlich überflüssige Fragen ab. Ich war ja von seinen Offizieren unterrichtet worden, daß die Junta den Spaß bezahle. Mir scheint es, als ob die Kubaner etwas enttäuscht wären, über das Entgegenkommen, das sie bei den Amerikanern gefunden.

2. Mai. Der Kongreß bewilligt $35,720,945 für die Invasions-Armee.

4. Mai. Die Schlachtschiffe verlassen unter Commodore Sampson Key West. — Die erste Expedition zur Unterstützung der Cubaner geht von Key West ab. — Das Schlachtschiff „Oregon" verläßt den Hafen von Rio de Janeiro. — Eine große Anzahl Generäle für die Bundesarmee werden vom Präsidenten ernannt.

5. Mai. Kapt. Sigsbee von der explodirten „Maine" erhält das Kommando über den Hülfskreuzer „St. Paul".

6. Mai. Die Bundesarmee wird in sieben Korps eingetheilt.

Die Ankunft von Ambulanzen wirkt dämpfend auf die Kampfeslust.

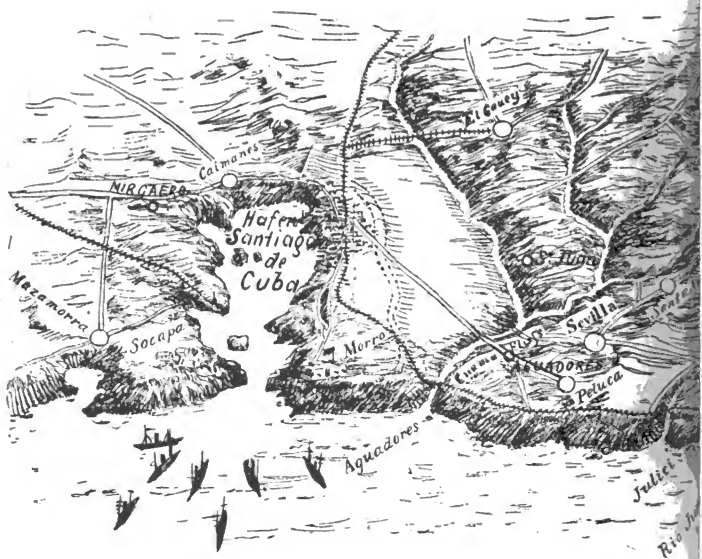
Tampa, 7. Mai. Die Straßen der Stadt sowohl, wie die Eisenbahn, die von Tampa nach Port Tampa führt, und die dortigen Docks boten gestern einen höchst belebten Anblick. Ueberall zogen die sechsfachen Maulesel-Gespanne schwer beladene Proviant- und Munitionswägen der Armee mühsam durch den hoch aufgehäufttn Sand, überall begegnete man kleinen und größeren Truppen-Abtheilungen, die ihre Quartiere wechselten oder nach Port Tampa zogen, um von dort nach Punkten, die ihnen gestern bezeichnet wurden, verschifft zu werden. Die Eisenbahnschienen standen voller Frachtwagen, die mit Munition und Proviant beladen in der Nacht angekommen waren und von Soldaten mit geladenen Gewehren bewacht wurden.

Infolge der seit sechs Monaten andauernden Dürre ist die Feuersgefahr keine geringe. Links und rechts von der Bahn haben die den Lokomotiven entsprühenden Funken weite Strecken von Gebüsch in Brand gesetzt, und Tannenhaine brennen lichterloh wie Pechfackeln. Das hier in Betracht kommende Lager der Artillerie und Kavallerie ist wohl durch seine Angrenzung an die Meeresufer einerseits und anderseits durch tiefe Gräben, die man entlang der Zeltstadt gezogen hat, geschützt, doch wenn die Funken der Lokomotiven den angrenzenden Wald anzuzünden vermöaen, so müssen die Zeltdächer und die langen Wagenreihen wohl derselben Gefahr ausgesetzt sein. Ein Gleiches gilt für das noch unentladene Material auf den Eisenbahnwägen und den Docks.

Unangenehmes Aufsehen erregte heute die Ankunft von zweihundert blitzblanken neuen Ambulanzen mit dem großen rothen Kreuz gezeichnet. Sie erschienen den Soldaten wie eine unheimliche Mahnung an Das, was nicht ausbleiben kann. Die Ambulanzen, auf eine lange Strecke von Eisenbahnwagen verladen, blieben auf dem Bahnhof in Ybor City (Vorstadt von Tampa) zurück, offenbar, um sie möglichst den Augen der Soldaten zu entziehen. Trotzdem strömten die Leute in Massen dorthin und manch' Einem wurde bei dem Anblicke etwas unheimlich zu Muthe.

Im Lager von Tampa macht sich die Wirkung der jüngsten Ablöhnung noch immer sehr bemerkbar. Die farbigen Truppen haben an verschiedenen Stellen Faro-Banken aufgelegt, die ungemein stark frequentirt wurden. Solche Spielhöllen sah ich übrigens auch im Lager der weißen Truppen. Einer der Bankhalter hatte seinen Kameraden gestern Nacht nicht weniger als $500 abgewonnen, aber die armen ausgeräucherten Kameraden trösteten sich mit dem Gedanken, wie sie dem glücklichen Gewinner am nächsten Zahltag mitspielen wollten, wenn sie bis dahin noch lebten.

Digitized by Google



Der Spanisch-Amerikan

Bischauplatz in Kuba.

Digitized by Google

In der Stadt machten die Läden noch immer ausgezeichnete Geschäfte. Das solidere Element unter den Soldaten schien heute seinen Tag zu haben. Das Postbureau war von Morgens früh bis Abends spät von guten Söhnen und Gatten belagert, die ihre Löhnung den Lieben in der Heimath sandten. Die Souvenirläden, wo es ausgestopfte und lebendige Alligators, allerlei zu hübschem Tand für's Liebchen bearbeitete Muscheln, Seethiere und dergleichen zu kaufen giebt, heimsten eine reiche Geldernte ein. Die Expreß-Kompagnie beförderte nicht weniger als 1200 Packete in den letzten 24 Stunden, alle an Freunde und Verwandte der Blaujacken. Photographen kamen nicht zu kurz, die Neger waren ihre besten Kunden. Viele von diesen abergläubischen Farbigen hatten es versäumt oder waren nicht im Stande, sich mit den schützenden Hasenfüßen, die als Amulette dienen, zu versehen, und das bedeutet sicheren Tod. Nun so mußte der Photograph heran, um für Topsey oder Sally die Züge des schwarzen Todeskandidaten zu verewigen.

Im Lager der Freiwilligen.

Die New Yorker „Boys" in Florida angelangt. — In Lakeland haben sie ein Lager bezogen. — Die Semitropensonne bereitet ihnen einen heißen Empfang. — Gewaltthätige farbige Reiter ihre Nachbarn im Bivouak. — Ein Opfer des Rassenhasses.

Lakeland, Fla., 17. Mai. Die Anhöhen bei Lakeland, welche von den Bewohnern mit dem stolzen Namen „Mountains" bezeichnet werden, übersteigen nicht die Höhe von 208 Fuß von der Meeresoberfläche aus gemessen und dann nur, wenn Ebbe herrscht. So wenigstens behaupten hiesige Witzbolde. Das kleine Städtchen Lakeland liegt an den sanften waldigen Abhängen von drei kleinen Seen. An den Ufern von fünf anderen etwas größeren stagnirenden Gewässern, die sich einer sehr üppigen Flora erfreuen, werden heute Abend die Zelte des 71. Regts. aufgeschlagen sein, wenn nämlich bis dahin der Gepäcktrain des Regimentes eingetroffen ist. Dort an diesen Seeufern zerstreut, befinden sich die Lager des 1. und 10. Kavallerie-Regts., letzteres farbig, die schon am Montag früh in Lakeland eingetroffen waren und die des 2. Voluntär-Regiments von Massachusetts. Nachdem man in Tampa so viel von der regulären Armee gesehen hat, ist man wohl im Stande, einen Vergleich zu ziehen. Dieser fällt nicht zu Ungunsten der New Yorker Einundsiebziger aus. Es sind meist große kräftige Leute, ihrer 1050 an der Zahl, die trotz der auf der Reise und im Bivouak zu Hempstead ausgestandenen Strapazen frisch und munter erscheinen. Nicht einen Mann hatte das Regiment zurückgelassen oder unterwegs verloren. Auf der Reise waren vielleicht ein Dutzend Leute, hauptsächlich infolge des allzu raschen Klimawechsels, erkrankt, aber selbst diese Patienten waren verhältnißmäßig guten Muthes, in dem Bewußtsein, als erste Freiwillige gegen den Feind ausrücken zu können. Die Armee-Intendantur hat sich mit Bezug auf das 71. Regiment mancherlei zu Schulden kommen lassen. Die Leute hatten auf dem ganzen Wege nichts als ganz geringe Rationen von Bohnen und „Hard Tack", eine Art Zwieback, bekommen. Einige der Offiziere ließen allerdings ihren Leuten auf eigene Kosten und Gefahr einige Mahlzeiten verabreichen, aber die Mehrzahl kam ausgehungert hier an.

Die beiden ersten Kompagnien lang-

Digitized by Google

ten schon zu früher Morgenstunde hier an und erfreuten sich auf schattigen Lagerplätzen einer angenehmen Rast. Nicht lange dauerte es, als man allenthalben eine Bewegung nach den Ufern und bald darauf in den dunklen Wassern gewahren konnte. Die Leute hatten sich trotz aller ihnen eingeschärften Verhaltungsmaßregeln des lockenden Bades nicht enthalten können. Nicht einmal die Warnung eines würdigen Ortsbewohners, daß die Stadt das Baden ohne Kostüm verboten habe, wirkte bei dem wilden Kriegsvolk. Erst, als Col. Francis Vinton Green, der auf einem von der Kavallerie geborgten Pferde das Lagerfeld abritt, eine Wache ausschickte, um die Badenden zu arretiren, konnten sich die Soldaten von den kühlen Wellen trennen. Es war reiner Zufall, daß kein Unglück passirte, da die Badenden einen See ausgesucht hatten, der von Alligatoren frei ist. Andere von den Seen sind sehr stark von diesen Thieren, die häufig eine sehr respektable Größe erreichen, bevölkert. Nachdem das bekannt geworden, sah man niemand mehr im Wasser.

Als die übrigen Kompagnieen um die Mittagszeit anlangten, war die Hitze fast unerträglich geworden. Die Leute hatten keine Lust, den heißen Kaffee, den man für sie auf dem Bahnhofe bereitet, zu kosten. Sie sehnten sich nach einem kühlen Trunke, und wäre es auch nur Wasser gewesen, aber kaum waren ihnen die Lagerplätze angewiesen, als sich schon ein Mangel an Wasser geltend machte. Seewasser wurde den Leuten streng verboten, man wollte es erst analysiren und untersuchen. Die Brunnen in der Nachbarschaft genügten nicht für den kolossalen Durst der Einundsiebziger.

In Schaaren strömten die Soldaten in die Ortschaft auf der Suche nach etwas Trinkbarerem als Wasser; eine arge Enttäuschung erwartete sie hier. Lakeland ist ein Temperenzort, nur ein einziges Haus öffnet Eingeweihten die gastliche Hinterthüre. Wenige von den braven Burschen des 71. Regiments hatten einen solchen Fall vorgesehen und sie bereuten jetzt bitter die Verschwendung der beim Abschied von Vater- und Freundeshand auf sie gehäuften Liebesgaben. Die Glocke des unvermeidlichen „Ice-Cream-Händlers" klang den Labung suchenden Kriegern in Folge dessen wie die Verkündigung der Erlösung. Es machte auf den an den strikten Rangunterschied, den die Regulären in Tampa machen, gewohnten Beschauer einen geradezu komischen Eindruck, einen Lieutenant oder Kapitän seine Leute an einer Straßenecke mit Ice Cream traktiren zu sehen.

Während die regulären Truppen sich den von Offizieren frequentirten Lokalen gewöhnlich fernhalten, existirt solche Rangrücksicht für den Gemeinen des 71. New Yorker Freiwilligen nicht. Ungenirt setzen sie sich im Tremont House an dieselbe Tafel mit Lieutenant Col. Wallace Downs und Major Smith.

So groß war der Andrang der Hungrigen und Durstigen, daß um 1 Uhr die wenigen Restaurants und Grocerie-Läden ausverkauft waren und sich kein Tropfen Sodawasser mehr den Apparaten der Apotheken und Fruchtläden erpressen ließ. Die guten Leute in Lakeland scheinen sich der Situation noch gar nicht bewußt geworden zu sein, so plötzlich waren die Kriegsschaaren über sie hereingebrochen. Ihre Töchter wagten sich kaum auf die Straßen und sahen nur scheu hinter den geschlossenen Läden hindurch den flotten Reitern nach; selbst dem geschicktesten Mädchenjäger vom Broadway gelang es nicht, mit diesen Landpomeranzen anzubändeln, denen seine Uniform eher Scheu als Zuneigung einflößte.

Die vom 2. Infanterie-Regiment von Massachusetts hatten schon gar keine „Show", wie sie selbst es ausdrückten, neben den ihnen physisch bedeutend überlegenen New Yorkern. Den ganzen Tag über bekam ich keinen farbigen Soldaten vom 10. Kavallerie-Regiment

Digitized by Google

in den Straßen der Ortschaft zu sehen; die Offiziere hatten sie in's Lager gebannt, einen Ausbruch des Rassenhasses unter den Bewohnern befürchtend. Schwarze Soldaten hatten gestern Abend einen harmlosen weißen Bürger erschossen; sein Blut schrie nach Rache.

Ihrer Fünfzehn zogen die Neger vor die Apotheke der Ortschaft und verlangten, daß man ihnen Sodawasser servire, wie den weißen Leuten. Knurrend fügten sie sich der Weigerung. In dem Barbierladen an der nächsten Ecke gewahrten sie einen Rassegenossen an der Arbeit. Wenn sie auch nicht aus den Gläsern der weißen Leute von Lakeland trinken durften, so wollten sie doch wenigstens von denselben Händen barbiert werden, die sonst nur blonde straffe Haare zu kämmen pflegten. Aber der Barbier, wohl wissend, daß andernfalls seines Bleibens in Lakeland nicht länger sein könnte, schlug seinen schwarzen Brüdern die Thüre vor der Nase zu. Das war zu viel für die Kerle; mit dem Revolverknauf stießen sie die Scheiben des Barbierladens ein, während ihre wüthenden Flüche durch die Straße gellten, und die friedlichen Bewohner aus den Betten schreckten. „Aber es waren ja nur Nigger," informirte eine Nachthaube die andere. Mit Niggern ist der Floridaner schnell fertig, selbst die blaue Uniform flößt ihm keinen Respekt ein. Ein halbes Dutzend weißer Bewohner erschien in wenigen Minuten auf dem Schauplatz und bei ihrem Anblick begannen die Schwarzen zu laufen. Ein schwarzer Teufel aber machte Kehrt und schoß seinen schweren Revolver blindlings auf die sich nähernden Weißen los. Ein Schrei, ein Röcheln und wieder war dem Rassenhaß ein Opfer gebracht worden.

Wer den Schuß abgefeuert, das weiß nur Gott und ein schwarzer Teufel, der gestern Nacht zitternd und bebend unter einem Zelte des 10. Kavallerie-Regimentes verborgen lag. Zwei junge, dumm, fast unschuldig dumm aussehende Soldaten wurden von einem Lieutenant, der auf das Schreien herbeigeeilt war, verhaftet und den Zivilbehörden überliefert. Man hielt sie für verdächtig, weil der eine seinen Revolver verloren hatte und der andere sich in seiner Gesellschaft befand. Heute Nachmittag führte man sie dem Scheriff vor, unter dessen Vorsitz ein Inquest abgehalten wurde; das geschah in der Town-Halle, einer niedrigen Bretterbude, die erst vor Kurzem einer reisenden Theater-Gesellschaft zur Vorführung ihrer Künste gedient hatte. Auf der Bühne waren Koulissen und Hintergrund für einen „Saloon" gesetzt. Auf derselben in einem Schaukelstuhl saß ein Major vom 10. Regiment, der die Verhandlungen überwachte, um Bericht erstatten zu können. Zu seinen Füßen in voller Länge ausgestreckt lag der Scheriff ohne jegliches Bestreben, die Würde seines Amtes zu wahren. Um ihn herum befanden sich in ähnlichen Lagen oder Stellungen die übrigen Orts- und County-Würdenträger. Das Regiment hatte den beiden unglücklichen Negern einen Anwalt gestellt, einen langen einarmigen Kerl, der hallunkenhaft genug aussah, um der blinden Justiz zwei lumpige schwarze Menschenleben abstehlen zu können.

Man hatte ein Lynchgericht befürchtet, und deshalb nicht einmal den Zeugen erlaubt, den Saal zu betreten. Diese warteten an der Ecke der Town-Halle gegenüber, wo sich die ganze männliche Einwohnerschaft des Ortes angesammelt hatte, bis ihr Name durch das offene Fenster des Gerichtssaales auf die Straße schallte.

Gerade als unser Zug zur Abfahrt bereit war, brachte man die Angeklagten unter starker Bedeckung nach ihrem Gefängniß zurück. Die Untersuchung war vertagt worden.

---

7. Mai. Commodore Dewey's Bericht über die Seeschlacht von Manila trifft ein. Es heißt in demselben, daß elf spanische Kriegsfahrzeuge vernichtet wurden und kein amerikanischer Seemann dabei sein Leben eingebüßt habe.

Digitized by Google

9. Mai. Dem Commodore Dewey wird der Dank des Kongresses für den errungenen Sieg votirt.

10. Mai. Die spanischen Cortes bewilligen den Kriegskredit.

11. Mai. Während des Seegefechtes bei Cardenas werden Ensign Bagley und vier Matrosen des Kanonenbootes „Winslow" getödtet. — General Merritt wird zum General-Gouverneur der Philippinen ernannt. — Zu dem Range eines Contre-Admirals wird George Dewey, der Sieger von Manila, erhoben.

13. Mai. Das Geschwader des Commodore Sampson beschießt die Befestigungen und Batterien von San Juan, Porto Rico.

14. Mai. Das Kabel in der Bai von Cienfuegos wird durchschnitten.

16. Mai. Die Kommandeure der sieben Armee-Korps der Bundes-Armee werden ernannt.

Was man von der Expedition der „Florida" hörte.

Tampa, 22. Mai. Eine wunderbare Geschichte, die alle Befürchtungen, die man in Offizierskreisen in Bezug auf die Kooperation der Kubaner mit dem amerikanischen Invasionsheere hegte, zu rechtfertigen scheint, ist gestern zu später Stunde hier bekannt geworden.

Wie ich schon vor einigen Tagen andeutete, verließ in der Nacht von Dienstag der Dampfer „Florida" mit etwa 500 cubanischen Truppen an Bord, den Hafen von Port Tampa, um dieselben in Cuba zu landen. Die Leute standen unter dem Befehl von General Lacret. General Sanguilly begleitete sie als Repräsentant der cubanischen Junta in New York.

Sanguilly beabsichtigte nicht mit den Truppen zu landen, sondern nach Tampa zurückzukehren. Er ist nicht „persona grata" bei Gomez, der geschworen haben soll, ihn erschießen zu lassen, falls er ihm je unter die Finger kommen sollte. Warum? Man munkelt allerlei, aber die wahren Gründe sind wohl nicht bekannt. Außerdem hat Sanguilly, der kürzlich in Gefangenschaft gerathen war, den Spaniern sein Ehrenwort gegeben, nie wieder die Waffen gegen sie zu erheben.

Außer Sanguilly und Lacret ging auch Lieutenant Col. Dorst, der eine Scharte auszuwetzen hat, und der junge, dicke und gesunde Society-Dude von New York, Seeley, dessen tolles „Junggesellen-Bankett mit Damen" in an beiden Enden stark abgekürzten Toiletten vor einiger Zeit viel von sich reden machte, und einige andere Amerikaner, die ihren Beruf verfehlt haben, an Bord der „Florida".

Die Kubaner, die man ohnedies schon längst müde geworden war, zogen den Abend vorher schaarenweise durch die Straßen der Stadt, tranken sich Kourage an und plapperten und zappelten sich in eine so geräuschvolle Begeisterung hinein, daß die drei Polizisten von Tampa ernstlich mit dem Gedanken umgingen, sie alle wegen Ruhestörung zu verhaften. Glücklicherweise führten die braven Blauröcke diese Absicht nicht aus.

Am nächsten Morgen waren die Kubaner unterwegs. Kaum lag die Bay von Tampa hinter ihnen, als sich bereits ein Kompetenz-Konflikt zwischen General Lacret und Sanguilly erhob.

„Aviso!" kommandirte Lacret, was gleichbedeutend mit unserem deutschen „Achtung!" ist.

„Rührt Euch!" kam General Sanguilly's Kommando dazwischen.

„Vuelta a la d'ereja!" (Rechts um, kehrt!") befahl General Lacret mit Donnerstimme.

Doch ehe der Befehl nur halb ausgeführt werden konnte, schrie General Sanguilly außer sich vor Wuth dazwischen:

„Alto!" (Halt!)

„Wer befiehlt hier?" verlangte Lacret zu wissen.

Sanguilly, ihn ignorirend, wandte sich an die grinsende Schaar der cubanischen Truppen mit der Erklärung, daß solange die Expedition sich an Bord des Schiffes befinde, er als Repräsentant der Junta den Oberbefehl führe.

Lacret lockerte die Macheta in der Scheide, aber seine amerikanischen

Digitized by Google

Freunde beschwichtigten noch einmal seine Wuth. An Bord des Schiffes wurde nicht mehr exerzirt bis zwei Tage später die blauen Berge von Kuba am Horizont erschienen. Selbst wenn die Generäle gewollt hätten, die Leute, deren Mägen die riesige Kourage, die sie sich bei ihrer Abfahrt von Tampa angetrunken hatten, nicht vertragen konnten, lagen schlapp und matt und seekrank auf dem Deck umher.

Es ist mir bis jetzt unmöglich gewesen, ausfindig zu machen, in welcher Gegend von Kuba man die „Fünfhundert" und die für die Insurgenten mitgeführten Waffen und Munition an's Land setzen wollte. Genug, die erste Landungsstelle gefiel General Sanguilley ausgezeichnet. Zwar waren Anzeichen vorhanden, daß sich in der Nähe eine spanische Truppen-Abtheilung befand, aber Lacret mußte schon ein Scharmützel mit den Spaniern riskiren; für was hätte man ihn zum General gemacht?!

Lacret weigerte sich jedoch an der von Sanguilly ausgesuchten Stelle zu landen, da die Gegend offenbar zu stark von Truppen bewacht war.

Man fuhr weiter, die Küste entlang, bis man eine einsame, sicher scheinende Gegend erreichte. Hier wollte Lacret landen; aber Sanguilly erhob heftige Einsprache. Er kenne die Gegend; Lacret und seine Leute freilich würden sicher bis an das Lager von Gomez gelangen, aber die mitgebrachten Waffen und Munition würden unterwegs verloren gehen, da die Wege in dieser Gegend für Lastfuhrwerke absolut nicht zu passiren seien.

Und man fuhr weiter; man gelangte an eine Stelle, von welcher aus man die Schlangenlinien der weißen Pfade bis tief in das blaue Gebirge hinein verfolgen konnte, wo kein spanisches Fort drohend den Weg sperrte.

Weder Sanguilly noch Lacret konnten gegen eine Landung an dieser Stelle etwas einwenden. Der Kapitän des Schiffes wurde benachrichtigt, daß man sich geeinigt habe.

„Preparen", kommandirte Lacret. Die dünnen kleinen Kerls, die bleich und abgespannt auf dem Deck herumlagen, rührten sich kaum. Die Seekrankheit hatte sie bös mitgenommen.

„Aviso!" schrie Sanguilly in heller Wuth. Das „Sanitätskorps", ein drei Käse hoher farbiger Barbiersgehülfe, allein schleppte sich mühsam bis zu den Generälen.

„Hat keinen Zweck, den Soldaten zu kommandiren," erklärte er mit sachverständiger Miene; „die haben alle Kourage über Bord gekotzt."

Und man fuhr weiter!

Des Abends landete die „Florida" in Key West. Die „cubanische Armee" und die beiden Generäle befanden sich noch immer an Bord. Zwischen Dorst und ihnen war es zu einer sehr hitzigen Auseinandersetzung gekommen.

Jetzt wartet man hier auf die Nachricht, daß die Landung auf Cuba nach nochmaligem Versuch doch endlich gelungen ist. In Tampa wünscht Niemand die Cubaner wiederzusehen. *)

---

18. Mai. Ein neues spanisches Kabinett wird gebildet.

19. Mai. General Merritt reist nach den Philippinen ab.

20. Mai. Marinesekretär Long bestätigt offiziell das Gerücht betreffs des stattgehabten Einlaufens des Cervera'schen Geschwaders im Hafen von Santiago. — Der Kriegssekretär fordert 90 Millionen Dollars für Kriegszwecke.

21. Mai. Der Kreuzer „Charleston" verläßt San Francisco mit der ersten Hülfs-Expedition für Admiral Dewey.

23. Mai. Von Key West geht eine weitere Hülfs-Expedition für die cubanischen Insurgenten ab.

Invasions-Phantasien.

Tampa, Fla., 27. Mai. Ich habe heute an meinen Knöpfen abgezählt, ob wir noch vor Beginn der Regenzeit nach Kuba aufbrechen werden oder nicht. Die Knöpfe entschieden für schleunigen Auf-

*) Die Expedition landete in der That wenige Tage später erfolgreich an der Küste von Santa Clara.

Digitized by Google

bruch, und diese Prophezeiung stimmte merkwürdiger Weise mit dem Gerücht überein, das neuerdings durch die Korridore des Hotels auf den Gluthwellen der staubgeschwängerten Luft bis zu den entferntesten Zelten hinaus geschwirrt ist.

Ob das Gerücht oder die Prophezeiung meiner Knöpfe ernst zu nehmen ist, ich vermag es nicht zu sagen. Thatsache ist, daß heute hier Jedermann schwört, daß wir in Kuba sein würden, ehe eine Woche vergangen ist.

Die bereits gemeldete Ankunft von zehn neuen Transportschiffen — mit den bereits vorhandenen sind es jetzt 22 an der Zahl — sowie die im Hafen von Port Tampa verankerten Kriegsschiffe scheinen dieser Hoffnung einigermaßen Grund zu verleihen.

Freilich würde sich für die Anwesenheit der beiden Kanonenboote, „Helena" und „Bancroft" heißen sie, ein genügender Grund in der Unsicherheit des Hafens von Tampa suchen lassen. Man hat dort allerdings Befestigungen aufgeführt und Kanonen aufgepflanzt, aber ein spanisches Torpedoboot, oder zwei, wären doch im Stande, für den Augenblick unersetzlichen Schaden unter den an den Docks liegenden Transportschiffen anzurichten, wenn sie sich zur Nachtzeit in die Bai schlichen.

Jetzt halten dort die beiden schwimmenden Kolosse Wacht, und ihren Scheinwerfern entginge selbst der aalglatte Cervera nicht. Auch hört man, daß noch zwei andere schwimmende Festungen in Port Tampa eintreffen werden. Der letztere Umstand würde wieder mehr zu Gunsten eines plötzlichen Aufbruchs nach Cuba unter Deckung der Kanonen dieser vier Kriegsschiffe deuten.

Die jetzt versammelten Transportschiffe scheinen genügend, um sämmtliche 20,000 in Tampa und Lakeland lagernden Truppen, Kanonen, Munition und Gepäck, Maulesel, Pferde, Futter und Fuhrwerke, kurz Alles, was zur ernstlichen Kriegsführung gehört, auf einer einzigen Fahrt nach Kuba zu bringen.

Wenn Weyler seiner Zeit im Stande war, 40,000 Truppen auf einmal über den Ozean zu bringen, wird den Amerikanern, unter viel günstigeren Bedingungen, der Transport von 20,000 Mann nach Kuba, kaum zwei Tagereisen entfernt, ein Leichtes sein.

In Port Tampa konstruirt man jetzt eine Anzahl von starken Flachbooten, die bei der Landung in Kuba gute Dienste thun sollen und in aller Hast fertig gestellt werden. Bei der Verladung der schweren Geschütze und anderen Kriegsgeräthe in dem theilweise sehr seichten Küstenwasser von Kuba scheinen diese Flachboote fast unentbehrlich, denn die auf den Transportschiffen mitgeführten Pontoons oder Schiffsbrücken sind an Zahl wohl ebensowenig genügend, als an Stärke. Die meisten der Schiffe sind für die Aufnahme des Invasionsheeres fix und fertig.

Die neuangekommenen, die fast alle noch in der Bai ankern, sollen bereits zweckbereit hier angekommen sein. Bestimmt läßt sich das nicht feststellen. Die Boote dürfen von Niemandem betreten werden. Unmassen von Proviant und Munition sind in den paar letzten Tagen wieder hier angelangt, aber die geringen Fazilitäten der Bahn erlauben keine schnelle Verladung.

General Shafter *) selbst soll in intimen Kreisen die Ansicht ausgesprochen haben, daß der Aufbruch der Truppen unmittelbar bevorstehe.

Die unberechenbaren Ereignisse zur See und ihren Einfluß ganz außer Acht gelassen, dürfte die Verschiffung der Armee sehr schnell vor sich gehen, wenn einmal das Zeichen gegeben ist.

Ich will hier versuchen, das Bild der Invasion Kuba's, so wie es sich in den Köpfen bedeutender Offiziere malt, wiederzugeben.

*) Gen. Shafter wurde nach nochmaligem Wechsel im Obercommando endlich definitiv zur Leitung der Expedition bestimmt.

Digitized by Google

Die Annahme, daß sämmtliche Truppen unter Shafter's Befehl, etwa 15,000 Mann, zuerst und in einer einzigen Expedition auf Kuba gelandet werden sollen, ist ziemlich allgemein und durch oben näher bezeichnete Gründe gerechtfertigt. Es kann kein Zweifel darüber existiren, daß General Shafter sich längst für einen bestimmten Landungsplatz in Kuba entschieden und die Zustimmung zu allen seinen Plänen von Washington erhalten hat. An der Küste von Kuba — sagen wir, um das Operationsfeld übersichtlicher zu gestalten, an den steilen Abhängen des östlichen Matanzas, dessen Hochplateaus halbwegs erträgliche sanitäre Zustände garantiren — gehen die Transportschiffe vor Anker.

Die Ausschiffung beginnt. Zuerst nähert sich, in kleinen Booten, eine Abtheilung Infanterie mit schußbereitem Gewehre dem Lande. Kein Spanier zeigt sich! Größere Truppentheile folgen, ganze Regimenter, Schiffsbrücken werden geschlagen und einem lebendigen Strome gleich ergießt sich das Heer über sie hinweg.

Noch ehe die Sonne untergegangen, haben Tausende von starken Armen einen Erdwall aufgeworfen, hinter dessen Schutz der amerikanische Soldat die erste Nacht auf Kuba ruht.

Hier und dort hat sich wohl eine spanische Soldatenmütze hinter einem Felsen gezeigt, die aber ebenso schnell verschwand, als sie auftauchte. Es sieht aus, als ob Blanco diesen Theil des Landes geräumt habe.

General Shafter läßt sich jedoch durch diese, fast möchte ich sagen, aufdringliche Verlassenheit nicht täuschen. Jede Stunde läßt die Erdwerke wachsen, bis eine formidable Festung geschaffen ist. Der spionirenden schleichenden Spanier in der Nachbarschaft werden immer mehr, so daß man sich gezwungen sieht, kleine Expeditionen gegen sie auszuschicken.

Ein eingebrachter Spion verräth den Plan. General Shafter hatte sich nicht getäuscht: Blanco lag im Hinterhalte mit 40,000 Mann, nur auf den Augenblick wartend, da die Tausende von Tonnen von Proviant und Munition, die die Amerikaner mit sich führten, gelandet sein würden, um über sie herzufallen und mit ihrer einfachen Uebermacht zu erdrücken.

Mit doppeltem Eifer werden die Erdwerke vervollständigt; in Kurzem erscheinen in engen Einschnitten die Schlünde drohender Belagerungsgeschütze.

Noch hat man das Echo des Kanonendonners in den Bergen von Matanzas nicht gehört, da ist bereits ein unerschütterlicher Stützpunkt für die Armee in Kuba geschaffen. Sicher geborgen hinter den Erdwällen, unter Bretterdächern hat die Speisekammer dieses Heeres von 15,000 Mann einen Platz gefunden, blaue Bohnen im Ueberfluß erwarten die hungrigen Spanier und die Hälfte der Transportschiffe, heimgekehrt, während andere noch der Löschung ihrer Ladung warten, bringen neue Truppen, mehr Vorräthe, größere Geschütze in das Lager, das so sorgfältig für ihren Empfang vorbereitet worden. Die Truppen von Jacksonville wandern weiter nach Tampa, um das Lager der Chickamauga'er, die dem Invasionsheere gefolgt waren, nicht kalt werden zu lassen. Langsam, aber sicher werden die frischen Freiwilligen von Virginia aus gegen den Süden vorgeschoben und die zwischen Kuba und Tampa etablirte Fähre über das Meer bringt sie unbeschädigt in das Lager des Invasionsheeres, das inzwischen auf 50- oder 60,000 Mann angewachsen ist.

Und Blanco? Der Donner der amerikanischen Geschütze vor Havana, und Schley's Attacken auf Santiago haben längst seine Streitkräfte getheilt.

„Manana" (morgen), sagte er, als die ersten Truppen auf Kuba's Boden landeten, in der Hoffnung, „morgen" den Amerikanern den so sehr benöthigten Proviant für seine Truppen wegnehmen zu können, was seine Schwie-

Digitized by Google

rigkeiten hatte, so lange er wohlgeborgen in den Lagerräumen der Schiffe lag.

„Manana", war seine Antwort, als die Kanonen erschienen, ehe der Proviant ausgeladen war.

„Manana", es waren ja doch nur 15,000 Mann gegen 40,000 stolze Spanier.

Aber am „Morgen" begannen Sampson's Kanonen ihr tödtliches Feuer auf Morro Castle zu speien und Santiago's altersschwache Mauern zerbröckelten vor dem Donner der Geschütze Schley's. Eine siegreiche Invasionsarmee aber stand vor den Thoren von Havana . . .

Oder sollte Blanco statt des traditionellen Kommandos „Manana!" wirklich „Vorwärts, Marsch!" kommandiren, ehe das Invasionsheer unbesieglich erstarkt?

Dann sind ja immer noch die Schiffe da! Es wäre mir scheußlich unangenehm, sollte General Shafter dieselben hinter sich verbrennen.

Gehts nach Porto Rico?

Tampa, 29. Mai. Trotz aller alarmirenden Nachrichten von Washington und New York ist die Situation hier fast unverändert geblieben. Am Mittwoch Abend machte sich allerdings Alles plötzlich zum unmittelbaren Aufbruch bereit, aber schon wenige Stunden später wurde wieder abgerüstet. Miles, hieß es zuerst, sei schon von Washington nach Tampa abgereist; bald darauf kam die Nachricht, daß er seine Abreise wiederum verschoben habe.

Dann tauchte das Gerücht auf, und ich habe gute Gründe zu glauben, daß es nicht aus der Luft gegriffen war, daß der ganze Kriegsplan verändert worden, daß die Invasions-Armee nicht nach Kuba, sondern nach Porto Rico gehen werde.

Diese Aenderung des Programms kam nicht so ganz unerwartet. Die Vortheile einer Invasion von Porto Rico bildeten vor längerer Zeit, als man sie in Washington noch keiner ernsteren Beachtung würdig hielt, das Lieblingsthema der Konversation gewisser höherer Offiziere. Ich hatte s. Z. Gelegenheit, mich über deren Theorie in Bezug auf dieselbe zu unterrichten und war in Folge dessen im Stande, ein sehr interessantes Telegramm für die Zeitungen abzufassen, als vorigen Mittwoch die Frage akut wurde. Aber der Zensor strich mir nicht allein jede Zeile davon, sondern bedeutete mir sogar, ich werde wohl die Güte haben müssen, mich auch brieflich aller Mittheilungen über einen Invasions-Plan in Porto Rico zu enthalten. *)

Von dem jetzt in Tampa und Umgegend lagernden Kriegsvolk, etwa 20,000 an der Zahl, können höchstens die 12,000 regulären Truppen und die in Lakeland lagernden Freiwilligen-Regimenter, das 71. New Yorker und das zweite Massachusettser, als vollkommen zum Felddienst ausgebildet und equipirt betrachtet werden.

Die anderen Freiwilligen-Regimenter sind, wie z. B. die Ohioer, noch nicht 'mal alle korrekt uniformirt. Die von Michigan haben gar keine Gewehre und die „Grauen" von Georgia sind mit zweierlei Arten von Springfield-Rifles älterer Konstruktion bewaffnet. Die vielen Mängel in Bezug auf andere Theile der Feldausrüstung aufzuzählen, würde ganze Seiten ausfüllen.

Leute, die Kuba genau kennen, behaupten, daß die Soldaten schaarenweise sterben müßten, würde ihnen zugemuthet, während der Regenzeit direkt auf der Erde zu schlafen. Kaum Einer könne unter solchen Verhältnissen von Attacken von Gelbfieber und Krankheiten aller Art verschont bleiben. Wenn dem wirklich so ist — und erfahrene

*) Vom 1. Juni ab wurde die Censur so strikt gehandhabt, daß es den Korrespondenten nicht mehr möglich war, ihre Zeitungen über die Vorgänge in Tampa zu informiren. Selbst die Post unterlag der Censur. In Folge dessen wurden verschiedentlich falsche Nachrichten über die Abfahrt der Expedition verbreitet.

Digitized by Google

Ankunft von Truppen in Tampa, Florida.

Digitized by Google

Aerzte pflichten dieser Ansicht bei, so müßten auch die Regulären erst noch die Ankunft von vielen Tausenden von Hängematten abwarten, die, soviel hier bekannt ist, jetzt für sie angefertigt werden. Jeder Tag scheint neue Mängel in der Ausrüstung unseres Heeres an das Licht zu bringen.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die Nachricht von der Aenderung des Invasions-Planes mit fast ungetheilter Freude aufgenommen wurde. Unsere Offiziere und Leute mögen noch so tapfer sein, der Krieg in einem ihnen ganz fremden Lande unter ungekannten klimatischen Verhältnissen hat etwas Unheimliches für sie.

Man hat sich, ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt, eingeredet, daß die sanitären Verhältnisse Porto Rico's bedeutend günstigere seien, gelbes Fieber dort selten oder nie auftrete u. s. w. Doch abgesehen davon, sprechen noch wichtigere Gründe für die Invasion der kleineren spanischen Besitzung, die weniger stark vertheidigt ist, als Kuba, folglich einem Einfall von 10- bis 15,000 Truppen nicht widerstehen könnte und auf deren Hochplateaus das Invasionsheer kaum schlechter aufgehoben wäre, als in Tampa. Diese Gründe hier zu erörtern, hat jedoch, wie bereits Eingangs erwähnt, der Zensor verboten.

Die Nachricht, daß unsere Flotte mit dem Bombardement der festen Plätze von Porto Rico begonnen, würde hier als Signal zur Invasion dieser Insel aufgefaßt werden. Die Strategen in Washington würden das Pulver der Marine nutzlos verknallen, wären sie nicht für eine dem Bombardement folgende Invasion vorbereitet.

Abreise nach Kuba.

Das ganze fünfte Armeekorps, 18,000 Mann und 4000 Pferde bereit. — Wie ein Donnerschlag wirkte die plötzliche Ordre zur Rückkehr. — Vier Regimenter schwammen bereits unterwegs, als „Geisterschiffe" sie zurückscheuchten.

Port Tampa, 8. Juni. Um drei Uhr heute Nachmittag setzte sich die erste Expedition nach Kuba in Bewegung. Schon waren zwei Boote die Bai herab gefahren.

Der Widerhall der donnernden Hurrahs ihrer Kameraden noch in den Ohren klingend, verschwanden die vier Regimenter an Bord der Transportschiffe „Santiago" und „Breakwater" in der Meerenge, in welcher zwei große Kriegsschiffe zu ihnen stoßen sollten, um sie sicher nach Kuba zu eskortiren.

Plötzlich richtete der Donner aus einem Dutzend schwerer Kanonen an Bord des Kanonenbootes „Bancroft" die Aufmerksamkeit jedes Schiffes in den Gewässern der Tampa-Bai auf das Signal, welches am Mast des Kanonenbootes aufgezogen war.

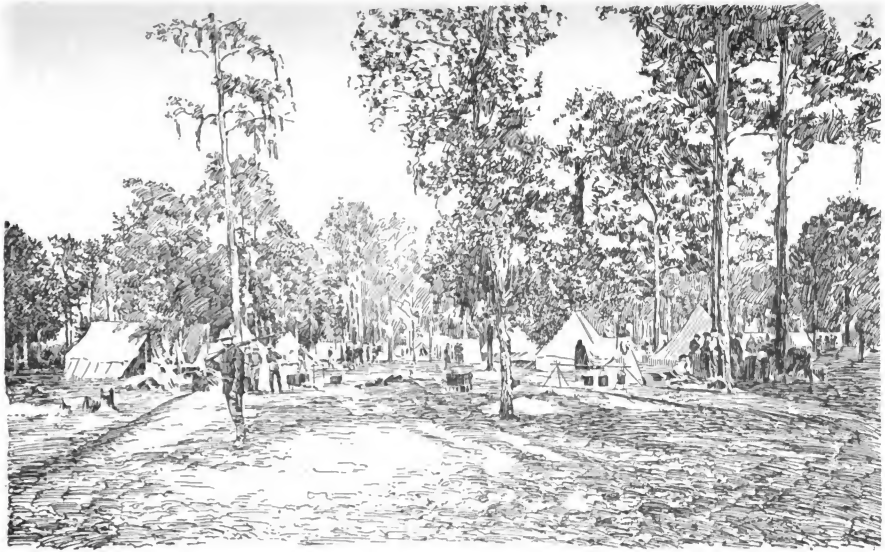
Der Schreiber befand sich zur Zeit an Bord der „Olivette". Niemand an Bord wußte mit dem Ver. Staaten-Signalwesen Bescheid, und so befanden wir uns in völliger Unkenntniß dessen, was geschehen war, bis ein Lootsenboot zur Seite des „Kriegskorrespondenten-Schiffes" anlegte.

„Die Expedition ist soeben zurückgerufen worden!" So rief der Lootse uns zu.

Die Meldung wirkte wie ein Donnerschlag. Niemand wollte zuerst der Nachricht Glauben schenken, daß der so lange und so heiß ersehnte Augenblick der Abfahrt im allerletzten Moment wiederum verschoben worden sei.

Bald aber mußte jeder Zweifel schwinden. Die „Bancroft" lichtete die Anker und kam die Bai herabgefahren,

Digitized by Google



Lakeland, Fla. — Lager der New Yorker Voluntäre.

Digitized by Google

um die beiden Transportschiffe, welche erst vor dreißig Minuten abgefahren waren, zurückzurufen.

Die „Olivette" hatte den Tag über die Transportschiffe mit Wasser versehen und war noch damit beschäftigt, als die Unglücksnachricht eintraf. Ein Schrei der Entrüstung wurde an Bord der „Alama" laut, welche hätte abdampfen sollen, sobald sie Wasser gefaßt hatte.

Die „Olivette" begab sich dann nach ihrem Dock zurück.

Seit dem Eintreffen General Miles' in Tampa geht es hier wesentlich regsamer, energischer zu. Mit überraschender Schnelligkeit sind die Zurichtungen auf den Transportschiffen, was die Verstauung von Proviant, Kanonen und Munition anbetrifft, betrieben worden.

Dinstag Morgen wurden die ersten Truppen eingeschifft. Dieselbe Nacht noch wurden acht Regimenter bequem in den schwimmenden Kasernen einquartirt. Niemand erwartete indessen, daß die Abfahrt vor Samstag erfolgen würde.

Dienstag Abend traf indessen ein wichtiges Telegramm von Washington ein. Generaladjutant Miley öffnete es. Dieser Offizier ist wegen seiner Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung bekannt, aber, sobald er den Inhalt gelesen hatte, sprang er in größter Erregung auf und eilte in mächtigen Sätzen durch die Korridore des Tampa Bay-Hotels, um die eingetroffene Neuigkeit den Generalen Miles und Shafter zu melden. Die Beiden geriethen, nachdem sie die Depesche gelesen hatten, in gleiche Aufregung. Sie eilten sofort nach dem Telegraphen-Bureau, ersuchten jeden Telegraphisten, sich außer Hörweite zu entfernen und riefen Kapitän Brady, den Zensor, herbei. Dieser, ein gelernter Telegraphist, stellte eine direkte Verbindung zwischen den Generälen und Washington her.

Sie konversirten mehr als eine halbe Stunde lang per Draht. Dann kam eine Ordre, das fünfte Armeekorps, 18,000 Mann mit 4000 Pferden, bereit zu halten, damit dasselbe schon am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang von Port Tampa abgehen könne. Später hieß es, in Washington sei angekündigt worden, daß Sampson in Besitz von Santiago de Kuba und im Stande sei, dasselbe zu halten, wenn sofort 15,000 Mann dorthin abgeschickt würden.

Das Leben am Pier und die verschiedenen, abwechselungsreichen Phasen des Beladens der Transportschiffe, wie wir es am Dienstag vor sich gehen sahen, so eingehend zu beschreiben, wie es werth wäre, beschrieben zu werden, wäre von einem Korrespondenten, der 36 Stunden lang kein Auge zugethan und fast während dieser ganzen Zeit keinen Bissen gegessen hatte, zu viel verlangt.

Tausende von Negern waren an den 30 großen Schiffen, welche unsere „Boys" nach Kuba bringen sollten, an der Arbeit. Ein Train nach dem andern, bis zum äußersten mit lebendiger Fracht in blauer Uniform gefüllt, kam an. Viele Stunden lang hatten die Soldaten in der fast unerträglichen Atmosphäre der Bahnwagen geschwitzt und geschmachtet, ehe sie an Bord der Schiffe aufgenommen werden konnten. Dann, als der langersehnte Moment der Befreiung aus den Wagen kam, stieg eine Kompagnie nach der andern aus und stellte sich vor den Schiffen in Linie auf.

Wieder mußten sie unter der heiß brennenden Sonne im Schweiße ihres Angesichts warten. Irgend Jemand hatte einen Irrthum gemacht; es war nicht das Transportschiff No. 7, sondern das No. 29, welches bereit war, jenes Regiment aufzunehmen. Wieder mußten die Mannschaften das Gewehr auf Schulter nehmen und sich auf's Neue mit dem schweren Gepäck beladen, um an's Ende des langen, sehr langen Piers zu marschiren, zwischen den in rücksichtslosem Rangiren begriffenen Lokomotiven und Gepäckwagen hin-

Digitized by Google

durch, da und dort aufgehalten, wobei zuweilen ihre Reihen durch eine Karawane Packthiere, die in vollem Lauf längs der Schienen hineilten, durchbrochen wurden.

Aber die einzelnen Theile der Korps bahnten sich trotz aller Schwierigkeiten ihren Weg und formirten sich wieder mit gutem Humor auf den ihnen zugewiesenen Haltestellen.

Zuerst wurden die Fahnen an Bord gebracht; Offiziere und Soldaten salutirten achtungsvoll vor den mit Wachstuch überzogenen Feldzeichen, als diese an ihnen vorübergetragen wurden. Dann entledigten sich die ermüdeten Krieger ihres schweren Gepäcks, sich vorbereitend, an Bord zu gehen.

Da galt es in erster Linie, die Munition fortzupacken, kleine, aber erstaunlich schwere Kisten, die je 1000 Patronen enthielten. Dieselben wurden an einem sicheren Orte sorgfältig aufgestapelt. Dann kamen die Lieferungen des Quartiermeisters an die Reihe und gleichzeitig wurden in den Lagerräumen der Schiffe die Zelte und andere Camp-Utensilien untergebracht. Die Stapel waren indessen zu ganzen Bergen angewachsen und eine sehr müde Kompagnie ruhte sich auf dem Deck des Schiffes aus und sah den Kameraden zu, wie sie die gleiche schwere, ungewohnte Arbeit verrichteten, die sie vorher gethan hatten. Zur Zeit, als die letzte Kompagnie eines Regimentes ihre Sachen sicher an Bord gebracht, hatten sich die Leute der ersten hinreichend von der Anstrengung erholt, um die höchsten Mastspitzen zu erklimmen, von welchen aus sie ein interessantes, kriegerisches Schauspiel beobachten konnten, während die Leute, die nach ihnen kamen, aus der Entfernung gesehen, wie ein Schwarm schwarzer Ameisen auf den Verdecken herumwimmelten.

Alles schien heillose Konfusion und Unordnung und zweifellos gab es deren auch nicht wenig, aber trotzdem schritt das Werk mit bewundernswerther Geschwindigkeit fort. Gewiß gab es Leute, die nur so thaten, als ob sie arbeiteten, Leute, die ihre Hand auf eine Kiste legten und es Anderen überließen, sie zu heben und fortzutragen, Leute, die träge, vom breiten Rücken thätiger Kameraden gedeckt, herumlungerten. Aber das Adlerauge des Aufsicht führenden Offiziers entdeckte sie immer sehr bald, und sein lauter, brüsker Ermunterungsruf verfehlte nicht, auch in's schwärzeste Gesicht die Schamröthe zu treiben.

Wo Alles fertig war, ertönte das Hornsignal „Alle Mann an Bord!" Die Zugangs-Brücken gingen nieder, die Stückpforten schlossen sich und, wenn dann der Dampfer sein Dock verließ und langsam und majestätisch in die Bai hineinfuhr, dann erhob sich ein wildes, Trommelfell zerreißendes Hurrahgeschrei aus den Kehlen der Tausende, welche auf den Verdecken umherschwärmten oder die Raen bis hoch oben zum Mastkorb erklommen hatten. Die Kapelle stimmte das „Star Spangled Banner" an und die Flagge wurde „gedippt" zum Abschiedsgruße für die Bevölkerung und alle die Kameraden auf dem schier endlosen Pier, welche mit einem minutenlangen, den Donner der Kanonenschüsse übertäubenden Hurrah antworteten.

So war es am Dienstag den ganzen Tag über zugegangen. Als dann Abends um 9 Uhr die Ordre zur sofortigen Abfahrt nach Santiago erlassen wurde, da verdreifachten die Leute ihre Rührigkeit und das ging die ganze Nacht so fort.

General Miles und Shafter trafen um 5 Uhr Morgens in Port Tampa ein. Als sie an der Reihe der Zeitungsleute vorbeigingen, machte Shafter die zweideutige Bemerkung: „Endlich schiene unsere Zeit auch gekommen zu sein."

Es war aber nichts als ein neues Warten und Warten; ein Warten unter den brennenden Strahlen einer tropischen Sonne, dazu mit einem leeren, leeren Magen; in Port Tampa war

Digitized by Google

am Tage vorher Alles aufgegessen worden. Dann begann bei einem Spektakel, einem Rennen, Stoßen und Gedränge, daß es Einem schwarz und blau vor den Augen wurde, auf's Neue die Jagd auf den Waggon, der unser Gepäck, unsere Zelte und anderen höchst wichtigen Krimskrams enthielt. Vergeblich mußten wir eine geraume Zeit nach der „Olivette" suchen. Als endlich Alles glücklich arrangirt war, überführte die „Margarete" die Korrespondenten und Militärattaches nach der „Olivette", resp. nach der „Seguranca".

Bei unserem eigenen großen Trubel verblieb nur wenig Zeit, uns darum zu kümmern, was sonst am Lande vorging. Den ganzen Tag schwammen wir auf dem Wasser umher, bis uns endlich die höchst unangenehme Kunde wurde, daß es mit der Abfahrt wiederum nichts sei.

---

24. Mai. Nach Washington gelangt die Meldung von der Einschließung der Cervera'schen Flotte in Santiago seitens des Schley'schen Geschwaders. — Das Schlachtschiff „Oregon" wird bei Florida gesichtet.

25. Mai. Der Präsident ruft weitere 75,000 Freiwillige unter die Waffen. — Die Transportschiffe „City of Pekin", „Australia" und „City of Sidney" gehen mit Truppen von San Francisco nach Manila ab.

30. Mai. General Shafter erhält Befehl, mit 15,000 Mann nach Santiago abzugehen. — Der Höchstkommandirende der Armee, General Miles, reist von Washington nach Florida.

1. Juni. General Miles trifft zu Tampa, Fla., ein.

3. Juni. In heldenmüthiger Weise wird unter Hobson's Leitung der Kohlendampfer „Merrimac" im Hafeneingang von Santiago versenkt.

4. Juni. Der Senat passirt die Kriegsrevenuen-Bill. — Spanische Spionage von Canada aus wird blosgelegt.

6. Juni. Amerikanische Marinetruppen landen zu Aguadores und Baiquiri an der cubanischen Küste. — Das Bombardement von Santiago findet statt. — Die Insurgenten nehmen die Vorstädte von Manila und machen zahlreiche spanische Gefangene.

7. Juni. Die amerikanische Flotte bombardirt und zerstört die Fortifikationen von Caimanera. — Der Monitor „Monterey" dampft von San Francisco nach Manila ab.

An Bord der „Olivette".

Im Hafen von Tampa, Samstag, den 11. Juni 1898.

Im Laufe des gestrigen Tages trafen etwa 6 oder 8 Transportschiffe ein und brachten so die Zahl der verfügbaren Schiffe auf weit über 30. Alle diese Schiffe sind mit 6 Fuß großen, weißen Nummern versehen, die auf dem schwarzen Grunde weithin sichtbar sind. No. 13 ist natürlich nicht darunter; man hat dem starken Aberglauben unter den Truppen Rechnung getragen.

Ich machte gestern, nachdem wir von St. Petersburg zurückgekehrt waren, eine kleine Rundfahrt im Hafen auf einer mit schwerem Gelde gemietheten Naphthalaunch, um Neuigkeiten zu erfahren und mich über den Gesundheitszustand unter den Truppen zu unterrichten.

Das wimmelte und krabbelte auf den Decks wie eine Masse schwarzer Ameisen, die man in ihrem Bau gestört hat. Jedes Boot, das bei ihnen anlegt, erregt Sensation unter den Leuten, die nun schon seit Tagen in den dumpfen Räumen der Schiffe zusammengepreßt und ohne alle Nachrichten über den Stand der Dinge sind.

Jedes der Boote ist so befrachtet, daß es, sollte es auf der Fahrt nach Kuba oder Porto Rico von der Flottille getrennt werden, für sich allein weiter fahren kann, ohne irgendwie in Noth oder Verlegenheit zu gerathen. Mag es dann landen, wo es will, es hat Proviant genug an Bord, um seine lebendige Fracht auf sechs Monate hinaus aller Nahrungssorgen zu entheben.*)

Ebenso hat die Mannschaft eines jeden Schiffes, d. h. die ihm zum Transport überwiesenen Truppen, jede nöthige Quantität von Munition, Kleidung u. s. w. an Bord, ist also in keiner Weise auf die übrigen Schiffe angewiesen. Dadurch gerade wurde die Verladung der Truppen so bedeutend

*) Es stellte sich später heraus, daß diese Art der Verladung wohl in der Theorie, aber nicht in der Praxis existirte.

Digitized by Google

Fort Tampa, Fla. Kavallerie-Lager.

Digitized by Google

verzögert. Hätte man z. B. den gesammten Proviant auf zwei oder drei Schiffe verladen können, alle Munition auf ein anderes, sämmtliche Kanonen auf ein drittes, die Pferde auf ein viertes, fünftes oder sechstes Schiff u. s. w., so hätte das die Arbeit natürlich um ein ganz Bedeutendes beschleunigt. Bei einer Landung auf Kuba aber, die ohnehin ganz bedeutende Schwierigkeiten haben wird, da keine Docks vorhanden sind, wäre der heillosesste Wirrwarr entstanden.

Wie man drüben angekommen, die schweren Belagerungsgeschütze und anderes ungefüge Kriegsgeräth ausladen will, ist mir noch ein Räthsel. Es war eine scheinbar unlösbare Aufgabe, diese Fracht am Dock von Port Tampa an Bord zu bringen, wo man doch noch einige, wenn auch kaum genügende Facilitäten besaß. Ich glaube, das Ausladen der Schiffe an der Küste von Cuba wird mindestens eine Woche in Anspruch nehmen.

Von den 30 oder mehr Transportdampfern sind jetzt etwa 20 bis 22 voll beladen und jeden Augenblick zur Abfahrt bereit. Auf jedem Schiffe befinden sich mindestens 800 Mann, auf manchem fast 1500. Die „Seguranca" ist als Flaggaschiff ausersehen. Auf diesem Schiffe hat sich General Shafter, sein Stab und die fremden Militär-Attachés, sowie einige Kompagnien des 1. Regiments einquartiert und hier scheint es ganz erträglich zu sein.

Auf den anderen aber ist es fürchterlich! Die Leute kommen in den dumpfen Räumen nicht aus dem Schweiß heraus; wie ein Stein lastet die schwere Luft auf ihrer Brust. Die heiße Sonne verbietet ein allzu langes Verweilen auf Deck während des Tages und die einzige Erholung um diese Zeit bildet ein Bad in der kühlen See. Vom frühen Morgen bis Sonnenuntergang sind die Stückpforten von nackten Gestalten umlagert, die über einander hinweg an Stricken in das Wasser klettern. Frohes Lachen über derbe Späße und lustiges Geschrei läßt die Zuschauern die Annehmlichkeit dieser Erholung ahnen. Natürlich können nur des Schwimmens Kundige dieses Bad wagen, da die See in diesem Theile der Bai sehr tief ist. Dabei ist das Wasser voller Haifische, und man wundert sich, daß noch kein Unglück passirt ist.

Die kühle Brise, die nach Sonnen-Untergang über die See streicht, verschafft Allen an Bord Erleichterung, Alles athmet auf und bereitet auf Deck eine Lagerstätte für die Nacht vor. Ich glaube, es ist den kühlen Winden zu danken, daß der Gesundheitszustand unter den Truppen an Bord ein noch verhältnißmäßig ausgezeichneter ist. Die dicht zusammengepferchten Pferde an Bord haben jedoch bedeutend gelitten, so daß man sich veranlaßt sah, einen Theil derselben, um den übrigen Erleichterung zu verschaffen, an's Land zu bringen. Die Thiere wurden gestern Nacht von Lichterschiffen abgeholt.

Auf dem Zeitungsboote, der „Olivette", befindet sich Alles wohl. Die Korrespondenten beschäftigten sich den Tag über mit Fischfangen und Schießen auf Pelikane, deren es hier eine Masse giebt. Auch Haifische, die das Boot umschwärmten, als wir St. Petersburg*) verließen, wurden angeschossen.

General Miles machte gegen Abend bekannt, daß alle Korrespondenten an Bord der „Olivette" bleiben sollen, da er sonst nicht dafür bürgen möchte, daß sie die Expedition begleiten dürften. Wir legten diese Warnung dahin aus, daß das Signal zur Abfahrt sehr plötzlich, vielleicht während der Nacht zu erwarten sei.

* * *

Kurz vor Sonenuntergang kam ein Korrespondent vom Tampa Bay Hotel an Bord und erklärte, daß sich die Meldung von dem Auftauchen einer spanischen Flotte in cubanischen Gewässern bewahrheitet habe. Man befürchte so-

*) Ein in der Bucht von Tampa gelegenes Städtchen, dessen Wasserwerke die Flotte mit dem nöthigen Naß versahen.

Digitized by Google

gar einen Ueberfall von spanischen Torpedobooten auf die Transportflotte in der Bay von Tampa.

Unwillkürlich sahen wir uns nach den fünf Kriegsschiffen um, die zwischen den Transportbooten verankert gewesen waren.

Alle fort! Nur die „Newport", ein Kreuzer alter Bauart, lag außerhalb der Linie der Transportschiffe, die anderen vier waren nach den „Narrows" abgedampft, um die Einfahrt in den Hafen gegen einen spanischen Ueberfall zu schützen.

Eine beklemmende Windstille, die aber nicht verhinderte, daß sich eine dunkle Unheils-Ahnung wie auf Luftwellen von Schiff zu Schiff weiterpflanzte, war eingetreten, als die Sonne blutig roth in der westlichen See utnertauchte.

Plötzlich gewahrte man lebhaftes Signalisiren an Bord des Flaggschiffes; fast alle Transportboote antworteten. Dan kam Bewegung in die Flotte; ein Schiff nach dem anderen lichtete die Anker und fuhr langsam auf den unendlich lang gestreckten Pier zu, im Kanal daneben anlegend. Um sieben Uhr Abends drängten sich mehr als 25 riesige Transportschiffe um das Dock. Nur die „Olivette", unser Boot, das rothe Kreuz-Schiff „Texas" und einige noch nicht beladene Schiffe blieben in der offenen Bay vor Anker.

Herr Gott, wenn gestern Nacht die Spanier gekommen wären, sie hätten 20,000 Mann mit leichter Mühe gefangen nehmen können. Alle unsere Kriegsvorräthe wären ihnen leichte Beute geworden. Mit einem Schlage hätten sie unsere kampfbereite Macht vernichtet.

Und was hätte sie daran hindern können? Drei kleine Kanonenboote und ein lumpiges Hülfsboot, alle zusammen nicht im Stande, es mit der „Viscaya" allein aufzunehmen.

Ein ungemein scharfer Scheinwerfer bestrich vom Lande her die schwarzen Rümpfe der Transportschiffe entlang den Docks, während der kleine und behende „Tarpoon" die Bay abpatrouillirte und mit den intensen Strahlen seines Scheinwerfers die Wasserlinien der hier verankerten Schiffe absuchte — nach spanischen Torpedo-Booten.

Gegen 9 Uhr erhob sich endlich eine angenehme kühle Brise, vor der sich die dunklen Ahnungen, die wie ein Alp auf der ganzen Flotte lagen, schnell verflüchteten. Auf einem Dutzend Schiffen zu gleicher Zeit spielte die Musik. Die Die Leute hatten die Aufheiterung nöthig. Der „Star spangled Banner" ist zwar sehr schön, aber heute verlangte man etwas Wilderes, etwas, das schärfer im Kontraste zu der soeben abgeschüttelten Beklemmung stand. Couchee-Couchee und Yankee Doodle trug der Wind von einem halben Dutzend Kapellen zu uns herüber, und spät in der Nacht noch, immer und immer wieder erklang es:

There'll be a hot time
In old Spain, to-night.

* * *

Im Kunst-Museum im Central Port das ich wenige Tage vor meiner Abreise nach Tampa zufälliger Weite besuchte, befindet sich das Bild eines amerikanischen Malers (sein Name ist mir entfallen) eine Landschaft Florida's mit der See im Hintergrunde in, wie ich damals glaubte, unmöglichsten Farben darstellend. Gestern Abend wurde ich durch den Augenschein überzeugt, daß der Künstler nicht übertrieben, ja kaum das Original in seinen kühnen Farben-Kontrasten erreicht hatte.

Blutig roth war die Sonne untergegangen; ihre letzten Strahlen brachen sich an einem fast massiven dunklen Gewölke dicht über dem Sonnenbette und vergoldeten, in schiefer Richtung über das Gewölke streichend, die lichteren Himmelsreifenden, die horizontal über unserem Schiffe standen.

Links von diesem gluthdurchleuchteten Bilde zog ein tiefschwarzer Wolkenstrich am Horizont auf, der in Windeseile sich dem lichteren Himmel näherte und diesen scharf und ohne Uebergang abgrenzte. Tiefer hing, wie ein weißer Klex auf dem tiefschwarzen Hinter-

Digitized by Google

grunde, ein kleines, lichtes Wölkchen, das aussah wie der Santa Claus in der buntfarbigen Weihnachtsnummer eines gelben Journals.

Dumpf rollte im Süden der Donner und heftige Blitze zuckten über die schwarzen Wolkenmassen — — —

„Jetzt trinkt er keinen Rothspohn mehr", drangen die Klänge von Chopins Todesmarsch von der „Rio Grande" herüber.

* * *

Ein Besuch in Tampa, den ich heute Vormittag unternahm, überzeugte mich, daß die von den eingeschifften Truppen verlassenen Lager bereits von mindestens 25,000 neuen Truppen, größtentheils Freiwilligen, besetzt sind. Die Straßen in Tampa bieten dieselbe belebte kriegerische Scenerie wie früher. Das Hotel ist jedoch verlassen. Die Anwesenheit General Miles' scheint das frühere lebhafte Treiben zu beeinträchtigen.

An Bord der „Olivette" fanden wir bei unserer Rückkunft zwei schwedische Offiziere, die zwar nicht zur Gesandtschaft gehörten, aber die Erlaubniß, die Armee zu begleiten erlangt hatten. Sie waren einige Tage an Bord der „Seguranca" einquartiert, hatten aber das Flaggschiff General Shafter's verlassen müssen, als ein türkischer General und ein französischer Attaché eintrafen.

Am Vorabend der Abfahrt.

An Bord der „Olivette" im Hafen von Tampa. Montag, den 13. Juni 1898. *)

Es wurde uns gestern offiizell mitgetheilt, daß wir heute Nacht oder spätestens mit Tages Anbruch unterwegs sein würden.

Die Nachricht kam während eines fürchterlichen Gewittersturmes, der gestern Nacht über die Bay von Tampa dahinbrauste und verschiedene Transportdampfer von ihren Ankern losriß.

*) Am folgenden Tage erfolgte endlich die Abreise.

Der Schleppdampfer „Capt. Sam" legte neben uns an und der Kapitän rief die Ordre durch den heulenden Sturm zu uns herüber. Dieselbe lautete:

1) „Olivette" ist von heute an als Hospitalschiff zu betrachten und wird morgen ein Korps von Aerzten und Krankenwärtern an Bord nehmen.

2) „Olivette" wird morgen in aller Frühe eiligst noch einmal die Runde an den Transportschiffen mit Wasser machen.

3) „Olivette" wird dann nach St. Petersburg fahren, um Wasservorrath für die Reise einzunehmen.

4) Endlich wird sie Kohlen einnehmen und als letztes Transportschiff den Hafen verlassen und sich der Flotte anschließen.

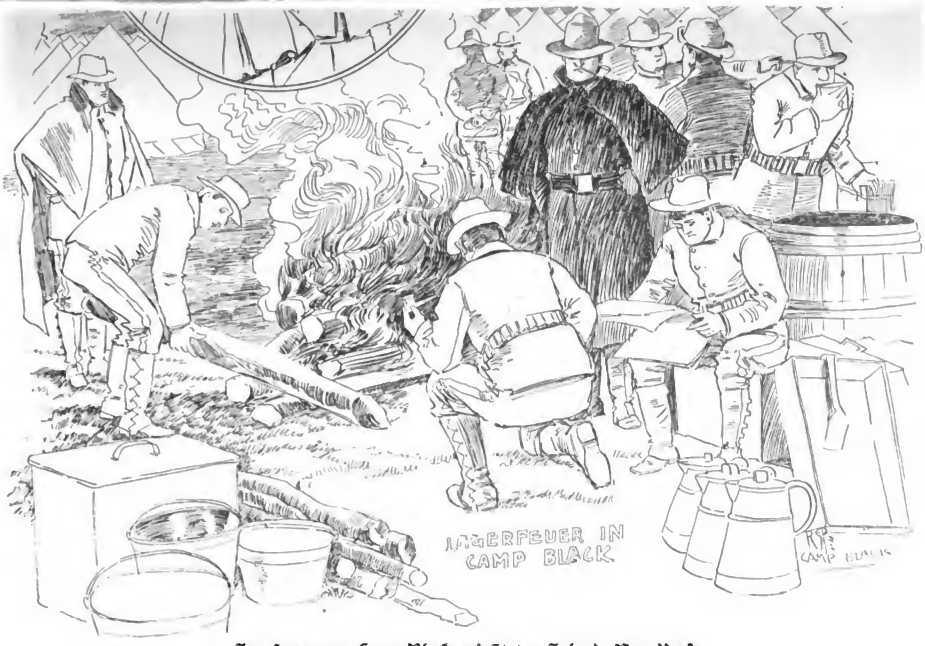
Bis heute Abend, da ich diese Zeilen schreibe, sollten diese Befehle längst ausgeführt sein; aber wie gewöhnlich wurde das durch allerlei sich plötzlich einstellende Hindernisse verzögert.

So ist es wieder fast 6 Uhr geworden, ehe wir dazu gekommen sind, Wasser einzunehmen. Ehe wir wirklich reisefertig sind, wird es 6 Uhr früh sein.

Das Hospital-Korps kam pünktlich an Bord und machte uns die angenehme Eröffnung, daß wir noch im Laufe des Tages verschiedene an Masern und anderen Uebeln erkrankte Soldaten an Bord nehmen würden. Es wurde den Korrespondenten, die die Anwesenheit von Kranken scheuten, freigestellt, sich auf verschiedenen anderen Schiffen einzuquartieren, aber nur wenige machten von dieser Vergünstigung Gebrauch. Die Aerzte befürchten, daß der gestrige Regensturm mancherlei Fieber unter den Soldaten zur Folge haben werde.

Die Flotte wird bis Key West von den Kriegs- und Hülfs-Schiffen „Indiana", „Iowa", „Castine", „Bancroft", „Helena", „Anapolis", „Newport", „Morrill" und „Hornet" begleitet werden. Mehrere dieser Schiffe sind nur von sehr geringer Bedeutung, weshalb in Key West sich fünf weitere große Kriegsschiffe der Flotte zugesellen werden.

Digitized by Google



Im Lager von Camp Black auf Staten Island, New York.

Digitized by Google

In drei Kolonnen zu je zehn Schiffen wird die Transportflotte den Hafen von Tampa verlassen; zwei Schiffe, die „Olivette“ und das Rothe Kreuz-Schiff „Texas“, Clara Barton's schwimmendes Hospital, bilden den Abschluß der Kolonnen.

Die mittlere Kolonne wird, wenigstens bis Key West erreicht ist, von den Kriegsschiffen „Indiana“ und „Iowa“ angeführt werden. Zwei Kanonenboote werden jede Flanke der drei Kolonnen und die übrigen Kriegsschiffe, insofern sie nichts als Depeschenboote oder zur Rekognoscirung benutzt werden, die Nachhut decken. Das hier folgende Diagramm dürfte Ihnen eine Idee von dieser modernen Argonautenfahrt geben. Die darin angegebenen Ziffern bedeuten Transportschiffe, die, wie ich öfter mitgetheilt, sämmtlich nummerirt sind.

Nummer der Transportschiffe			Nummer der Transportschiffe
	0 Indiana		
	0 Iowa		
	Transportschiffe		
1	9	17	
2	10	18	
3	11	19	
0 4	Zwischen- 12	Zwischen- 20	0
Bancroft 5	Raum 13	Raum 21	Anapolis
6	von 14	von 22	
7	(1000) 15	(1000) 23	
8	Yards 16	Yards 24	
25	26	27	
28	29	30	
0 31	32	33	0
Castine	34	25	Helena

Die Entfernung von einem Schiffe zum anderen, wie sie in der Kolonne hintereinanderfahren, beträgt 400 Yards. Die Flotte besteht also aus 35 Transportschiffen und — nach Ankunft in Key West — aus 14 Kriegsschiffen, zusammen 49 Fahrzeugen.

In St. Petersburg trafen wir die „Aranca“ und die „Santiago“, die hierhergekommen waren, um selbst Wasser an Bord zu nehmen, da sie Ordre hatten, sich zu den Kriegsschiffen außerhalb der Narrows zu begeben und dort die Abfahrt abzuwarten. Andere Transportschiffe waren schon kurz nach zwölf Uhr dorthin abgedampft.

Von den „fliegenden Spaniern“ haben wir hier nichts mehr gehört!

Mein nächster Brief wird allem Anscheine nach den Poststempel irgend einer Stadt in Porto Rico oder den von Santiago tragen.

---

9. Juni. Die Fortifikationen von Guantanamo werden zerstört.

10. Juni. Der Kongreß passirt die Kriegssteuern-Bill endgültig.

11. Juni. Amerikanische Marinetruppen landen zu Guantanamo. — Ein Kabel bei Santiago wird durchschnitten.

12. Juni. Bei dem ersten Gefecht von Guantanamo büßen vier Marinesoldaten ihr Leben ein.

Die Fahrt gen' Feindesland.

Der Argonautenzug der Mannen Shafter's nach Santiago. — Das schwimmende Lazareth unter der Rothen Kreuzflagge, in dem auch die Postbeamten und phantastisch gekleidete Zeitungsmenschen Aufnahme fanden, — Die imposante meilenlange wohlgeordnete Prozession der schwarzen Schiffe im ewig blauen Meer. — Cubaner und Typhus-Patienten als unangenehme Reisegesellschaft. — Lange Ungewißheit über das Ziel.

An Bord der „Olivette“, auf der Höhe von Matanzas, Donnerstag, den 16. Juni 1898. In drei langegestreckten Kolonnen, die den ganzen weiten Gesichtskreis in zwei Hälften schneiden, zieht die Transportflotte, mit dem Invasionsheere an Bord, die Nordküste von Kuba entlang, ihrem noch immer unbekannten Ziele entgegen.

Fünfzig Transport- und Kriegsschiffe mit 20,000 Mann Besatzung! Ein seltsamer Zug von schwarzen und grauen Kolossen, deren gleichmäßiges,

Digitized by Google

anscheinend jeder Kraftaufwendung bares Tempo den Eindruck einer unwiderstehlichen, schweigsamen Riesenmacht hervorruft. Das Rauschen der gleichmäßig dahinrollenden tiefblauen Wogen allein unterbricht diese überwältigende Ruhe.

Mit dem Marineglase kann man, weit oben am südöstlichen Horizont, eben noch die Formen jener schwimmenden Festungen „Indiana" und „Detroit" erkennen; 14 Meilen vor der Front jagt eines der schnellsten amerikanischen Kriegsschiffe kundschaftend und Wache haltend voraus. In nicht ganz regelmäßigen Zwischenräumen von 200 bis 500 Yards, bald sich verringernd, bald vergrößernd, folgen die schwarzen Transportboote, die von kleinen, schnellen Booten der Hülfsflotte, die sich wie New Yorker Polizisten bei einer Straßenparade, nur etwas höflicher, benehmen, genau in den Grenzen der drei lang gestreckten Kolonnen gehalten werden. Weit unten an der südwestlichen Himmelsgrenze segelt auf der rechten Flanke der eiserne Koloß, die „Iowa"; auf der linken Flanke auf gleicher Höhe halten die „Bancroft" und ein Torpedobootzerstörer Wacht. Andere Kriegsschiffe decken die Nachhut. Mit der „Olivette" parallel und derselben am nächsten segelt die „Gussie", der kleine Raddampfer, der Pferde, Maulesel und den „Generalstab" eines New Yorker Journals an Bord hat. Früh Morgens hatten wir das Flaggenschiff, die „Seguranca" mit General Shafter und Stab an Bord, zur Nachbarin, bis gegen 10 Uhr die „Castine" sich durch die Schiffsreihen an uns heranschlängelte und uns ersuchte, „bitte, mehr nach der Front zu segeln."

Blaßgraue Regenwolken begrenzen den Horizont rings im Kreise; über uns ist der Himmel lichtblau. Die Luft ist schwül, fast windstill. Mit einer Geschwindigkeit von kaum sieben Knoten segelt die Flotte über eine fast glatte See.

An Bord des Hospital-, Post- und Korrespondenten-Schiffes „Olivette" ist alles wohlauf mit Ausnahme einiger Reconvalescenten, Soldaten, die man hier belassen, nachdem die schwer erkrankten, besonders die Typhuskranken, bei unserem letzten Besuch in Port Tampa nach den Militär-Hospitälern geschafft worden waren.

Der Kontrast, den bei unserer letzten Landung die Docks im Vergleich mit dem Bilde vor wenigen Tagen noch boten, war ein überraschender. Das anscheinend unentwirrbare, ameisenartige Geschäftigkeit und bis auf's Höchste angespannte Energie von Mensch und Thier entwickelnde Vorspiel zu dem Kriegsdrama war über die Weltbühne gegangen, die Hauptfiguranten hatten den Schauplatz am Vormittag verlassen. Als wir um 5 Uhr Abends landeten, fanden wir nichts als todtmüde schwarze Frachtverlader über die Docks zerstreut, an den unmöglichsten Stellen und in den absurdesten Lagen in tiefem, langentbehrtem Schlafe. Die „Inn" und die anderen Gasthäuser, die noch gestern kaum die Menge der hungrigen und durstigen, ein- und ausschwärmenden Menschheit zu fassen, geschweige denn zu befriedigen vermochten, waren öde und leer. Leer in des Wortes strikteste Bedeutung: zu essen gab's absolut nichts, zu trinken nur Schnaps und lauwarmes Wasser. Seit Tagen waren die Zufuhrquellen aus der Nachbarschaft dem Invasionsheere in Port Tampa nur spärlich zugeflossen; mit dem letzten Tage versiegten sie gänzlich. Alles war aufgegessen und ausgetrunken, und doch hatten Hunderte, die ihre Pflicht an die Docks fesselte, die weder auf die Schiffe, noch nach Tampa City gehen konnten, hungern müssen; selbst der Dollar schien seine magische Kraft verloren zu haben. Verschlafene, mürrische Kellner servirten widerstrebend unsere „Drinks", und der Hotelverwalter raffte gerade noch genug Energie zusammen, um uns mit einer Verwünschung zu erklären, daß er in den nächsten acht Tagen von Gästen verschont zu werden hoffe.

Digitized by Google

Die Haufen von Munition, Waffen und Proviant, die früher auf den Docks aufgestapelt, waren verschwunden, die Berge von Kohlen auf unscheinbare Häufchen zusammengeschrumpft. Die Bahnbetten hatten unter den Hufen von Tausenden von Pferden und Maulesel und den Schuhen von Zehntausenden von Soldaten ihre ursprüngliche, gleichmäßig glatte und harte Oberfläche verloren; loser staubiger Koth bedeckte die gedielte Promenade entlang dem endlosen Pier. Einsame Wachen von Freiwilligen schritten nachlässig den leeren Kanal ab auf dem sich noch am Morgen die Invasionsflotte mit ihrer wimmelnden Fracht von blaujackigen Regulären gewiegt hatte.

Die Spanier haben sich ihre großartigste einzige Chance entgehen lassen.

Jetzt, da die Gefahr vorüber ist, darf man es ja ruhig sagen, daß den Spaniern nichts leichter gewesen wäre, als das sorglose Invasionsheer im Hafen von Port Tampa zu überfallen und mit ihren schwimmenden Kasernen auf den Meeresgrund zu versenken. Da waren keine Forts, die mit todtspeienden Kanonenschlünden den Eingang in die Bay versperrt hätten, keine unterseeischen Vertheidiger, wie verderbenbringende Minen, oder heimtückische Torpedos. Nur einige wenige „Kriegsschifflein" von geringer oder gar keiner Bedeutung hielten die Wacht an der Barre und in der Bai. Unbekannte Fahrzeuge zu Dutzenden kreuzten bis spät in der Nacht zwischen den Transportschiffen, ob Freund oder Feind, Niemand hätte es sagen können. Torpedoboote sollen schon schwierigere Kunststückchen gemacht haben, als eine fast vertheidigungslose Transport-Flotte, die auf keine Gefahr gefaßt war, zu überraschen. Die schrecklichen Folgen eines solchen strategischen Manövers mag sich der Leser selbst ausmalen. Abgesehen von der unmittelbaren blutigen Zerstörung, wäre allen Invasions-Operationen amerikanischerseits auf lange Zeit hinaus ein Ende bereitet worden.

Erst als Mittwoch Nachmittag, vor einer Woche, im Momente des Aufbruchs des Invasionsheeres, die Nachricht von dem plötzlichen Auftauchen spanischer Kriegsschiffe an der cubanischen Nordküsteverlautete, schien sich das Hauptquartier der drohenden Gefahr bewußt zu werden. Ich habe die Ereignisse jener Nacht bereits in einem früheren Briefe geschildert.

Es war 3 Uhr Morgens, als die „Olivette" mit der Einnahme von Kohlen zu Ende kam. Wenige Minuten später dampfte sie mit voller Kraft — 16 Knoten die Stunde — der Transportflotte nach.

Unser Frühstück fand uns Mittwoch Morgens bereits 70 Meilen von Port Tampa entfernt. Das Wetter war geradezu ideal; eine frische Brise strich über das Deck der „Olivette"; am wolkenlosen, lachenden Himmel strahlte die Sonne in ihrer feurigen, südländischen Schönheit, die das tiefblaue Meer in stummer, fast regungsloser Bewunderung zu fesseln schien. Ach, das Entzücken meiner Waschfrau in New York beim Anblick dieses Oceans von Waschbläue möchte ich sehen! Die Farbe ist so intensiv blau, daß man sich ordentlich wundert, wenn die Wogenkämme in der Furche, die unser Schiff durch das Wasser zieht, nicht auch blau, sondern weiß erscheinen.

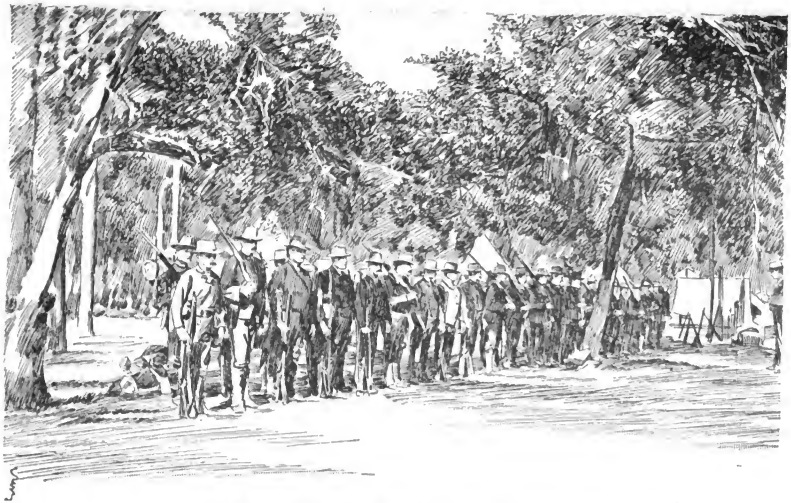
Major Appel, ein Militärarzt, ist die höchste Autorität an Bord der „Olivette", die seit gestern die Rothe Kreuz-Flagge gehißt hat. Seine erste Handlung war, die Waffen sämmtlicher an Bord befindlichen Personen in Verwahrung zu nehmen.

Dann wurde ein Verbot gegen das Rauchen unter Deck erlassen.

Schließlich mußte sich Jedermann schriftlich verpflichten, nach Sonnenuntergang kein Licht mehr zu brennen.

Außer Major Appel befinden sich noch fünf andere Aerzte und etwa fünfzig Krankenwärter an Bord, bereit zur Pflege von Soldaten, die unterwegs schwer erkranken sollten.

Digitized by Google



Tampa, Fla. Einexerzieren von Truppen.

Digitized by Google

Colonel Brewer*) ist der Vertreter des Postdepartements von Washington, der dazu ausersehen ist, eine reguläre Postverbindung zwischen den Vereinigten Staaten und dem Punkte der Landung dieser Expedition herzustellen. Wenn Herr Brewer das ebenso schnell gelingt, als er es fertig brachte, sämmtliche Reisegenossen für sich einzunehmen, so können wir uns gratuliren.

Nicht so angenehm als der vorher Genannte sind andere Mitreisende, mysteriöse Cubaner, gegen die sich die Zeitungskorrespondenten, die ohnedies ein „Vorurtheil" haben, eines gewissen Mißtrauens kaum erwehren können. Washington hat uns die Leute auf den Hals geschickt. Die meisten haben bereits früher Dienste als Spione geleistet und sind in dieser Eigenschaft für den Krieg engagirt. Ein Dr. Diaz, der einem jüdischen Rabbiner aus der Norfolk Street auf's Haar ähnlich sieht, geht angeblich im Dienste einer methodistischen Mission mit dem Heere.

General Shafter hat sich wohlweislich der Dienste eines amerikanischen Dolmetschers versichert und zwar keines Geringeren als des Mayors von St. Augustine, Fla., Mr. Genova, der gleichfalls einer unserer Reisegenossen ist.

Einer merkwürdigen Erscheinung, die sich mir bereits in dem friedlichen Tampa aufdrängte, begegnet man hier noch viel öfter, nämlich dem Bestreben der amerikanischen „Kriegskorrespondenten", jetzt darf ich sie wohl so nennen, ihre äußere Erscheinung dem neuen Berufe möglichst anzupassen. Der Eine mit Kniehosen und langen Strümpfen sieht aus wie ein aus dem Atlantic Garden entsprungener Tyroler; ein anderer trägt ein Reiterkostüm, das ihm sofort die Thüren der fashionabelsten „Akademien" in New York öffnen würde. Andere sehen aus wie Seiltänzer; am häufigsten aber trifft man das rauhe Gewand des New Yorker Longshoreman.

Nur wenige haben es verstanden, in ihrer Ausrüstung den goldenen Mittelweg einzuschlagen.

Mit der Sonne gingen auch die meisten Passagiere der „Olivette" zur Ruhe, denn, wie gesagt, das Schiff sollte vollkommen dunkel gemacht werden, um nicht „zufällig des Weges kommende spanische Flotten" auf sich zu lenken. Um 10 Uhr Nachts wurden wir den Leuchthurm von Dry Tortugas und bald darauf das farbige Drehlicht von Rebecca Shoals, 17 Meilen östlich von Tortugas gewahr. In dieser Nachbarschaft sollte die Vereinigung der „Olivette" mit der Transportflotte stattfinden. Erst um Mitternacht tauchten die Mastlichter der vorausgeeilten Schiffe am dunklen Horizont auf und zwei Stunden später hatte sich unser Schiff der Flotte angeschlossen.

* * *

An Bord der „Olivette", im Old Bahama Channel, Freitag den 17. Juni, 1898. Der gestrige Abend und die Nacht gingen vorüber, ohne daß etwas bemerkenswerthes passirt wäre. Spät Nachts wurde uns vom Flaggenschiff mitgetheilt, daß der „Decatur H. Miller" schon seit dem Nachmittag nicht mehr gesehen worden sei und daß sich die schnelle „Olivette" bereit halten solle, ihn aufzusuchen. Glücklicher Weise kündigten die Signallichter bald darauf das Wiederauftauchen des verlorenen Schiffes an.

Bewunderungswürdig war die Aufrechterhaltung der Ordnung in dem langen Zug der Flotte. Selbst zur Nachtzeit halten die einzelnen Schiffe ihre Positionen.

Das Flaggenschiff, die „Seguranca", ist erleuchtet; sie segelt zu Anbruch der Dunkelheit stets im Centrum der drei Kolonnen, während sie tagsüber bald an der Spitze des Zuges fährt, bald zurückbleibt, bis sie die Nachhut erreicht hat. Alle übrigen Schiffe brennen nur die üblichen drei Lichter.

*) Col. Brewer erkrankte bereits am 4. Juli in Siboney am gelben Fieber und starb wenige Tage später.

Digitized by Google

Man sollte denken, daß drei Lichter ein Schiff dem Feinde ebenso bald offenbaren, als hundert. Dieser Einwand wird jedoch von unseren nautischen Autoritäten an Bord damit beantwortet, daß es unmöglich sei, die Bewegungen einer so großen Flotte, wie die des Invasionsheeres, vor dem Feinde zu verbergen, und daß diese erzwungene Finsterniß nur den Zweck habe, etwa herumstreichende spanische Kanonen- oder Torpedoboote über Größe und Charakter der Schiffe im Dunkeln zu halten.

An Bord der „Olivette" empfindet man diese Finsterniß sehr unangenehm. Nach dem Abendessen bleibt einem thatsächlich nichts übrig, als auf das „Hurricane"-Deck zu gehen und Sterngucker zu spielen. Langweile füllt überhaupt einen großen Theil unseres Daseins an Bord aus, weshalb, glaube ich, die öfter in diesen Briefen wiederkehrende Beschreibung von Sonne, See und Himmel zu entschuldigen ist. Außer diesen Dingen sieht man eben fast nichts als hie und da 'mal einen Leuchtthurm an der Küste von Cuba. An Bord ist fast alles wohl. Einige leichte Fälle von Seekrankheit beschäftigten die Aerzte heute Morgen. Am Nachmittag wurden alle Mann zur Impfung beordert, da Santiago de Kuba, in dessen Nachbarschaft wir doch wohl schließlich landen werden, arg unter den Blattern leidet.

Nachmittags um 1 Uhr passirte die Flotte den Leuchtthurm von Lospos auf einer kleinen Insel der Bahama-Gruppe. Gegen Abend ziehen drohende Gewitterwolken am Himmel auf. Die Luft ist schwül; das Schiffsvolk erwartet stürmisches Wetter in der Gegend des Kaps, das wir in Bälde umschiffen werden.

Um 8 Uhr Abends brachte man 12 Patienten von anderen Schiffen an Bord der „Olivette".

* * *

An Bord der „Olivette", auf der Höhe der Küste von Santiago-Provinz, Samstag, den 18. Juni 1898. Die blauen Berge der Küste von Santiago im Südosten als Richtschnur, verfolgt die Flotte ihren Kurs mit einer Geschwindigkeit, die auf mehr als 9 Knoten gestiegen ist. Die stürmische See in der Nacht hatte die Schiffe sehr stark im Vorwärtskommen gehindert und die Durchschnitts-Geschwindigkeit derselben auf etwa 6 Knoten reduzirt. Gegen fünf Uhr Morgens, auf der Höhe des Hafens von Gibara in der Provinz Santiago de Cuba, machte die gesammte Flotte Halt und ging vor Anker.

General Shafters Flaggenschiff, die „Seguranca" und die „Olivette" allein setzten ihre Bewegungen fort. Die „Seguranca" fuhr an die größten ihr zunächst gelegenen Boote heran, um die Rapporte der kommandirenden Offiziere über den Verlauf der Reise bis Dato in Empfang zu nehmen. Andere ganz vorne, in der Front, oder weit unten am Horizont, in der Nachhut segelnde Schiffe übermittelten ihre Berichte an das Flaggenschiff durch die schnellsegelnden Depeschenboote der uns begleitenden Marine. Die Berichte waren ausnahmslos sehr befriedigend, wie uns ein Offizier auf der „Seguranca" im Vorbeifahren zurief.

Die hatten gut reden auf der „Seguranca"! Für die „Olivette" kam das dicke Ende nach. Ein Schiff nach dem andern kam auf 100 bis 200 Yards an sie heran, um seine Kranken auf uns abzuladen. In zwei Stunden hatten sich nicht weniger als 21 Patienten zu dem Dutzend gesellt, das wir bereits an Bord hatten. Typhus und Masern waren am Meisten vertreten. Viele der Krankheitsfälle haben sich noch nicht genügend entwickelt, um die Aerzte ihre wahre Natur erkennen zu lassen.

Die Luft ist womöglich noch gewitterschwüler als gestern, eine dumpfe schwere Hitze macht den Aufenthalt im Schiffsraum fast unmöglich und droht mit einer schlaflosen Nacht.

Diese Nächte an Bord der „Olivette" werden immer interessanter. Bei der erzwungenen Finsterniß ist es ein wahres Wunder, daß noch kein Mensch in ein Loch oder die Treppen hinabgefallen

Digitized by Google

ist und sich Hals und Bein gebrochen hat. Es ist eine Kunst, seine Schlafstellen aufzufinden, die den Korrespondenten tief unten in sogenannten „State Rooms" angewiesen worden, die auf den regulären Reisen der „Olivette" nie benützt werden. Die Kabinen oberhalb derselben und auf Deck sind für den Hospitaldienst reservirt. Gestern Nacht geschah es, daß eine ganze Reihe von schlafenden Zeitungsleuten fast ertrunken wären, indem sich ganze Ströme schmutzigen Wassers durch das defekte Deck auf die Ahnungslosen ergossen.

Seekranke Schlafgenossen tragen das ihrige zur Verkürzung dieser langen Nächte durch Klagen über die verlassene Heimath, Verwünschungen über die verd . . . . Kubaner und „Ergüsse" anderer, mehr substantieller Art bei. Und das Alles in wahrhaft ägyptischer Finsterniß!

Der Leser wird sich vielleicht über diese langweilige Verbreitung über die eigenen uninteressanten Leiden wundern und fragen, weshalb so viel Wesens mit der kleinen „Olivette" machen, wenn 49 andere Schiffe, der Stolz und die Hoffnung der Nation, mit wenig Worten abgefertigt werden!

Zehn Meilen lang dehnen sich die drei Kolonnen dieser fünfzig Schiffe über den Ocean — wir befinden uns bereits im atlantischen — aus. Zehn Meilen düsterer, grauer und schwarzer Seekolosse; zehn Meilen lang schwarzer Kohlenrauch; zehn Meilen lange Furchen weißen Gischts in blauer See — das ist wahrhaftig Alles, was wir von der Flotte sehen. Beim besten Willen kann ich nicht mehr davon erzählen.

Ob die Spanier auf den, eben um 4 Uhr Nachmittags, wieder mächtig am nebeligen Horizont in die Höhe strebenden Bergen von Cuba mehr sehen? Ob sie des Nachts ihre Spione gegen die lange Reihe der rothen und weißen Lichter dieser rastlos dahinziehenden schwarzen Flotte, die den Sieg und den Tod in Kuba landen soll, ausschicken? !

Das Schiff fängt an, sehr unangenehm nach Krankheit und Medizin zu stinken. Dabei giebt das Sanitätskorps jeden Nachmittag Vorstellungen in der Behandlung schwer Verwundeter und dem Auflesen derselben auf dem Schlachtfelde. So haben wir Gelegenheit, uns auf einen warmen Empfang in Kuba vorzubereiten.

* * *

An Bord der „Olivette". Auf der Höhe der Insel Inagua, zur Bahama-Gruppe gehörig, Sonntag, den 19. Juni 1898.

Die „Olivette" hatte zweimal vergeblich versucht, dem Raddampfer „Gussie", dessen Ladung aus Pferden und Maulesel besteht, Wasser zu geben. Schließlich kam gestern Nacht vom Flaggenschiff der Befehl, daß die „Olivette" und „Gussie" sich in Begleitung eines Kriegsschiffes nach dem Hafenort Matthews auf der Insel Inagua begeben sollten, um dort die „Gussie" mit Wasser zu versehen, da das auf offener See absolut unmöglich erschien. Die Insel Inagua lag 30 Meilen nordöstlich von dem bis dahin verfolgten Kurs.

Früh morgens um 7 Uhr sammelte sich die Flotte, wie gestern, um das Flaggenschiff. Signale wurden gewechselt und Depeschenboote fuhren von einem Schiff zum anderen. Dann setzte das Gros der Flotte seinen südöstlichen Kurs fort, während die „Gussie" mit einem Kriegsschiff in fast nordöstlicher Richtung davon dampfte. Die „Olivette" folgte den beiden in kurzer Entfernung.

Nach zweistündiger Fahrt, etwa um halb 12 Uhr, bekamen wir das niedrige Gestade der Insel Inagua zu Gesicht.

---

14. Juni. General Shafter geht mit 17,000 Mann von Tampa, Fla., ab. — Der Präsident unterzeichnet die Kriegssteuern-Bill.

15. Juni. Eine weitere Hülfs-Expedition geht von San Francisco nach Manila ab. — Die Spanier werden bei Caimanera auf Cuba vollständig geschlagen.

Digitized by Google

Tampa, Fla. Soldaten ſchlagen ihr Lager auf.

Digitized by Google

Auf der Höhe von Guantanamo

An Bord der „Olivette", auf der Höhe von Guantanamo, Montag, den 20. Juni 1898. Nur noch wenige Stunden und das Ziel der Invasions-Armee, wahrscheinlich die Bai von Guantanamo, etwa 40 bis 50 Meilen von Santiago de Kuba entfernt, wird erreicht sein. Schon seit mehreren Stunden heben sich die mächtigen Bergzüge der Sierra de Cobre deutlich am Horizont von der blauen See ab. Wälder, ja Häuser und einzelne Bäume sind durch das Glas zu erkennen.

Wir wären wohl schon heute Morgen dort gelandet, hätte uns nicht, wie schon berichtet, ein Befehl des Flaggenschiffes nach der Insel Inagua, der fruchtbarsten der Bahama-Gruppe geschickt, um dort der „Gussie" Wasser zu geben. Inagua ist eine flache, kalkige Erhebung über dem Meeresspiegel, die 40 Meilen lang und 45 breit ist. In der Mitte befindet sich ein Salzsee, dessen Ausbeutung die 1500 Bewohner der Insel, meistens Neger und einige „Conks", ernährt.

In dem Hafenort Mathewstown, wo wir anlegten, befindet sich augenblicklich der Revolutionär Rodriguez von Santo Domingo, der, um den gegenwärtigen Präsidenten der Republik zu stürzen, ein Heer auf den benachbarten Inseln anzuwerben suchte. Der englische Regierungs-Agent betrachtete dies als ein Vergehen gegen die „Foreign Enlistment"-Akte und ließ Rodriguez einsperren. Ein halbes Dutzend Boote versah uns mit Früchten und schlechten Cigarren. Um 4 Uhr setzten wir unsere Reise in Begleitung des Kanonenbootes „Helena" und des Torpedoboot-Zerstörers „Hornet" fort.

Die Nächte im Schiffsraume zu verbringen, ist jetzt ganz unmöglich geworden. Abgesehen von der intensiven Hitze, ist der Gestank, zu dem ein Dutzend Seekranke, etwa 30 andere Patienten, 13 Pferde, und die Kessel und Küchen des Schiffes am Meisten beitragen, genügend, um die älteste Theerjacke seekrank zu machen. Die Zeitungs-Korrespondenten ziehen es deshalb vor, auf offenem Deck oder im Speisesaal zu schlafen.

Zu den an typhösem Fieber Erkrankten hat sich seit gestern Major Hootan vom 25. farbigen Infanterie-Regiment gesellt, drei von Teddy Roosevelt's wilder verwegener Schaar liegen an der Kinderkrankheit, — den Masern darnieder.

Vom 71. New Yorker Regiment haben wir nicht einen einzigen Patienten an Bord, ein Umstand, der darauf schließen läßt, daß der Gesundheitszustand auf der „Vigilancia" ein ausgezeichneter ist, was übrigens für die ganze Expedition gilt.

* * *

Die Flotte, die wir bereits in Guantanamo glaubten, haben wir endlich doch noch eingeholt. Guantanamo ist gar nicht von ihr berührt worden. Wir haben es schon zwanzig Meilen hinter uns gelassen, offenbar geht es geraden Weges nach Santiago de Kuba. Die „Olivette" segelt von allen Schiffen der Küste am Nächsten. Vierzig Gläser sind auf den mächtig, steil vom Meere bis zur Höhe von 500 Fuß aufsteigenden El Gato und La Grand Pietra gerichtet, welches letzteren Spitze ein einsames Kreuz krönt.

Die Luft, die gestern bei Inagua rein und klar war, wie im Golf von Mexiko, ist, seitdem wir die Küste Cuba's erreicht haben, wieder schwül und drückend heiß geworden.

* * *

P. S. Wir sind auf der Höhe von Santiago angelangt.

Vor Santiago.

(An Bord der „Olivette", auf der Höhe von Santiago de Cuba, Montag, den 20. Juni 1898.)

Den ganzen Morgen waren wir die Küste der Santiago-Provinz entlang gesegelt, als wir plötzlich bemerkten,

Digitized by Google

daß die uns noch immer zehn bis fünfzehn Meilen vorausfahrende Flotte weiter unten am südwestlichen Horizont Halt gemacht hatte. Gleich darauf bemerkten wir das Flaggschiff, fast parallel mit uns, aber ganz nahe an der Küste, die entgegengesetzte Richtung einschlagend. Ein Kanonenboot begleitete die „Seguranca". Jetzt drehte sie uns den Stern zu und nur noch mit bewaffnetem Auge konnte man sie, sich immer mehr der Küste nähernd, verfolgen. Drei kleine schwarze Punkte schienen das Ziel ihres Abstechers zu sein. Die schwarzen Punkte waren, was der verschärfte Blick erst später erkannte, die Schornsteine von Kriegsschiffen.

Aber da, weiter gegen Nordwesten, wie es schien dicht an der Küste, lag noch ein Kriegsschiff, zweie, drei, vier —— ja zehn mußten es sein. Und dort, links von den Schiffen, der tiefe Einschnitt in das zerklüftete, aus dem Meere tauchende Gebirge, mit dem merkwürdig geformten Gipfel, das war— —?

Vierzig Gläser richteten sich wie auf Kommando auf den bezeichneten Punkt. „Der Hafen von Santiago de Kuba!" kam die Antwort mit Bestimmtheit aus dem Munde eines Korrespondenten, der schon früher hier gewesen war.

„Santiago de Kuba!" Und Niemand an Bord der „Olivette" hatte eine Ahnung davon gehabt, daß wir bereits eine Stunde der zweit-größten und -wichtigsten Stadt Kuba's gegenüber lagen. Die Einfahrt, die wir so oft in New Yorker Blättern abgebildet gesehen, war unverkennbar. Rechts der merkwürdig geformte Berggipfel war Morra Castle.

Aus der Mitte der Einfahrt in den Hafen ragte etwas heraus, das von einigen unserer Mitreisenden als die Takelage des dort von Lieutenant Hobson versunkenen Kohlenschiffes bezeichnet wurde. Folgte man mit dem Glase der blaugrünen Küste etwa zehn Meilen westlich von Santiago, so gewahrte man auf einer Anhöhe, die durch eine kleine Bucht blosgelegt wurde, weiße Zelte und sich bewegende, kleine, hellgekleidete Figuren, die sich von dem tiefblauen, bald auch grünen oder grauen Hintergrund scharf abhoben.

Offenbar eine Abtheilung Soldaten, die uns beobachtete. Ob Freund, ob Feind, ob Spanier oder Cubaner, oder am Ende gar unsere eigenen, dort gelandeten Matrosen, vermochte Niemand zu sagen. Einige kleine weißgetünchte Hütten lagen an den Abhängen der Sierra zerstreut, die hier bis hoch in die Wolken hinaufstrebt.

Zehn Meilen von dem, das Geheimniß Cervera's bergenden düsteren Versteck, dem Hafen von Santiago, wiegte sich auf glatter See die Flotte der amerikanischen Invasionsarmee: 35 Transportschiffe und 16 Kriegsdampfer. Der Himmel selbst schien seine Freude an dem Schauspiel zu haben; verjagt waren die schwarzen Wolken, die uns heute Morgen mit Regen drohten, und die Sonne liebäugelte uns mit all' ihrer südländischen Aufdringlichkeit.

Zwei Depeschenboote der Assoziirten Presse brachten uns die alarmirende Nachricht, daß 45,000 spanische Truppen in und um Santiago konzentrirt seien. Die würden uns einen netten Empfang bereiten, sollten wir jetzt dort landen. Die andere Möglichkeit, daß wir nach Guantanamo zurückfahren und von dort über Land nach Santiago ziehen, um die Stadt zu erstürmen, während die Kriegsschiffe ihr Feuer auf die Forts speien, scheint auch nicht gerade verlockend, wenn man sich diese Riesenberge betrachtet, über die keine Trolleybahn hinwegführt.

Die Wege, wenn überhaupt welche vorhanden, müssen vollständig aufgeweicht sein, denn es hat hier in den letzten Tagen ungeheuerlich geregnet.

Das schlimmste Uebel wäre jedoch, daß wir, und die meisten Kollegen sind dieser Ansicht, noch so 'ne fünf bis sieben Tage hoffend und harrend auf der „Olivette" mit ihren Kranken, ihrer

Digitized by Google

nächtlichen Finsterniß und ihrem Gestank zubringen müßten. Doch diese müßigen Spekulationen, die vielleicht schon in dem nächsten Moment durch den jetzt im Kriegsrath mit den Flottenbefehlshabern sitzenden General Shafter über den Haufen geworfen werden, können für den Leser nur geringe Bedeutung haben.

* * *

An Bord der „Olivette" auf der Höhe von Santiago de Cuba, Dienstag, den 21. Juni.

„Olivette ahoi! Kapitän Taylor wünscht, daß Sie sich der Flotte anschließen, die in Kreuzer-Formation gegen Südosten fahren wird."

Das war der Befehl, den gestern, kurz nach Sonnenuntergang, ein Depeschenboot an uns ausrichtete. Was bedeutete dieses Manöver? Wär's möglich, daß General Shafter, die Einnahme von Santiaga für unmöglich haltend, seine Reise nach Porto Rico fortzusetzen beschlossen hatte? Die Thatsache, daß der Befehl von Kapitän Taylor, dem Kommandanten der „Indiana" kam, ließ eher darauf schließen, daß der Oberbefehlshaber noch nicht zu der Flotte zurückgekehrt war. Eine Aenderung des Eroberungsplanes war also vorläufig noch nicht beschlossen.

Gerade als die Dunkelheit das wunderbare Panorama der Küste von Santiago zu verhüllen begann, dampfte die Flotte ab. Nach zweistündiger Fahrt standen die Maschinen wieder still. Die Flotte schaukelte friedlich auf den sanften Wogen der hier wohl tausend Knoten tiefen See, aus der ein feiner Nebel emporstieg, der den Horizont beengte, die Decks ungemüthlich machte und mit seiner krankheitsschwangeren Feuchtigkeit bis in die entferntesten Winkel des Schiffes eindrang. Hoch oben am Himmel funkelten die Sterne, wie die Diamanten im Haare einer New Yorker Brauerstochter und beschämten die armseligen rothen und blauen Lichter unserer Flotte. Tief im Süden wetterleuchtete es. Ein Bild unendlicher Ruhe und Majestät!

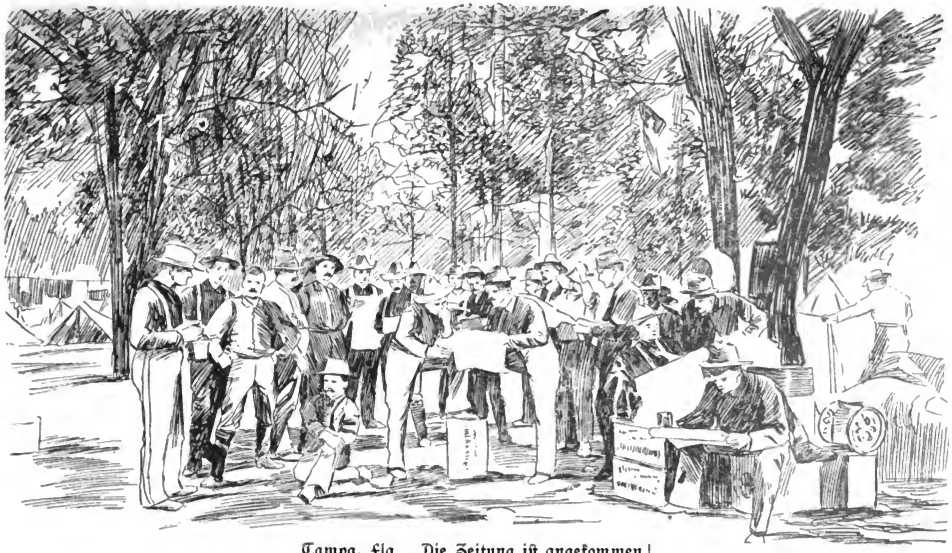
Wir sprachen von großen Dingen aus alten Zeiten, von des Schwertes blutigen Thaten und den gewandten Federn, die sie verewigt hatten, wir — — — — „Platsch!" da ging hinten am Stern des Steward's letzte Flasche Bier über Bord, die zwei Stunden vorher ein lustiger Bruder getrunken hatte.

* * *

Den ganzen Morgen haben wir wieder damit zugebracht, andere Schiffe mit Wasser zu versehen. G'rad wie in Port Tampa. Nur die kolossalen Berge der Sierra mahnten einen an die Wirklichkeit, mahnten an die blutige Arbeit, die morgen oder übermorgen dort drüben gethan werden muß, ehe die spanische Flagge auf den Forts fällt und die Sterne und Streifen über Santiago wehen werden.

General Shafter's Flaggenschiff, die „Segurança", näherte sich gestern der Küste 12 Meilen westlich von der Stadt Santiago bis auf weniger als zwei Meilen und setzte seine Boote aus, um den an der Küste wartenden Insurgenten-General Garcia an Bord zu bringen. Zugleich wurde eine Abtheilung des Ingenieur-Korps gelandet, um das Terrain auf die von den Insurgenten vorgeschlagenen Landungs-Pläne zu prüfen. Was die letzteren betrifft, so scheinen sie nicht den Beifall des amerikanischen Generalstabes gefunden zu haben. Ich habe es aus guter Quelle, daß man sich geweigert, auf die Pläne einzugehen. Es ist wahrscheinlich, daß die Landung überhaupt nicht westlich von Santiago, sondern östlich davon stattfinden soll. Was zwischen General Shafter und General Garcia verhandelt wurde, hat natürlich Niemand erfahren. Garcia behauptet, 1400 Mann unter seinem Befehl zu haben, die im Stande seien, die Landung der amerikanischen Truppen zu decken. Er spricht von 12,000 Mann Insurgenten, die irgendwo im Innern des Landes im Anzuge auf Santiago seien. Aber was immer ein Spanier oder Ku-

Digitized by Google



Tampa, Fla. Die Zeitung ist angekommen!

Digitized by Google

baner sagt, ist „cum grano salis" zu nehmen und wenn die Kubaner eine Landung für die Amerikaner westlich von Santiago geplant haben, so ist es sehr beruhigend, zu hören, daß General Shafter beschlossen hat, östlich von der Stadt an's Land zu gehen.

Die Geschichte von den 45,000 spanischen Truppen ist bereits, wie vorauszusehen war, in Abrede gestellt worden. Garcia behauptet, daß in und um Santiago kaum 15,000 Mann stationirt seien. Die Schätzung der spanischen Macht seitens des amerikanischen Flotten-Befehlshabers konnte ich noch nicht ermitteln.

General Castillo, der die Reise an Bord des Flaggenschiffes mitgemacht hatte, hat sich auf Shafter's Wunsch zu den Insurgenten begeben.

Mittags um 12 Uhr kam der Befehl an sämmtliche Schiffe, die Boote bereit zu halten, um die Landung jeden Augenblick beginnen zu können.

Lange darf diese Verzögerung nicht mehr dauern, sonst wird uns der Wasservorrath ausgehen und es ist sehr zweifelhaft, ob die englische Behörde in Port Antonio, Jamaica, dem uns am nächsten und besten gelegenen neutralen Hafenort, der ganzen Flotte gestatten wird, Wasser an Bord zu nehmen.

Auch die Gefahr, daß ein Sturm, in diesen Kreisen und dieser Jahreszeit besonders heftig, gräßliche Verheerung unter der ankerlos auf dem Ocean treibenden Flotte anrichten könnte, sollte die Aktion beschleunigen; von den Qualen, welche Menschen und Vieh in den überfüllten Schiffsräumen auszustehen haben, gar nicht zu sprechen.

Staunenswerth im höchsten Grade ist es übrigens, daß verhältnißmäßig so wenig Krankheitsfälle vorgekommen sind.

Wir sind heute acht Tage unterwegs und haben nicht einen einzigen Mann verloren. Selbst die schweren Patienten, die man an Bord der „Olivette" gebracht hat, erholen sich merkwürdig schnell; verschiedene sind bereits wieder auf ihre respektiven Schiffe zurückgekehrt.

Diese vorzüglichen sanitären Verhältnisse sind jedoch weniger den für die Expedition getroffenen Vorbereitungen, noch der Tüchtigkeit der Aerzte, als vielmehr der zu Beginn des Feldzuges excellenten Gesundheit der regulären Truppen zuzuschreiben. Ich habe in meinen Briefen von Tampa aus bereits dieser erstaunlichen Gesundheit der Leute Erwähnung gethan, die Jedermann beim Anblick dieser urkräftigen, stämmigen Gestalten, abgehärtet in Sonne und Kälte, auffallen mußte.

Trotz alledem höre ich jetzt die schlimmsten Befürchtungen für die Armee, angesichts der regendurchweichten Hügel von Santiago, aussprechen.

Digitized by Google

Zweiter Theil.

Der Kampf um Santiago.

Der Tag der Landung.

Die Vorgänge, vom Bord der „Olivette" gesehen. — Die einseitige Attacke auf geräumte Uferpositionen. — Kanonendonner, der nur harmlosen Widerhall erweckt. — Das topographische Bild der Küste aus der Schiffs-Perspektive. — Aufpflanzung des Sternenbanners auf dem Altara.

An Bord der „Olivette", während der Landung der Invasions-Armee, in Altares, zehn Meilen von Santiago de Kuba, 22. Juni.

Kurz nach 4 Uhr Morgens ging ich auf Deck, um mich nach der Flotte umzusehen, die heute in der Nachbarschaft von Santiago de Kuba landen sollte. Die „Olivette" mußte wohl schon eine Stunde in schneller Fahrt begriffen sein; ihre Dampfmaschinen hatten mich geweckt. Ein Blick ergab, daß wir uns auf hoher See befanden, von der Flotte oder der Küste Kuba's war nichts zu sehen. Ob wir in der Nacht zufällig getrennt worden waren, oder eine besondere Mission auszuführen gehabt hatten, war nicht zu ermitteln. Unter vollem Dampf ging es nach Nordwesten, wo wir auf die Küste von Santiago stoßen mußten. Als die blauen Berge der Sierra de Cobre endlich aus dem Nebel auftauchten, erschienen auch die Rauchwolken am Horizont wieder, die die Nähe der übrigen Flotte andeuteten.

Wir fuhren geradenwegs auf die Küste los, in deren nächster Nähe bald eine große Anzahl von Kriegsschiffen zu erkennen war.

Das Flaggschiff „Segurança" und und die erste Abtheilung der Transportflotte lagen westlich von den Kriegsschiffen, etwa zehn Meilen oberhalb Santiago Harbor, gegenüber der kleinen Bucht, wo wir vorgestern, als wir diese Höhe erreichten, weißgekleidete Soldaten und Zelte zu erkennen geglaubt hatten.

Die zweite Abtheilung der Transportflotte, allen anderen Schiffen voran, die „Olivette", vereinigte sich jetzt schnell mit der ersten Abtheilung und die ganze Flotte rückte näher und näher gegen die Küste. Jetzt erkannte man durch das Glas eine kleine Ortschaft, Backsteinhäuser und eine sich in die See erstreckende Struktur, die sich später als ein Eisenbahndock erwies.*)

Wir befanden uns gegenüber von Altares, einer kleinen Ortschaft, die größtentheils von Beamten der oberhalb in den Bergen gelegenen Eisenwerke Carnegie's bewohnt und die Hauptstation einer Eisenbahn ist, die nach einem Vorort Santiago's nach Quentuqui führt.

Die zu den Eisenwerken gehörigen Betriebsgebäude liegen in den Bergen von Juragua; man kann sie deutlich von der See aus unterscheiden. Dicht unterhalb Baiguiri mündet das Flüßchen Juragua und etwas weiter östlich gewahrt man am Abhange der Vorgebirge die weißen Dächer einer anderen, offenbar echt kubanischen Ortschaft. Da dieselbe nicht auf der von der Regierung verausgabten Generalstabskarte zu fin-

*) Baiguiri war der offizielle Name des Hafen-Oertchens. Altares hießen, wegen ihrer Gestaltung, die hier sich erhebenden Vorgebirge.

Digitized by Google

den ist, scheint sie neueren Ursprungs zu sein und mag von Rekonzentrados bewohnt sein. (Der Ort hieß Siboney.)

Beginnend bei Baiguiri, bis hinunter zu dem Eingange in den Hafen, mehr als fünfzehn Meilen lang, dehnt sich ein Vorgebirge aus, das mit einer künstlich angelegten Befestigung in kolossalem Maßstabe die größte Aehnlichkeit hat. Dieses Vorgebirge, das in seiner ganzen Ausdehnung fast gleichmäßig 300 Fuß hoch sein mag, weist nur zwei Unterbrechungen oder Einschnitte auf, den Eingang in den Hafen von Santiago und dicht bei Baiguiri die Mündung des Flüßchens Juragua.

Es war etwa acht Uhr geworden, bis wir diese Beobachtungen an der wunderbarsten aller natürlichen Befestigungen aus nächster Nähe machen konnten. Jeder nur halbwegs anständige Feind würde sich diese Vortheile zu Nutzen machen; was lag also näher, als die Vermuthung, daß maskirte spanische Batterien an den dicht bewachsenen Abhängen auf uns lauerten! Es ist anzunehmen, daß General Shafter schon lange, ehe wir so nahe kamen, von den Insurgenten verständigt wurde, daß die Spanier die Küste geräumt hatten. Zwar wehte oben auf dem Dache der kleinen Zitadelle, welche die Ortschaft beherrscht, noch die spanische Flagge, aber keine Menschenseele war in der Nachbarschaft zu sehen.

Plötzlich begannen die unterhalb Siboney gelegenen Kriegsschiffe ein heftiges Bombardement, das sie bald in dichte Rauchwolken einhüllte. Genau um zehn Minuten vor zehn Uhr Vormittags nahmen auch die direkt vor uns liegenden Kriegsschiffe, unter dem Kommando von Admiral Sampson auf der „New York", die Kanonade auf, die mit jeder Minute zu wachsen schien. Das Getöse war dem Rollen eines unaufhörlichen Donners vergleichbar, immer heftiger und heftiger werdend. Dazwischen mischte sich das Hurrahgeschrei der Soldaten auf den umherliegenden Schiffen und die Klänge von mehr als einem Dutzend Militärkapellen. Ein wohlgezielter Schuß hatte die Flagge auf der Zitadelle zu Falle gebracht.

Schon war die See zwischen den der Küste am nächsten liegenden Schiffen mit unzähligen kleinen schwarzen Punkten bedeckt, kleinen Booten, die Soldaten an's Land bringen sollten. Als die Kanonade so plötzlich begann, machten diese bestürzt Kehrt. Wir, die wir vom Deck der „Olivette" aus den ganzen Vorgang beobachten konnten, sahen uns nach fliegenden Bomben um und waren nicht wenig um das Schicksal der Soldaten in den kleinen Booten besorgt. Ueberall aus dem Grün des Vorgebirges, dem Landungsplatz am nächsten, stiegen Rauchwolken auf, wie wir sie bei den Feuer speienden Schiffen bemerkten, dem Unerfahrenen Hunderte von versteckten spanische Kanonen verrathend.

Ebenso plötzlich wie sie begonnen, verstummte die Kanonade. Sie hatte genau neunzehn Minuten gedauert und ihr einziger Zweck war gewesen, die umliegenden Wälder und Verstecke nochmals zu prüfen. Keine einzige spanische Kanone hatte geantwortet. Die Rauchwolken auf den Bergen, die den Uneingeweihten spanische Batterien vermuthen ließen, rührten von den Explosionen unserer eigenen Geschosse her und die betäubenden Detonationen waren weiter nichts, als das Echo unseres eigenen Kanonendonners, das sich in den himmelanstrebenden Bergen der Sierra, hinter dem Vorgebirge hundertfach fortpflanzte.

Die Erkenntniß dieser Thatsachen genügte, um Einen förmlich in Wuth gegen die Spanier zu bringen. Die ganze Angst war umsonst gewesen; sie hatten uns um eine Schlacht gebracht!

Die Landung der Mannschaft ging dann verhältnißmäßig schnell vorwärts.

Bei Sonnenuntergang waren etwa 7000 Mann gelandet.

* * *

Um halb fünf Uhr Abends rief das

Digitized by Google

Die Feldküche des 7. Infanterie-Regimentes, U. S. A.

Digitized by Google

markdurchdringende Getöse von den Nebelhörnern einiger sechzig Kriegs- und Transportschiffe alle Mann auf Deck. Kanonenschüsse knallten wieder auf der See und rollten in donnerndem Echo über die Berge. Auf den Schiffen ringsum spielten die Musikanten das „Star Spangled Banner".

Hoch oben auf der Spitze der Zitadelle auf dem (Berge) Altara, zu dessen Füßen die amerikanische Armee lagert, wehten die Sterne und Streifen.

---

23. Juni. General Shafter's Armee landet bei Baiquiri.

24. Juni. Die Spanier attackiren amerikanische Reguläre sowie Rough Riders vor Santiago, werden jedoch zurückgeworfen. — Die Amerikaner besetzen Jurugua.

25. Juni. Dem General Shafter werden 15,000 Hülfstruppen nachgeschickt.

26. Juni. Admiral Camara's Flotte erreicht Port Said am Suez-Kanal.

27. Juni. Die amerikanische Regierung plant die Absendung eines Geschwaders unter Befehl von Commodore Watson, um spanische Hafenstädte zu beschießen. — Dem Geschwader des Admirals Camara zu Port Said wird seitens der egyptischen Regierung das Einnehmen von Kohlen verweigert.

28. Juni. Die dritte Hülfs-Expedition für Manila dampft von San Francisco ab. — Der Präsident proklamirt eine Blokade südcubanischer Häfen und solcher von Porto Rico. — General Shafter steht drei Meilen von Santiago.

30. Juni. Die amerikanischen Vorposten stehen zwei Meilen von Santiago. — Der Feind koncentrirt sich rückwärts und gibt wichtige Stellungen auf. — Die spanische Regierung ordnet die Formirung eines neuen fliegenden Geschwaders an.

Die Amerikaner in Baiguiri.

Nach der Landung bei Baiguiri, mit der Invasions-Armee im Vorrücken auf Santiago, Freitag, den 24. Juni.

Sieben Tausend Mann wurden am Mittwoch gelandet. Das achte Infanterie-Regiment war das erste, das den Boden von Kuba betrat. Mir und anderen Zeitungs-Korrespondenten gelang es erst gestern, an's Land zu kommen. Jetzt konnten wir uns davon überzeugen, daß das Bombardement vom Mittwoch doch von einem mehr seriösen Gesichtspunkte aufgefaßt werden konnte und nicht blos Spektakelstück war, denn es stellte sich heraus, daß die Spanier den Ort erst Dienstag Abend oder Mittwoch früh, kurz vor dem Bombardement, verlassen hatten.

Sie hatten offenbar anfangs beabsichtigt, die Ortschaft mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu vertheidigen. Entweder aber waren ihnen die Amerikaner schneller, als sie geglaubt hatten, über den Hals gekommen oder ein spanischer Herr vom grünen Tisch in Santiago hatte den Vertheidigungs-Plan im letzten Augenblicke wieder geändert. Der Hügel, auf dem die Ortschaft liegt, war von frisch aufgeworfenen Laufgräben nach allen Richtungen durchschnitten; an einigen besonders wichtigen Stellen befanden sich Erdwerke, die offenbar Vertheidigungsgeschützen zur Aufnahme dienen sollten. Aber wie gesagt, man hatte den Plan plötzlich geändert, Mittwoch Morgen hatten die 400 spanischen Infanteristen und das Genie-Korps, das hier gelegen, den Ort geräumt und sich in der Richtung nach Santiago zurückgezogen.

Wir hatten während des Bombardements das Aufflackern einiger kleiner, von amerikanischen Geschützen getroffenen Häuser beobachtet. Daß aber auch eine Explosion stattgefunden, verrieth erst nach der Landung der Trümmerhaufen, der auf dem Platze noch qualmte, wo früher das Maschinenhaus der Eisenbahn gestanden. Dasselbe hatte den Spaniern offenbar als Arsenal gedient, denn die ganze Nachbarschaft war mit explodirten Mauser-Patronen übersäht.

Zwei Lokomotiven und eine Menge anderes Maschinenwerk war gleichfalls unbrauchbar geworden. Es läßt sich nicht feststellen, ob die Explosion vor oder nach dem Bombardement stattgefunden, da die Reconcentrados, die die Häuser, seit die Eisenwerke geschlossen waren, bewohnt hatten, von den Spaniern vor einer Woche vertrieben wurden, und nicht wußten, was in dieser

Digitized by Google

Zeit hier geschehen war. Wenn die Explosion aber eine Folge unseres Bombardements war, so ist es wohl möglich, daß sie bei dem furchtbaren Kanonendonner unbemerkt blieb.

Soweit wir bis jetzt ermitteln konnten, wurde kein Mensch durch das Bombardement getödtet und nur ein einziger verwundet. Es war ein Kubaner, und man brachte ihn an Bord des Hospitalschiffs „Olivette", während wir uns noch dort befanden.

Die Landung der Armee war ein äußerst mühsames und gefahrvolles Werk; dennoch ging sie schneller, als zu erwarten war, vor sich. Die kleinen Rettungsboote der Transportschiffe bedeckten die See in weitem Umkreise, bis zur äußersten Fassungskraft mit Soldaten besetzt. Dazwischen mischten sich die Lichterschiffe, Schleppboote und Depeschenboote, die sich im Gefolge der Flotte befanden, und die mit jeder Fahrt von den Transportschiffen nach dem eisernen Dock Hunderte von amerikanischen Soldaten an's Land setzten. Pferde und Maulesel, die man von den Schiffen einfach in's Meer warf, erkämpften durch die, durch Tausende von Ruderschlägen aufgeregte See ihren Weg an's Land. Häufig trieb die scharfe Brandung, wenige Fuß von festem Boden entfernt, die armen, scheu gewordenen Thiere wieder in die trügerische See zurück, wo sie dann hülflos und rettungslos zwischen den Transportschiffen herumschwammen, bis sie erschöpft untersanken. Schon gestern Abend hatten die Wogen zahlreiche Pferdeleichen an's Land gespült, die gierigen Haifische um ihre Beute bringend und sie den krächzenden Aasgaiern ausliefernd, die zu Tausenden an der Küste schwärmten.

Auch zwei menschliche Leichen spieen die Wellen an's Land. Die eines Korporals und eines Gemeinen vom 10. Kavallerie-Regimente. Sie befanden sich mit 15 anderen Mann in einem Boote, das von der Brandung mit solcher Gewalt gegen den eisernen Pier geschleudert wurde, daß es zerbrach und sank. Fünfzehn Soldaten gelang es, an's Land zu kletterten, zwei tauchten nicht mehr auf.

Daß in der Aufregung und Eile der Landung eine Menge Gepäck verloren ging, ließ sich absolut nicht vermeiden. So haben die beiden Messen der Korrespondenten ihre ganze Küchen-Einrichtung und viele von ihnen den größten Theil ihres persönlichen Gepäcks verloren. Roosevelt's Medizinkasten fiel und versank, und selbst das Hauptquartier hat eine Kiste mit werthvollen Dokumenten verloren, die bei der Verladung über Bord fielen.

Ein Theil der Korrespondenten hat sich in einem von den Spaniern zurückgelassenen, eisengepanzerten Waggon einquartirt, während die andern, etwa anderthalb Meilen davon entfernt, ihre Zelte aufgeschlagen haben.

General Shafter befindet sich noch an Bord der „Seguranca" und wird erst in einem kleinen Orte zehn Meilen näher bei Santiago landen, um von dort aus die Belagerung und Einnahme zu leiten. Der Ort heißt angeblich Siboney. Der häufig wiederkehrende Widerspruch in Ortsbezeichnungen läßt sich nur damit erklären, daß die Spanier andere Namen für die Ortschaften erfunden, als die Kubaner ihnen gegeben haben.

Die Szene in der Gegend von Baiguiri bot kurz nach der Landung ein höchst wechselvolles Bild, das man von den noch immer rauchenden Ruinen der Eisenbahnstation am besten überschauen konnte.

Die Bucht, welche die Landung bildet, öffnet sich in einen weiten und theilweise sumpfigen Thal-Kessel, der auf allen Seiten von riesigen Bergen umgeben ist. Hier, im Schatten der üppigsten südländischen Vegetation, dehnten sich in langen Reihen die niedrigen Zelte aus, die man den Soldaten mitzunehmen gestattet hatte. In der Ferne sah man unsere Blaujacken ihren Weg in langen dunklen Zügen, Schlangen-

Digitized by Google

Windungen vergleichbar, zwischen den Bergen dahinziehen.

Ueberall wehten die Sternen-Banner, überall erschallten die begeisterten Hurrahs der Soldaten, überall Musik, lautschallende Kommandos und kräftige Flüche. Jede Stunde wechselten die Hauptakteure ihre Rollen. Die auf den Hügeln kampirenden Regimenter sah man in der Ferne auf der in die Höhe steigenden, vielgewundenen Straße nach Santiago verschwinden, während die Lager im Thalkessel abgebrochen wurden und diese Mannschaften gegen die eben von den Kameraden verlassenen Bivouaks auf den Hügeln vorrückten. Neue Schaaren schlugen ihre Zelte in dem Thalkessel auf und immer neue Truppen landeten unten am eisernen Pier. Zwischen durch dieses militärische Massen-Ensemble drängte sich der arme zerlumpte Reconcentrado mit seinen barfüßigen Kindern und dem bleichen abgezehrten Weibe, einen schreienden Säugling an der nackten Brust, die Bewohner der farbigen Bretterhäuser auf den umliegenden Hügeln, die die Ankunft des amerikanischen Invasionsheeres aus den benachbarten Wäldern zurückgelockt hatte. Pferde und Maulesel begannen sich im Laufe des Nachmittags in dem Thalkessel anzusammeln, wo sie in wieherndem Gruße ihre Freude, von den Schiffen entkommen zu sein, ausdrückten.

Einige Hundert kubanische Soldaten, es widerstrebt Einem ordentlich, die armseligen zerlumpten Kerle im Alter von 14 bis 50 Jahren so zu nennen, marschirten gegen Nachmittag in der Richtung nach Santiago ab, dem Schienenwege folgend. Die Leute waren von den Amerikanern mit Proviant versehen worden, den sie in schweren Bündeln auf dem Rücken mitschleppten. Auf 100 zerlumpte kubanische Soldaten kamen etwa 20 berittene Offiziere und 10 schwächliche Packesel chen. Diese im Gänsemarsch einherziehende Truppe sollte sich mit Garcia's Insurgenten östlich von der Stadt vereinigen, während die Amerikaner so direkt, als es die Landstraße erlaubt, gegen Morro Castle vormarschiren.

General Lawton befindet sich bei der Infanterie, General Lee bei der unberittenen Kavallerie in der Front, die sich bis auf fünfzehn Meilen über die Berge der Stadt genähert hat. General Lawton trieb die Spanier, auf die er einige Meilen von Baiguiri entfernt stieß, den ganzen Morgen vor sich her. Das Geknatter der Gewehre war bis nach Baiguiri vernehmbar. In der Nacht müssen verschiedene kleine Ortschaften in Flammen aufgegangen sein; ob von Freundes- oder Feindeshand entzündet, läßt sich nicht sagen. Auch das Pesthaus am Abhange des höchsten, Baiguiri gegenüber liegenden Berges, wurde ein Raub der Flammen, und die Insassen treiben sich in der Nachbarschaft herum, den Ansteckungskeim abscheulichen Uebels ausstreuend. Des Morgens früh hatte man auf der Spitze dieses Berges eine spanische Signal-Station beobachtet, die Santiago von den Bewegungen der Amerikaner verständigte. Mit dem Fernglas konnte man die Spanier genau verfolgen. „Roosevelt's wilder Jagd", ohne Pferde, wurde die Aufgabe zu Theil, die Signalstation der Spanier zu entfernen, was denselben nur einige Karabinersalven kostete.

Die Straße nach Santiago führt durch Wälder von üppiger Vegetation, verliert sich aber schon bald hinter Altares in unregelmäßigen Fußwegen. Ich machte mich gegen Abend mit nur geringem Gepäck auf den Weg nach der Front, wurde aber von allzu heftigen Regengüssen, auf die ich noch nicht vorbereitet war, bald zurückgetrieben. Die Straße war rechts und links mit den schweren Wintermänteln des 2. Massachusetts Infanterie-Regiments besät, die man diesen Soldaten belassen hatte, statt sie mit Proviant zu versehen. Die Leute hatten den ganzen Tag nichts zu essen bekommen.

Digitized by Google

Vormarsch auf der Heerstraße.

Unter ungeheuren Schwierigkeiten rücken die amerikanischen Truppen gegen Santiago vor. — Die Anordnungen und die Taktik der Oberleitung in den Einzelheiten ließen Viel zu wünschen übrig. — Mit Montirungsstücken aller Art ist die Straße bestreut. — Der Mangel an Umsicht rächt sich. — Die tollkühne Verwegenheit der Roosevelt'schen Reiter beschwor das Unglück herauf.

Baiguiri, an der Küste von Santiago de Kuba, im Lager der Invasionsarmee, den 26. Juni 1898.

Seit gestern hat sich große Niedergeschlagenheit über das ganze Lager von Baiguiri bis zu den die Stadt Santiago überragenden Bergen gesenkt. Die Nachricht von der Niedermetzelung von „Teddy" Roosevelt's *) Leuten und von deren kleinen Scharmützeln, bei welchen die Amerikaner nicht besser fuhren, als die Spanier, hat sehr unangenehm überrascht.

Ich muß diesen Brief so kurz wie möglich fassen, da ich eben Gelegenheit finde, nach Siboney, fünfzehn Meilen von Santiago de Kuba entfernt, zu reisen, ohne mein Gepäck selbst schleppen zu müssen. Wie hoch eine solche Vergünstigung anzuschlagen ist, kann nur der beurtheilen, der die Heerstraße nach Santiago entlang gewandert ist. Jeder nur denkbare Ausrüstungs-Artikel, Dinge, auf die man so viel Zeit und Kosten verwendet hat, sind dort massenweise an beiden Seiten zerstreut zu finden. Die ersten drei Meilen sind nur mit Mänteln und Ponchos besät; aber weiter oben in den Bergen kann man Tornister, Säcke, leere Feldflaschen (Cantines), Feldgläser, alles finden, nur nicht — wenigstens bis jetzt nicht — Waffen oder Munition. Die Straße ist rechts und links von einem fast undurchdringlichen Dickicht echt tropischer Vegetation flankirt. Dattel- und Kokos-Palmen, Citronenstauden und Mango-Bäume wachsen dort massenhaft und bieten den noch immer schlecht verpflegten Truppen Gelegenheit, sich zu erfrischen, wenn die versprochenen Nationen ausbleiben.

Die „Mango", die als die am wenigsten schädliche Frucht betrachtet wird, eine große faustdicke gelbe Pflaumen-Art, und die Citronen wurden den Truppen massenweise von den Eingeborenen zugetragen und konnten von diesen bis gestern noch für ein wenig Hardtack eingekauft werden. Leider aber haben sich viele Soldaten des lästigen Brodsackes längst entledigt, ehe sie in die Lage kommen, die guten Dinge des Landes zu würdigen. Die Kubaner hingegen haben gelernt, daß sie nur die Heerstraße entlang zu gehen brauchen, um den von ihnen so geschätzten Hardtack und andere begehrenswerthe Gegenstände zu finden, ein Umstand, der den Truppen in kurzer Frist eine werthvolle Hülfsquelle abschneiden dürfte.

Während diese üppige Vegetation die Soldaten wohl vor den unerträglichen Strahlen der Sonne und auch einigermaßen vor den heftigen Regengüssen schützt, hält sie auf der anderen Seite jeden frischen Luftzug ab. Des Nachts fällt auch hier die Temperatur recht empfindlich. Diesem Umstande mag es wohl zuzuschreiben sein, daß man in den Gebüschen bereits eine unheimliche Menge von Kranken findet, die in Gruppen von vier bis sechs zusammengeschleppt und unter der Obhut eines Kameraden zurückgelassen wurden, bis ein Sanitätskorps mit Ambulanzen des Weges kommt. Ich verließ Baiguiri gestern um 3 Uhr Nachmittags

*) Roosevelt, der jetzige Gouverneur des Staates New York hatte ein Regiment Kavallerie auf eigene Kosten angeworben, dessen Mitglieder die „rough riders" (rauhen Reiter) genannt wurden.

Digitized by Google

und stieß gegen fünf Uhr auf die erste Gruppe von Kranken. Es waren vier Mann vom 3. Kavallerie-Regimente, die am Morgen unberitten in die Berge gezogen waren. Fast alle litten an Diarrhoe. Meine mit kaltem Kaffee gefüllte Feldflasche war im Nu geleert. Entlang der Straße, die sich noch immer in recht gutem Zustand befindet, stößt man übrigens auf eine Menge vorzüglichen Quellwassers, das von kubanischen Soldaten bewacht wird.

Eine halbe Stunde später traf ich ein gestrandetes „Sanitäts-Korps", bestehend aus einem „Kontrakt-Surgeon" und sechs Mann, die eine schwere Kiste, mit Medizinen gefüllt, bis hierher geschleppt hatten. Die Leute waren vollkommen erschöpft, und der Arzt weigerte sich, sie zum Weitermarschiren zu zwingen. Es schien allerdings geradezu idiotisch, Menschen bei dieser Hitze mit solchen Lasten zu quälen. Das „Sanitäts-Korps" hatte sich am Rande des Waldes niedergelegt und wartete auf Packthiere, um seine Arzneien weiter zu befördern. Inzwischen hatte es vollauf mit erkrankten Leuten, welche die unaufhörlich des Weges ziehenden Truppentheile zurück ließen, zu thun. Auf der Höhe der Straße angelangt fand ich eine Kompagnie des 8. Regiments, von welcher kein einziger eine wollene Decke mehr besaß. Die Leute hatten unten, gegen die Küste zu, mit einer kleinen Abtheilung Spanier gefochten und dieselben zurückgetrieben. Sie waren so erschöpft, daß sie sich weder über den Verlust ihrer Decken noch über die Aussichtslosigkeit auf ein Nachtmahl aufregten. Eine Wache informirte mich, daß ich nicht weiter vorgehen dürfe; das Hauptquartier habe den Befehl entsandt. Andere Zeitungsleute, die nach mir kamen, wurden gleichfalls zurückgewiesen. Weiter oben gegen Santiago, etwa zwei Meilen von Sevilla entfernt, hatte am Morgen ein Zusammenstoß zwischen Roosevelt's Reitern und den Spaniern stattgefunden, bei welcher Gelegenheit Kriegs-Korrespondenten verwundet wurden. Die „wilde, verwegene Jagd" hatte das Unglück selbst heraufbeschworen. Um der diesem Regiment, allerdings nicht mit Unrecht, zugeschriebenen Reputation Ehre zu machen, hatten sich die „rauhen Reiter" ein wenig zu geräuschvoll in den Wäldern benommen. Die warnenden Stimmen der Kubaner wurden verlacht und ihre Offerte, den Weg auszukundschaften, zurückgewiesen. Uebrigens waren schon andere amerikanische Truppen des Weges gezogen. Die Gegend, in der Roosevelt's Leute überfallen wurden, ist die wildeste an der ganzen Straße. Die Spanier feuerten nur drei Salven und tödteten 11 und verwundeten mehr als 50 Amerikaner.

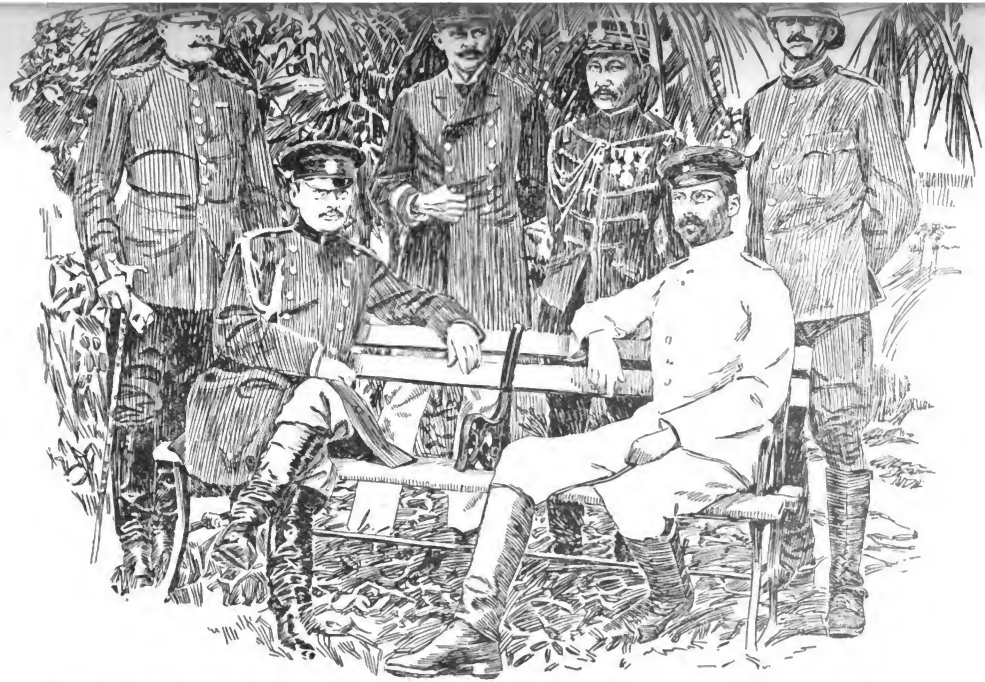
Kapitän Brice (Sohn des früheren Ohio'er Senators gleichen Namens), von dem ich die Einzelheiten hörte, war so unsicher in Bezug auf die Verluste der Spanier, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren kann, daß die Spanier mit heiler Haut davon kamen.*)

Am meisten bedauert man den Tod des jungen Kapitän Capron, Sohn des Artillerie-Kapitäns Capron, der nicht wenig zur Organisation des Roosevelt'schen Regiments beigetragen hatte. Der junge „Ham" Fish, wohlbekannt im New Yorker Tenderloin, erhielt nicht weniger als drei Schüsse; der letzte erst entwaffnete und tödtete ihn. Der Zeitungsmann Marshall ist sehr schwer im Oberschenkel verwundet. Ein Gerücht, daß noch ein zweiter Zeitungsmann in dem Scharmützel verwundet wurde, blieb bis jetzt unbestätigt. Es ist möglich, daß ein gewisser Maxwell **) von der „Chicagoer Tribune", der sich Marshall zugesellte, der andere Verwundete ist. Seine Schreibmaschine, die er selbst auf dem Marsche mitnahm, hatte ich drei Meilen unterhalb Siboney neben der Straße liegen sehen. Die

*) Wie sich später herausstellte, verloren die Spanier, es waren ihrer etwa 500 gegen 1200 Amerikaner, 11 Mann.

**) Maxwell kam ohne Verwundung davon.

Digitized by Google



Kapitän Yetter, Schweden und Norwegen. | Oberst Yermoloff, Rußland. | Lieut. Rodler, Oesterreich-Ungarn. | Major Shiba, Japan. | Lieut. Graf Götzen, Deutschland. | Kapt. Lee, England.

Die fremden Offiziere, welche sich bei der Invasions-Armee befanden.

Nachricht von dem Malheur, das den Zeitungsleuten zustieß, war der berühmte Strohhalm, der schon so manchen Kameels Rücken gebrochen. Nicht weniger als zwei Dutzend sogenannter Kriegs-Korrespondenten beschlossen, sofort nach Hause zurückzukehren. Sie hatten von der Geschichte g'rad genug. Dieser Entschluß ist nicht ganz so lächerlich und feige, als er auf den ersten Blick erscheint. Die Unbilden, welchen gerade die Zeitungsleute seit der Abfahrt von Tampa in dieser „happy go lucky campaign" ausgesetzt waren, sind geradezu toll. Von dem Hospitalschiff, das jetzt übrigens bereits an die 500 Patienten, darunter viele Verwundete hat, kamen wir in — —; doch das ist eine andere Geschichte.

„Happy go lucky" charakterisirt in der That alle Operationen dieses Invasions-Heeres. Ich glaube, daß wir es nur unserem unverschämten Glück zu verdanken haben, wenn wir nicht schon von den Spaniern zur Nachtzeit überfallen und einfach in die See gejagt worden sind. Ich spreche jetzt von dem Lager in Baiquiri. Gestern Nacht, als die Nachricht von dem Scharmützel der Spanier mit Teddy's Leuten und von dem Kampf bei Guantanamo kam, nachdem man tagsüber in fast allen Himmelsrichtungen Gewehrfeuer gehört und zu der Ueberzeugung gekommen, daß es von Spaniern in den Bergen wimmelte, stellte man auf den Bergen endlich genügende Wachen aus. Offenbar befürchtete selbst Shafter einen Ueberfall in der Nacht; denn er ersuchte Sampson, zwei Kriegsschiffe an die Küste von Baiquiri zu schicken. Was diese im Falle einer nächtlichen Ueberrumpelung hätten nutzen können, ist schwer zu verstehen. Einige heftige Salven würden genügen, die Tausende von Maulesel und Pferden, die jetzt in dem Thalkessel untergebracht sind, scheu zu machen und, über die Lager der dort kampirenden Soldaten hinweg, in die See zu jagen. Die Befürchtung eines solchen nächtlichen Ueberfalles scheint denn auch das Ausladen der Feldbatterien bedeutend beschleunigt zu haben. Anfangs wollte man die Artillerie in der unmittelbaren Nachbarschaft von Santiago entladen. Aber gestern war das einzige Flachboot, das wir von Tampa mitgebracht haben, den ganzen Tag damit beschäftigt, die unendlichen Schwierigkeiten der primitivsten Landung zu überwältigen. Zwei von den vier leichten Batterien wurden denn auch glücklich gelandet. Vier 5zöllige und vier 7zöllige Belagerungsgeschütze werden direkt nach Sevilla geschickt werden. Das ist unsere ganze Artillerie, mit der wir angeblich beinahe *) 100 spanischen Kanonen in Santiago Trotz zu bieten haben.

Zur Einrichtung eines Signaldienstes hat General Shafter noch keine Zeit gefunden, obwohl ihm die Spanier die Wichtigkeit eines solchen tagtäglich auf den umliegenden Bergen demonstriren.

Auch in sanitärer Beziehung hat man sich auf's gute Glück verlassen. Die Häuser von Baiquiri sind weder von Aerzten auf ihren Zustand geprüft, noch desinfizirt worden. Gott weiß, ob uns die Spanier in den Quartieren nicht ebenso gut Fieber-Bacillen als anderes Ungeziefer hinterlassen haben. Der Zufall will es, daß gerade in diesem Augenblick die fünf Pesthäuser in Rauch aufgehen, die uns gegenüber, nur durch einen Sumpf getrennt, liegen. Der Offizier, der mit dieser Aufgabe betraut wurde, hatte uns vor 15 Minuten einen Besuch abgestattet in unserer Behausung, die wir, wie ich wohl schon mitgetheilt, in einem spanischen Panzer-Waggon aufgeschlagen haben. Er wußte nicht, ob die jetzigen Bewohner der „Pesthäuser" noch am gelben Fieber litten. Ich schlug vor, daß ein Arzt sie untersuchen sollte, ehe man die Bewohner auf das Heer loslasse und ihnen Gelegenheit gebe, die Seuche zu verbreiten.

Seine Instruktion lautete, daß er nur einen Dolmetscher mitzunehmen

*) Na, es waren ein Paar weniger.

Digitized by Google

habe, von einem Arzte war nichts erwähnt worden.

Gestern Nacht wurde das Lager alarmirt. Es stellte sich heraus, daß eine Wache einen Kubaner erschossen, den sie für einen Spanier hielt.

Zwei andere Kubaner büßten ihr Leben in einem Streite mit farbigen Soldaten ein. Es handelte sich um den Besitz einiger Mangos.

Bei dem Bombardement vor unserer Landung wurden, wie sich jetzt herausstellt, 8 Kubaner getödtet und über 20 verwundet.

Proviant wird bereits knapp.

Siboney, an der Küste von Santiago de Kuba, Montag, den 28. Juni.

General Shafter hat sich gestern zum ersten Male zu einer Inspektions-Tour auf der Straße nach Santiago aufgeschwungen und morgen sollen die wenigen Truppen, die noch hier in Siboney liegen, sich mit der Hauptarmee vereinigen, die bereits auf den Hügeln, östlich von Morro Castle und etwa sieben Meilen von der Stadtgrenze Santiago's entfernt liegt. Baiguiri ist fast vollkommen von Truppen entblößt und die Wälder zwischen jenem Ort und Siboney wimmeln förmlich von spanischen irregulären Truppen, sogenannten Guerillas, die, so weit ich es zu beurtheilen vermag, nichts abhalten könnte, einen erfolgreichen Ueberfall auf den in Baiquiri massenhaft aufgestapelten Proviant und die dort zurückgelassene Munition zu unternehmen. Ein Sergeant der „Rough Riders", der eben von dort zurückgekommen, versichert, außer einigen wenigen Soldaten, deren Obhut das Kriegsmaterial überlassen ist, keine Wachen dort bemerkt zu haben. Allerdings haben die beiden Auxiliar-Schiffe „Yale" („New York") und „Harvard" („City of Paris") im Laufe des heutigen Tages 4000 Truppen von Camp Alger, Virginia, in Siboney gelandet und es ist möglich, daß von diesen einige Regimenter zurückgeschickt werden, um Baiguiri gegen spanische Angriffe zu vertheidigen. Die beiden nach Santiago de Kuba führenden Straßen waren den ganzen Tag über mit einem schier endlosen Zuge von Soldaten aller Waffengattungen bedeckt, die in der Nacht noch das Ziel, die Höhen vor Santiago, erreichen sollten. Darunter befinden sich auch die zwei Batterien Feldartillerie.

Acht große Belagerungsgeschütze liegen noch im Rumpfe der „Orizaba" verpackt und, so wenigstens nimmt man an, werden schwerlich innerhalb 14 Tagen in Position gebracht werden können. Jeder Amerikaner schwört darauf, daß Santiago zur Feier des glorreichen Vierten fallen werde, und wenn dem so ist, so braucht man ja die Belagerungsgeschütze gar nicht. Wenn nicht, dann — — — dauert's halt etwas länger.

Die Spanier haben seit dem Gefecht mit Teddy's Leuten jeden ernstlichen Zusammenstoß mit uns vermieden und sich langsam, aber ohne jeden Verlust auf Santiago zurückgezogen. Die Forts dieser Stadt sind sämmtlich durch gewaltige Erdwälle und eine vielleicht neue Art von Befestigungen, Drahtzäunen, mit nach außen gekehrten Eisenspitzen, verstärkt worden. Dieser Drahtzäune zählt man, d. h. die kubanischen Scouts, bis zu zwölf hintereinander. Nach konservativen Schätzungen beträgt die Zahl der Vertheidiger in der Provinz Santiago etwa 25,000 Mann, Soldaten und Guerillas; die Hälfte davon mag in der Stadt liegen. Cervera hat, wie ermittelt worden ist, seine Schiffe theilweise entwaffnet und die Kanonen hinter den Erdwällen auf der Landseite aufgepflanzt. Im Ganzen sollen die Spanier über 75 bis 100 Kanonen verfügen. Den Eingang in den Hafen hat Cervera den amerikanischen Kriegsschiffen angeblich dadurch erschwert, daß er eine mächtige alte Barke neben dem Wrack des amerikanischen Kohlenschiffes versenkte.

Um den Stand der Dinge noch einmal kurz zu summiren: 12,000 Spanier in befestigter Stellung mit, sagen

Digitized by Google

wir, 55 Kanonen werden etwa 18,000 Amerikaner mit 12 Kanonen gegenüber stehen. Etwa 6000 Kubaner unter General Garcia, die seit gestern von allen Seiten her nach Siboney strömen, bilden unsere Hülfstruppen. Der erste ernstliche Zusammenstoß dürfte Mittwoch früh erfolgen.

Bis dahin wird es mir schwerlich gelingen, einen weiteren Brief abzuschicken, da das Schreiben sowohl, als das Absenden mit den unglaublichsten Schwierigkeiten verbunden ist.

Der Ort Siboney, fünfzehn bis zwanzig Meilen von Santiago und zehn von Baiquiri entfernt und diesem so ähnlich, wie ein Ei dem anderen, muß von den Spaniern ebenso schnell geräumt worden sein, als der erstgenannte Ort. Ueberall fanden sich die Spuren einer hastigen Abreise, die in manchen Fällen von den einrückenden Amerikanern mit der größten Freude begrüßt wurden. So fand eine Kompagnie vom 71. New Yorker Regiment einen Keller mit sechs Faß feinen spanischen Weines und anderen Liqueuren, die General Bates zum größten Leidwesen der durstigen Leute zerstören ließ. Diese merkwürdige Handlungsweise des Generals der 2. Division wurde damit erklärt, daß derselbe für die Gesundheit der Soldaten fürchtete, sollte der Wein in ihre Hände fallen. Umso merkwürdiger erscheint diese Erklärung, als es gerade den Aerzten gelang, einige Gallonen des feinsten spanischen Rothweines für „ihre Patienten" zu retten. Ich und andere Korrespondenten, die Nachfolger des medizinischen Korps, in der Bretterhütte, genannt Hospital, hatten das Glück, einige Quarts dieses kostbaren Getränkes zu erobern.

Dicht neben uns befand sich bis gestern das Maserhospital und etwas weiter oben, in der Nähe des Hauptquartiers von General Garcia, hat man das Hospital für Leichtverwundete etablirt. Schwerverwundete sind bis jetzt auf der „Olivette" untergebracht worden. Es sind ihrer 36; auf der „Texas", die gestern Nacht anlangte und Clara Barton's Stab von Ritter und Damen des Rothen Kreuzes mitbrachte, befinden sich gleichfalls bereits ein Dutzend Verwundete, die einzeln oder in ganz bedeutungslosen Scharmützeln angeschossen wurden. Clara Barton's Leute bezogen übrigens noch im Laufe des Abends Quartier, nahe dem Eisenbahngebäude, das das 71. Regiment am frühen Morgen verlassen hatte, um nach der Spitze der Armee zu marschiren.

Dieses Gebäude, offenbar das spanische Offiziers-Kasino, zeichnete sich durch eine fast glänzende Ausstattung aus. Namentlich erregten die wunderbaren messingenen Bettstellen, die mit Bildern der Liebe geschmückt waren, die Bewunderung der solchem Luxus längst entwöhnten New Yorker. Hier fand sich auch ein ganzes Bureau voller militärischer Dokumente, Rechnungen und Briefe, die theilweise in Chiffren abgefaßt und von Spanien datirt waren.

Einige Häuser, die kranken spanischen Soldaten zum Aufenthalt gedient hatten, waren von unseren Leuten gleich nach der Landung in diesem Orte niedergebrannt worden. Nach den Ruinen und den Gartenanlagen eines dieser Gebäude zu urtheilen, muß dasselbe ursprünglich sehr vornehmen Leuten als Wohnung gedient haben. Selbst ein Springbrunnen fehlte nicht.

General Garcia und Stab sind in der hübschesten Behausung des Ortes einquartirt, die ebenfalls sehr vornehm eingerichtet ist und dem Kommandanten der hier stationirt gewesenen spanischen Truppen zum Aufenthalt gedient hat. Garcia sticht von den ihn umgebenden Rebellen-Offizieren so stark ab, daß man ihn nicht verkennen kann: eine hohe, stattliche Figur, dichtes, aber schneeweißes Haar und kräftig geschnittene Züge. Er hat selbst General Shafter und den fremden Attache's gegenüber nichts von jener servilen Vertrautheit an den Tag gelegt, die ein Charakterzug seiner Rasse zu sein scheint.

Digitized by Google

Einen Besuch des Herausgebers des „N. Y. Journal", W. R. Hearst, beendete er mit der Entschuldigung, wichtige Arbeit vorzuhaben.

Hearst erschien gestern plötzlich in der Bucht von Siboney mit einer Flotte von nicht weniger als fünf Depeschenbooten; gekleidet in einen frisch gebügelten blauen Sommeranzug, mit einem roth und schwarz bebänderten Strohhut, sah er aus, als wäre er eben vom Broadway nach dem Kriegsschauplatz gezaubert worden. Er wollte sich nach dem Verlauf seiner „Warette", mit diesem Diminutivum bezeichnet man hier den kubanischen Krieg, erkundigen und die Boys zu einigen „Extra-Schlachten", speziell für das „Journal" veranstaltet, anfeuern. Die Scene erschien Einem fast so unwahr, so „gemacht", wie ein Akt des „lustigen Krieges" auf der Bühne des Casino.

Doch auch ohne diese Erscheinung der personifizirten Uebertreibung trägt die ganze Weltgeschichte, die wir hier unten machen, den Charakter des Unwahren; der Kriegsschauplatz hat etwas kulissenhaftes und Generäle und Kriegsvolk gleichen Schauspielern und Statisten.

Die Kubaner in ihrer malerischen, aus moralischen Gründen absolut unbeschreiblichen Zerlumptheit, die mit ihren aufgeblähten nackten Bäuchen, stehlend, bettelnd unter der Prätension Wache zu halten mit der Flinte über dem Rücken von Zelt zu Zelt schleichen, sind, in dieser Gegend wenigstens, fast sämmtlich von äthiopischer Abkunft. Leicht kennt man unter ihnen die Mestizen, die unerklärlicher Weise fast mongolische Züge haben, an ihrer zierlichen Gestalt und reinlicheren Kleidung, die sich den in der kubanischen Armee sonst nur den höheren Offizieren bekannten Luxus von Schuhen gestatten.

Der an der Küste unter freiem Himmel berghoch aufgestapelte Proviant bildet den Magnet, um den sich alle diese Elemente im bunten Durcheinander mit unseren farbigen und weißen Blaujacken sammeln. Die Kunde von der Landung der Amerikaner und den Provisionen, die sie mitgebracht, hat Tausende von Reconcentrados, die sich für diesen Zweck, um sich ein kriegerisches Aussehen zu verleihen, alte Flinten gepumpt haben, aus den Bergen im Innern nach Siboney und anderen Orten an der Heerstraße gelockt. Viele haben ihre Familien und ihren Hausrath, auf kleine zierliche Ponies verladen, in dieses Land des „Hardtacks" und des Salzfleisches mitgebracht und lagern unter den Palmen in dem sumpfigen Thal, das an der Küste beginnt. Hoch oben von steilen, felsigen Höhen, die in versteinerter Form die tropische Vegetation von hundert Tausenden von Jahren verewigt haben, schauen auch hier die kleinen spanischen Blockhaus-Citadellen herab, die entlang der Straßen nach Santiago das ganze Terrain beherrschen.

Unten ist die gischende Brandung des Meeres von Sonnen-Aufgang bis Sonnen-Untergang von einem frohlockenden Völkchen brauner, schwarzer und weißer Badender belebt, die sich mit Wollust dem einzigen Vergnügen, das diese Gegend bietet, ergeben. Ein schwacher Pier von 20 Fuß Länge und 6 Fuß Breite, der einzige ohnmächtige Versuch, den das so gefeierte amerikanische Ingenieur-Korps, unter General Ludlow, gemacht, die in alle Welt ausposaunten Versprechungen zu erfüllen, erstreckt sich hier in die See, um den ringsum liegenden Schiffen die Entladung ihrer Frachten von Proviant und Munition zu erleichtern.

An die beiden Lokomotiven, die man in „zerstückeltem Zustande" auf der schmalspurigen Bahn, die nach Morro Castle führt, aufgefunden, hat sich dieses vielverspottete Ingenieur-Korps noch nicht herangewagt. Die Spanier hatten vor ihrer eiligen Flucht die werthvollsten Bestandtheile der Maschinen in dem Buschwerk der Umgebung versteckt, aber den spitzfindigen, alles

Digitized by Google

ausschnüffelnden Nasen des zweiten Massachusettser Regiments war es bald gelungen, die verschiedenen Stangen und Schrauben zusammenzusuchen und die Lokomotiven in Bewegung zu setzen. Alles was nöthig ist, um sie, meiner Meinung nach, für den Transport von Truppen, Proviant und Munition von höchstem Werthe zu machen, wäre die Reparatur einer eisernen Brücke dicht bei Siboney, die durch Absicht oder Zufall auf einer Seite etwas beschädigt ist. Hunderte von kleinen Frachtwagen, mit Kohlen gefüllt, stehen auf den Schienen in der Nachbarschaft des Bahnhofes und strafen durch ihre Existenz die Nachricht von dem Kohlenmangel von Cervera's Flotte im Hafen von Santiago Lügen.

Unsagbare Erleichterung würden diese Eisenbahnwagen unseren bis zum Exceß strapazirten Truppen vor Santiago verschaffen. Die Armee besitzt, wie ich öfters bemerkte, fast gar keine Wägen, so daß Proviant und anderes Kriegsmaterial auf den Rücken von Mensch und Thier die Berge hinauf geschleppt werden muß.

Der Gesundheitszustand ist merkwürdiger Weise, trotzdem sich die Truppen absolut nicht an die vorgeschriebenen Verhaltungsmaßregeln halten können, immer noch vortrefflich zu nennen, wenn man die Umstände in Betracht zieht. Typhus, Masern und einige Arten Fieber, alles nur in vereinzelten Fällen, beschäftigen die Aerzte. Einer derselben versichert mir jedoch, daß das gelbe Fieber unausbleiblich sei und innerhalb einer Woche ausbrechen dürfte.

Wie so vieles andere von Kuba Erzählte sich als unwahr erwiesen, so erscheinen uns jetzt auch die Geschichten von der Regen-Saison stark übertrieben. Bis jetzt haben wir nur fünf leichte Donnerwetter erlebt, die sich mit einem Gewittersturm in Coney Island auch nicht im Entferntesten vergleichen können. Die alten Kapitäne der Transportschiffe, die die Gegend von Santiago seit vielen Jahren befahren, behaupten freilich, daß der Himmel selbst das „blutige Werk" der Amerikaner begünstige, daß sie um diese Zeit nie so schönes Wetter erlebt hätten. Aber was diese bärtigen Seebären sagen, muß mit Vorsicht aufgefaßt werden; ihre Reputation steht auf dem Spiele.

* * *

Drei Salven über ein Massengrab von 14 Soldaten, drei Salven über die irdischen Ueberreste des jungen Kapitäns der Rough Riders, Capron, mahnten vorgestern 'mal wieder recht eindringlich an den Ernst der Situation. Zwei Kreuze erheben sich jetzt auf den beiden frisch aufgeworfenen Grabhügeln auf den Höhen von Siboney. Vor dem kleineren stand gestern lange, lange ein alter Mann und wischte sich die Thränen von den gebräunten Wangen — des Todten Vater, Kapitän Capron vom zweiten Artillerie-Regiment.

Die Schrecken der Regenzeit.

Im Lager der amerikanischen Vorposten vor Santiago (7. Regiment), Donnerstag, den 30. Juni 1898, via Kingston, Jamaica.

Ich nehme alles zurück, was ich in meinem letzten Briefe gegen die regnerische Saison in Kuba gesagt habe und bitte die alten Seebären, deren Glaubwürdigkeit ich in Verbindung damit angezweifelt, zerknirscht um Verzeihung.

Ich bin bekehrt, ich glaube Alles.

Mein letzter Brief konnte kaum die in Baiquiri ankernde „Yale" erreicht haben, als das Donnerwetter vom Himmel losbrach, das mir den Glauben wiedergab. Als es vorüber war, sah man ehemalige mit Leinwand überzogene Koffer, Theile von Zelten, wollene Decken und andere werthvolle Bivouak-Utensilien auf dem Strome hinabfließen, der, auf den Bergen neu geboren, seinen Weg durch die Hauptstraße von Siboney gefunden und sich durch die das Ufer versperrenden Proviant-Kasten und Munitions-Kisten

Digitized by Google

nach dem Meere durchgewühlt hatte. In ganz Siboney, wo neben den bereits dort lagernden Truppen soeben 4000 Mann von Michigan gelandet waren, war kein Mann trocken geblieben, obwohl jeder versucht hatte, sich so gut wie möglich gegen den Regenstrom zu schützen. Garcia's Hauptquartier und Frl. Barton's Hospital erwiesen sich als die einzigen wasserdichten Häuser in dem Orte.

Trotzdem gilt noch immer, was ich früher sagte, nämlich, daß ein tüchtiger Regensturm auf Coney Island sich dreist mit dem kubanischen Kollegen vergleichen kann. Der Kubaner ist nur deshalb fürchterlicher, weil kein Schutz gegen ihn vorhanden ist. Der Regen stellt sich gewöhnlich gegen 2 Uhr Nachmittags ein und dauert etwa zwei Stunden. Die letzten Strahlen der Abendsonne sind dann gerade noch genügend, um die von Erde, Mensch und Thier angenommene Feuchtigkeit in eine äußerst unangenehme Art von Dampf zu verwandeln, der gleich nach Sonnen-Untergang von einem alles durchdringenden Thau abgelöst wird.

Der Soldat, der mit nassen Kleidern auf durchweichtem Boden sein Bett machen muß, dann diesem unangenehmen Thau und schließlich gegen 2 Uhr Morgens einem Fall in der Temperatur ausgesetzt ist, den man hier wie Kälte empfindet, begrüßt begreiflicher Weise die heißen Strahlen der Morgensonne, die seine Kleider und seinen Proviant trocknet, mit großer Freude, der freilich der aus allen Poren treibende Schweiß ein frühes Ende bereitet.

Es war vorgestern nach einem solchen Gewittersturm, daß ich mich auf den Weg nach den Vorposten machte.

Die Straße von Siboney nach Santiago gleicht genau jener von Baiquiri nach Siboney: ein schmaler Fahrweg, der rechts und links von einem anscheinend undurchdringlichen Gewirre von Cactus, Akazien, Palmen aller Art und anderen tropischen Gewächsen begrenzt ist. Der Regen hatte die Furchen der Räder stark ausgewaschen, aber da hier der Weg steil bergan geht und der Boden steinig ist, ließ sich das leicht ertragen.

Truppen marschirten vor, hinter und neben mir. Dann und wann zog im üblichen Gänsemarsch ein „Regiment" zerlumpter Kubaner vorüber, denen eine ganze Karawane von Packträgern folgte, meistens mit großen Speckseiten beladen, von welchen das von der Sonne gelöste Fett in großen Tropfen auf den Pfad fiel. Man hat diese Hülfstruppen schneller verproviantirt, als unsere eigenen Leute, da man ihrer an den Vorposten zu Rekognoszirungszwecken bedurfte. Die Leute haben mit den Beduinen Afrikas bedeutend mehr Aehnlichkeit als mit unseren amerikanischen Negern.

Auch das erste Bivouak, auf das ich stieß, war ein kubanisches. General Cepedos, ein Neger, lagerte hier mit etwa 200 Mann und 30 Offizieren. Der General, der in mir sofort den Korrespondenten vermuthete, lud mich zu einem Trunke Schnapps ein, was ich ihm nie vergessen werde. Es war der erste in acht Tagen. Alkoholhaltige Getränke sind seit unserer Landung meistens gar nicht, und wenn schon, nur für ganz riesig theuere Bezahlung zu haben. Der Stewart eines Transportschiffes rechnete vor mehreren Tagen schon $10 per Quartflasche. Für Cigarren verkaufen Leute und Offiziere nicht nur ihre Seele, sondern sogar ihre wollenen Decken, wenn sie welche haben. Zum Dank für seine Gastfreundschaft sei hier noch erwähnt, daß der General sowohl, wie seine Offiziere sämmtlich frischgewaschene weiße Uniformen trugen.

Bei diesem Lager macht der Weg eine Biegung und führt direkt durch einen der scheußlichsten Sümpfe, die ich je gesehen habe. Hier haust das ekelhafteste aller Reptilien, der kubanische „Land-Krebs", der seinen ungestalteten, widerlichen, in allen Farben des Regenbogens schillernden Leib auf Beinen,

Digitized by Google

die denen der Spinne gleichen, über Berg und Thal schleppt, bald vor-, bald rückwärts, meistens aber seitwärts läuft, in die Wohnungen der Menschen einbringt und diese selbst attackirt, wenn man ihn zu entfernen sucht. Die Neger essen das Viehzeug.

Verläßt man diesen Sumpf, so geht der Weg wieder steil bergan. Hier war jede Lichtung in den angrenzenden Wäldern mit den kleinen Zelten unserer Leute bedeckt, die langsam gegen Santiago vorgeschoben werden. Zerstreut über die Straße sah man Abtheilungen von Soldaten mit Hacke, Axt und Spaten mit der Ausbesserung der Wege beschäftigt, die jedoch nur sehr oberflächlich gehandhabt wurde, wie ich mich überzeugen konnte. Ein Offizier vom Ingenieur-Korps, der mit dem Legen eines Telegraphen von Siboney resp. Baiquiri nach den Vorposten beschäftigt war, erzählte mir, man beabsichtige morgen einen Versuch zu machen, die schweren Belagerungs-Geschütze auf die Berge zu bringen. Er begleitete diese Mittheilung mit einem verzweifelten Blick auf die Ausbesserungen in der Straße.

Plötzlich tritt man aus den beiden vegetabilischen Mauern heraus, auf ein kleines Hoch-Plateau, in welches ein Weg einmündet, der mit dem meinigen parallel laufend, über den der Küste am nächsten gelegenen Höhenzug führt.

Hier war es, wo vorige Woche der Kampf zwischen Roosevelt's wilder Jagd und den Spaniern stattgefunden hatte. Nordöstlich davon, verbunden durch eine wellenförmige Bodenerhöhung, befindet sich ein fast kahler Bergrücken, der sich schon an die höchsten Berge der Sierra anlehnt. Hier hatten sich die Spanier in den Gräben verschanzt und vermochten ungesehen ihre mit rauchlosem Pulver geladenen Patronen abzufeuern.

Die wilden Reiter haben im Heere die Kunde ausgesprengt, daß man an der Stelle, wo sie kämpften, 250 Gräber von spanischen Soldaten gefunden, die angeblich bei diesem Engagement ihr Leben verloren. Ich ließ mir diese angeblichen Gräber zeigen, fand aber keine, die Spuren frischer Spatenarbeit trugen.

Im Lager des 71. New Yorker Freiwilligen-Regiments, eine Meile oberhalb der eben beschriebenen Stelle, brachte ich die Nacht zu. Dieses Regiment dürfte, wenn man die „Regulären" hört, ebenso wenig wie Roosevelt's Leute in der Zukunft eine Rolle spielen. Erstere gehören General Kent's Division an, letztere zu der Division unberittener Kavallerie, die Gen. Wheeler kommandirt.

Die dritte Division, die General Chaffee kommandirt, ist den Vorposten am nächsten. Als ich gestern Abend nach einem furchtbaren Gewittersturm dort anlangte, hatte eben General Shafter mit seinem Stab und den fremden Attaches Quartier auf einer ehemaligen Kaffeeplantage bezogen. Dieser verlassenen Plantagen giebt es in dieser Gegend eine Menge. Die Häuser sind sämmtlich längst zerstört und die Felder von mannshohem Grase oder Gestrüpp bedeckt.

Unter dem Schatten der mächtigen Mango-Bäume hatten die Soldaten, die der Regen bis auf die Haut durchnäßt hatte, große Feuer mit Palmen- und Mahagoni-Holz entzündet, die bis Morgens früh brannten. Von meiner Hängematte aus, die ich unter freiem Himmel aufgespannt, konnte ich das ganze weite Lager mit all' seinen Feuern überfehen. Der Gesang der Leute um die Feuer dauerte bis zum Zapfenstreiche, dessen Melodie in möglichst vielen Varianten wiederzugeben der Stolz eines jeden Stabstrompeters ist. So fing denn gestern Nacht dieses seltsame „Wettblasen", wenn ich es so nennen darf, in unserer nächsten Nähe im Lager des 7. Regimentes an, und pflanzte sich in allen denkbaren Tonarten die Straße hinab über die Berge bis in das Thal von Siboney fort. Ehe das zweite Signal gegeben wurde, ging

Digitized by Google

Jemand durch das Lager und verlangte in dem Tone eines New Yorker Auktionators ein Stückchen Kautaback zu kaufen, für das er erst 50, dann 75 Cents zu bezahlen versprach. Ein Anderer kündigte mit lauter Stimme, die Zelt-Reihen entlang gehend, seine Absicht, eine wollene Decke zu kaufen, an. Der Mann fing mit einem Gebot von $5 an, und so lange ich seine Stimme hören konnte, ging er bis zu $7.00 hinauf.

Am Morgen stellte sich mir das Problem der Verproviantirung 'mal wieder in seiner ganzen krassen Erbarmungslosigkeit gegenüber. Die Truppen des 7. Regiments hatten seit zwei Tagen keine Rationen mehr, folglich auch nichts mit mir zu theilen. Zwei Stückchen Hardtack, die ich in meiner Tasche fand, und gutes klares Wasser aus dem Flüßchen, das dicht am Lager die Straße kreuzt, bildeten alle meine Mahlzeiten. Die Truppen hatten sich mit gebratenen Kokosnüssen und halbreifen Mangos ernährt und fluchten fürchterlich über die Regierung, die sie mit hungrigem Magen gegen den Feind schickte.

Ich hatte geglaubt, den heutigen Nachmittag in beschaulicher Ruhe verbringen zu können, aber plötzlich stürmt da eine Karawane von Packesseln durch die hohle Straße direkt auf den Palmenhain zu, in dem ich kampire. Und da laden sie vor meinen Augen Tomatoes in Kannen, präservirtes Roastbeef, Kaffee, Corned Beef, Speck, Zucker und „last, but not least", Hardtack in schweren Mengen ab. Herr Gott, welch' ein Genuß! Schwer beladene, sechsspännige Lastwagen folgen den Packthieren, und vor meiner Hängematte thürmen sich ganze Berge von Proviant auf, die von den Quartiermeistern der zur Division gehörigen Regimenter und den sie begleitenden Detachements gar bald wieder abgetragen wurden.

Wenn man so, wie ich es eben that, beobachten kann, wie schnell und reinlich diese Verproviantirung mittelst der Blechbüchsen vor sich geht, so muß man sich wundern über die argen Mängel, die sich gerade in diesem wichtigen Departement der Armeeverwaltung geltend machen.

Während noch die Vertheilung des Proviantes vor sich ging, kam plötzlich und unerwartet das Zeichen zum Abbruch der Zelte. Schon drängten andere Armeetheile, die früher auf den Marsch beordert worden, durch unsere Lager; erst Artillerie, dann im Gänsemarsch, die Kubaner nachahmend, die Infanterie. Eine Stauung, die immer mächtiger wurde und schon die weite Grasfläche einem Walde von Gewehrläufen ähnlich erscheinen ließ, veranlaßte mich, den nächsten Hügel zu ersteigen.

In diesem Augenblick erhob sich eine halbe Meile vor uns, wie ein riesiger Fettwanst in trunkenem Zustande hin und her schwankend, der Luftballon, über den ich mir heute Morgen schon Notizen gemacht und von dem ich Ihnen zwei Bilder übersende. Ich wollte dem merkwürdigen Ding und dem damit beabsichtigten Zweck einige Worte widmen, doch ist dies jetzt absolut unmöglich, da ich mit der Armee vorrücken muß. Genüge es zu sagen, daß der Ballon französisches Fabrikat ist; das Expansionsgas brachte man in mächtigen eisernen Cylindern, die unter 918 Atmosphären-Druck gefüllt wurden, auf diese Höhe und in diese Wildernis. Die Füllung des Ballons scheint ohne Unfall von Statten gegangen zu sein; denn eben steigt er langsam, aber in gerader Linie in die Höhe.

Die Truppen, die jetzt nach Tausenden zählen, noch immer auf der Grasfläche haltend, bemerken den Ballon, von dessen Korb die amerikanische Flagge weht, und brechen in ein donnerndes Hurrah aus.

Hat man noch immer Zweifel über Cervera's Aufenthalt im Hafen? Einen anderen Zweck als den, sich hierüber zu vergewissern, kann das Experiment mit

Digitized by Google

dem Ballon schwerlich gehabt haben, denn das Fernrohr genügte vollkommen, bis in's Kleinste zu erkennen, was einige Schritte höher den Berg hinauf, kaum sechs Meilen entfernt, dem Blicke sich bot: die Stadt Santiago de Cuba. Die ganze Armee ist in Bewegung gegen die Stadt.

Die Schlacht bei Santiago.

Persönliche Eindrücke und Erlebnisse des Korrespondenten. — Die ersten spanischen Schrapnels und ihre Wirkungen. — Ein Artillerie-Kampf leitet das Gefecht ein. — Die Vortheile des rauchlosen Pulvers. — Schon bei Beginn der Schlacht erlitten die Amerikaner schwere Verluste.

Im Hauptquartier General Shafter's, am zweiten Tage der Schlacht von Santiago, den 2. Juli um 6 Uhr Morgens.

Der erste Tag einer blutigen Schlacht ist in die Geschichte übergegangen. Gestern Abend um fünf Uhr hielten beide Seiten, erschöpft und todtmüde, wie auf Verabredung, mit dem Morden, Schießen, Würgen, Stechen und Schreien inne, um heute Morgen um fünf Uhr, ehe noch die Sonne das Leichenfeld von gestern gesehen, von Neuem zu beginnen. Schon wieder knattert das Kleingewehrfeuer durch die Büsche, dann und wann von Artillerie-Feuer unterbrochen, und die fürchterlichen Donnerschläge, die den Erdboden im Umkreise von vielen Meilen erzittern lassen, sind das Feuer unserer schweren Geschütze auf den Kriegsschiffen am Eingang zum Hafen von Santiago.

Die heutige Schlacht muß das Schicksal der Spanier entscheiden; gelingt es uns heute nicht, Santiago zu nehmen, so dürfte das den ganzen Kriegsplan ändern. Es wäre müßig, über Ereignisse zu theorisieren, die sich schon in den nächsten Stunden entwickeln müssen. Ich will mich deshalb auf eine Schilderung der gestrigen Schlacht beschränken, d. h. dessen, was ich selbst davon gesehen habe.

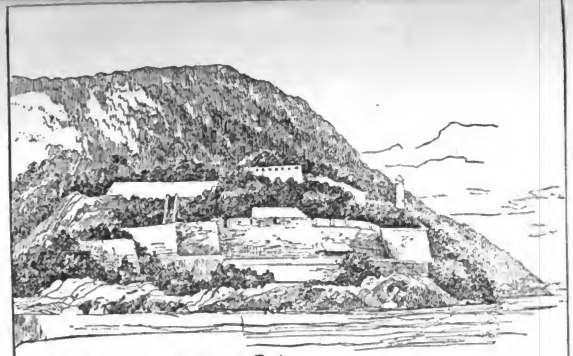
* * *

Den Tag und die Nacht vor der Schlacht hatte ich im Lager des siebenten Regiments, unweit unserer Vorposten, zugebracht. Am Abend des 30. Juni hatte ich eine allgemeine Bewegung unseres Heeres gegen Santiago wahrgenommen. Die Vorposten wurden noch weiter vorgeschoben und andere Regimenter, die auch auf halbem Weg vor Siboney lagen, folgten ihnen. Das Siebente war eines der ersten, das sich in Bewegung setzte, und als es seine Zelte abbrach, gedachte auch ich, was mir von meiner Habe, die über die ganze Provinz von Santiago zerstreut herum liegt, übrig geblieben, zusammen zu packen und dem Siebenten zu folgen.

Der Gedanke an eine schlaflose Nacht, die Mühseligkeiten, die das Aufschlagen eines neuen Lagers und die Versorgung des hungrigen Magens mit sich bringen mußten, sowie die Hoffnung, daß die zu erwartende Schlacht nicht zu früh beginnen und die Nähe meines Lagers mir genügend Zeit geben werde, das Schlachtfeld zu erreichen, veranlaßten mich im letzten Augenblicke, zu bleiben. Der gleichmäßige Schritt der Soldaten, die die ganze Nacht auf der nahen Heerstraße vorbeizogen, und das eintönige Geräusch ihrer am Brodsack baumelnden blechernen Kochgeschirre ließen mich bald in einen außerordentlich gesunden Schlaf verfallen, aus dem mich erst kurz nach sechs Uhr der Donner der Kanonen erweckte.

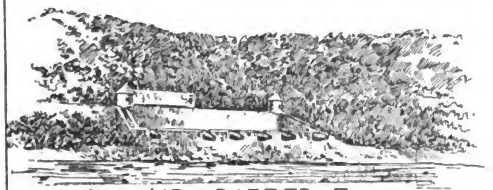
In fünf Minuten befand ich mich, mit Hinterlassung meiner ganzen Hab-

Digitized by Google



KASTELL SOLARA

SANTIAGOS KASTELL MORRO



STRAND-BATTERIE, die Hafen-Einfahrt beherrschend

ANSICHT der Einfahrt zum Hafen von SANTIAGO.

Ansichten der Befestigungen des Hafens von Santiago.

Digitized by Google

seligkeiten, nur mit einigen Stückchen Hardtack, Wasserflasche, Feldglas und Kamera versehen, auf dem Wege nach Santiago. Daß mich nur der reine Zufall vor einem Ueberfall seitens spanischer Guerillas in der Nacht geschützt hatte, erfuhr ich erst später; wie man sich überhaupt der meisten Gefahren im Kriege erst bewußt wird, nachdem man sie „tapfer" überstanden hat.

Etwa eine Meile von meinem Nachtlager entfernt, stieß ich auf die ersten Truppen, die auf Lichtungen entlang des Weges, Gewehr bei Fuß, den Befehl zum Vormarsch erwarteten.

Die Leute hatten fast sämmtlich das Bewußtsein, einem unbekannten, fürchterlichen Ereignisse entgegen zu gehen, legten dabei aber mehr Neugier als Angst an den Tag. Hier führt der Weg wieder an dem kleinen Flüßchen, dessen Namen Niemand zu kennen scheint, bergab. Ueberall Truppen, überall auf's Höchste gespannte Erwartung, während der Donner der Kanonen immer stärker wurde, oder näher zu kommen schien.

Die Offiziere, die ich befragte, wußten rein nichts über die Schlachtaufstellung; erst Capt. Leighton von der britischen Armee, der auf seinem Pferde des Weges kam, informirte mich, daß der linke Flügel, auf den ich losteuerte, von General Kent, der rechte von General Lawton befehligt werde. Sowohl der linke wie der rechte Flügel hätten erst je eine Batterie im Feuer. Ersterer richtete seinen Angriff auf den Vorort Caney, während letzterer die unter dem Namen San Juan bekannte Befestigung vor Santiago beschoß. Capt. Leighton rieth mir, querfeldein nach Lawton's Division, die auf einem Berge südöstlich von Caney Stellung genommen hatte, zu gehen, weil man von dort aus das Schlachtfeld besser besichtigen könnte. Nach einer halben Stunde vergeblichen Bemühens, durch die Cactus-Gebüsche und die dichten Waldungen zu dringen, gab ich das auf und folgte wieder der Straße nach Santiago. Unten in der Ebene, wo der Weg zum so und so vielten Male das Flüßchen kreuzt, und ein anderer Weg, wahrscheinlich dem Zuge unserer Armee sein Dasein verdankend, in die Straße mündet, traf ich Col. John Jacob Astor,*) der lang, stumm und milde auf seinem Pferde hing und mir, nachdem er mich auf den rechten Weg gewiesen, langsam folgte.

Der Kanonendonner ertönte jetzt in allernächster Nähe. Das Terrain war jedoch derartig, daß man nie weiter als 30 Schritte sehen konnte. Waldungen und Gebüsche, die von herumlungernden kubanischen Truppen wimmelten, hemmten den Weg hier derartig ein, daß man in den von der heißen Sonne aus dem nassen Boden gesogenen Dünsten fast zu ersticken glaubte.

Endlich öffnete sich das Feld; direkt vor uns lag ein kahler Hügel, auf dem Kent's Artillerie Position genommen hatte. Links davon erhoben sich die Ruinen einer alten Zuckermühle, dahinter befand sich der Brunnen, nach welchem der Komplex „El Poso" genannt wird.

Die Zuckermühle war von Hunderten zerlumpter Cubaner besetzt. Dort lagerten auch Roosevelt's „Rough Riders", Infanterie und ein berittenes Regiment Kavallerie unter General Sumner. Weiter zurück, den Weg, den ich gekommen war, lag unter anderen Infanterie-Regimentern das 71. New Yorker.

Von all' diesen Truppen befand sich nur die Artillerie in Aktion. Diese gab fast regelmäßig alle Minuten einen Schuß auf die Befestigungen von St. Juan ab. Offenbar hatte die Batterie die richtige Distanz noch nicht gefunden. Ich stieg den Hügel hinan, wo ich verschiedene fremde Militär-Attachees, darunter auch Graf von Goetzen traf, die hinter den Geschützen die Vorgänge beobachteten.

Die Thatsache, daß die Spanier unser Feuer bis jetzt noch nicht beantwortet

*) Der New Yorker Multi-Millionär, der der Armee als Stabs-Offizier zugetheilt war.

Digitized by Google

hatten, veranlaßte mich und Andere, uns bis auf den exponirtesten Vorsprung des Hügels, von wo aus man Fort San Juan, kaum 2500 Yards entfernt, deutlich sehen konnte, zu begeben. Hier befanden sich General Kent und General Sumner in eifriger Unterredung, die Eventualitäten eines Angriffs auf das Fort erwägend. Die Leute an den Kanonen witzelten über die noch immer schweigenden Spanier, und die Offiziere suchten die Entfernung abzumessen und den Effekt eines jeden Schusses unter der Rauchwolke hinweg zu beurtheilen.

Ich hatte bereits zwei photographische Aufnahmen gemacht und war im Begriff, eine Kanone während des Abfeuerns zu photographiren, in welcher Absicht mich der erschütternde Knall bisher jedesmal gestört hatte, da — — —

Sssssssst kam es angeflogen! Ein Krach hinter dem Zuckerhaus, auf das sich, wie durch eine geheime Kraft gelenkt, alle Blicke gerichtet hatten. Geschrei, das Klappern von Gewehren, eine allgemeine Bewegung unter den verdutzten Truppen, die den Fuß des Berges umlagerten, folgte.

„Ein spanisches Shrapnel," erklärte der die Batterie kommandirende Kapitän Grimes und fuhr fort mit dem größten Gleichmuth zu kommandiren: „Aufsatz auf 2550 Fuß! Feuer!"

Ein spanisches Shrapnel! So also sahen die Dinger aus. Ich bin nämlich noch heute, nachdem mir von sogenannten Fachleuten gesagt worden, daß das unmöglich, der festen Ueberzeugung, daß ich sie gesehen. Die Erscheinung eines schnell durch die Luft sausenden Rauchwölkchens ist davon in meinem Gedächtniß geblieben. Die Spanier hatten ihr Ziel auf den ersten Schuß gefunden; das Geschoß war dicht hinter dem Zuckerhaus geplatzt und hatte seinen Kugelregen über die zufälliger Weise nur dünn besetzte Umgebung zerstreut und nur einige Cubaner verletzt.

Die Spottreden verstummten, etwas wie ein heiliger Respekt kam über die erwartungsvollen Zuschauer.

Sssssst — da kam es wieder; dicht über unsere Köpfe weg mußte das Geschoß geflogen sein. Fünf oder sechs Mann fielen am Bergabhang zu Boden. Zwei erhoben sich schnell wieder; ob die anderen verwundet oder todt waren, weiß ich nicht. Ich hatte keine Zeit, mich zu überzeugen, denn wieder raste der Tod warnend durch die Luft. Diesmal explodirte das Geschoß dicht über unseren Köpfen; ich brauche wohl nicht zu sagen, daß wir uns alle, alle, selbst die tapfersten Offiziere, duckten, so tief als es möglich war. Die Schrapnels kamen jetzt so dicht angeflogen, daß wir uns auf die Erde warfen; nur die Offiziere standen noch, aber auch sie duckten sich. Blos einer, Artillerie-Lieutenant Miley, General Shafter's persönlicher Adjutant, saß hoch zu Roß auf der exponirtesten Stelle, wo seine lange hagere Figur den Spaniern einen außerordentlich guten Zielpunkt bot, und verzog keine Miene.

Wieder ein Schrapnel, ich weiß nicht, das wie vielte. Krach — platzte es direkt über unseren Häuptern. Die dritte Kanone in der Reihe war entmannt. Zwei wackere Kanoniere lagen todt am Boden, die drei anderen zeigten ihre blutenden Arme und Beine.

Ich hatte genug und suchte mit größter Schnelligkeit dem Bereiche des immer heftiger werdenden spanischen Feuers zu entkommen. Anstatt dem Feuer entgegen nach vorne den Berg hinunter zu laufen, wie die anderen Zuschauer auf Rath Kapitän Grimes gethan hatten, lief ich nach hinten den steilen Hügel hinab und kam vom Regen buchstäblich in die Traufe. Ich nahm mir nicht viel Zeit, den steilen Hügel hinabzusteigen, ich sauste hinunter, während ich rechts und links Cubaner fallen sah. Ehe ich es wußte, befand ich mich mitten in dem Cactus-Dickicht, ganz allein und ohne den verdammten Schrapnels, die überall zu platzen begannen, entronnen zu sein. Hier war kein Durchkommen. Ich mußte mir also meinen Weg durch das Dickicht nach dem Fuße des Hügels mit Hinterlassung großer Fetzen meiner

Digitized by Google

Kleidung zurückbahnen. Mein leerer Magen, die schlechte Ernährung seit vielen Tagen, die Hitze,*) die Aufregung und die trotz allem bisher Erlittenen, doch ungewohnte Anstrengung übermannten mich fast; nur mit Aufbietung aller Kräfte erreichte ich die Straße, auf der ich, ein kühles Plätzchen suchend, mich dahinschleppte. Schon brachten sie die ersten von den Shrapnels Verwundeten des Weges und die teuflischen Dinger folgten uns noch immer. Trotz meiner Erschöpfung konnte ich nicht verfehlen, das Verhalten der Cubaner, die hier lagen, während des Bombardements zu beachten. Die Kerle kauerten hinter Bäumen und Felsen oder versteckten sich, wie um dem Blicke des Feindes zu entgehen, in dem Dickicht. Von hier aus blickten sie verwundert mit weit offenem Munde und Augen auf das sich vor ihnen entfaltende Bild. Jedes Mal, wenn ein Geschoß platzte und einige ihrer Kameraden stürzten, hörte man Ausrufe, die ich nicht anders als den Ausdruck der Freude über das eigene Entkommen deuten konnte. Sie lachten und gestikulirten und schienen die ganze Geschichte als einen riesigen Sport zu betrachten. Ihre Verwundeten ertrugen ihr Schicksal mit großem Gleichmuth, ihre Offiziere begleiteten sie und, wie mir schien, sehr gerne bis außerhalb der Schußlinie. Ich sah General Castillo von Baum zu Baum fliehen, andere höhere Offiziere warfen sich bei jedem Schuß zu Boden.

Unsere Infanterie, eine halbe Meile oberhalb des Hügels, an der, wie gesagt, von dichten Waldungen eingehemmten Straße, hatte keine Ahnung, was dort vor sich ging. Erst das Erscheinen der Verwundeten, die den Weg entlang geschleppt wurden, belehrte sie über die Gefahr, in der, wie die nächsten Minuten lehrten, auch sie schwebten. Hinter mir begannen schon wieder Schrapnels zu explodiren. Leute wurden getödtet und verwundet, ohne daß ihre Kameraden auch nur eine Ahnung hatten, woher das tödtliche Blei kam.

Ich konnte absolut nicht mehr weiter. Der anfangs in Strömen fließende Schweiß hatte einem Gefühl von Frost Platz gemacht und ich erwartete jeden Moment vom Sonnenstich betroffen zu werden. An einer Ecke des Weges hielt hoch zu Roß, in Begleitung mehrerer Herren, W. R. Hearst.

Ich warnte ihn vor den in der Luft herumfliegenden Shrapnels, deren Pfeifen auch hier zu hören war, und sah ihn noch sein Pferd rückwärts wenden, dann schlug ich mich in die Büsche und sank halbtodt in's nasse Gras.

* * *

Wenn ich hier meine eigene Person zu sehr in den Vordergrund gedrängt habe, so kann ich dafür zwei gute Entschuldigungen anführen. Erstens sind meine Erlebnisse denen aller ähnlich, die die Freiheit hatten, sich auf dem Schlachtfeld nach Belieben zu bewegen. Zweitens, habe ich, um diesen Brief sobald als möglich an die Leser gelangen zu lassen, nicht die Zeit, Informationen über die Erlebnisse und Ansichten Anderer, noch selbst über Details und Zahlen einzuholen. Das wird der Draht besorgt haben, ehe dieser Brief eintrifft.

Als ich aus meiner Erschlaffung erwachte, war es nach 11 Uhr. Mein Feldglas und mein photographischer Apparat waren weg; ich mußte sie bei meinem Rückzug von dem Hügel verloren haben. Der Geschützdonner hatte aufgehört, dagegen wüthete ringsum ein heftiges Gewehrfeuer. Truppen, die ich am Morgen drei Meilen weit zurück getroffen hatte, lagen jetzt ganz vorne am Fuße des Hügels auf dem die Batterie noch fast dieselbe Stellung hielt, wie am Morgen. Andere Infanterie-Regimenter dehnten sich in langen dünnen Linien über das wellenförmige Terrain aus, das langsam gegen Fort San Juan emporsteigt. Sie feuerten unaufhörlich und die Mauser der Spanier antworteten mit einer Hartnäckigkeit, die man nicht erwartet zu haben schien.

*) Der Thermometer soll 114 Grad Fahrenheit registrirt haben.

Digitized by Google

Die Spanier hatten einen großen strategischen Vortheil vor unseren Truppen voraus, der schon während des Shrapnel-Feuers manchen alten Kriegs-Veteran zu heftigen Wuthausbrüchen über die „verdammte Bande in Washington" gereizt hatte, die anderswo Geld zum Wegwerfen habe, lieber aber Menschenleben opfere, als sich zu einer dringenden Ausgabe für moderne Kriegszwecke zu verstehen. Die Spanier benutzten rauchloses Pulver, das ihre Position nie verrieth, während jeder Schuß aus unseren Kanonen große Rauchwolken aufwirbelte.

Das Infanterie-Gefecht.

Im Hauptquartier des 5. Armee-Corps vor Santiago de Cuba, Sonntag, den 3. Juli 1898.

(Fortsetzung meines per Spezialboten gestern nach Siboney gesandten Briefes über die Schlacht vom 1. Juli.)

Ich war so glücklich, meinen pothographischen Apparat, an dessen Etui der Riemen durchgerissen war, wieder zu erhalten; ein Soldat hatte ihn gefunden und händigte ihn mir bei meiner Rückkunft auf El Poso bereitwillig aus. Mein-Feldglas sah ich niemals wieder. Da die Batterien in diesem Augenblick schwiegen, hatte ich die beste Gelegenheit, das Vorgehen der Infanterie zu beobachten.

Von allen Seiten brachen unsere tapferen Blaujacken aus dem Dickicht und Gestrüpp gegen die Lichtung vor dem Berge, auf welchem die Artillerie Position gefaßt, in der Richtung nach Fort San Juan vor.

Ratata — knatterte es unaufhörlich entlang der Linien, die sich mehr und mehr gegen Osten ausdehnten. Die Leute lagen, knieten, saßen in allen möglichen Stellungen, ihre Gewehre gegen den Feind entladend. Am heftigsten wüthete das Feuern auf der linken, dem Berge am nächsten gelegenen Seite. Nur mit unendlicher Mühe und großen Opfern gewannen unsere Truppen hier an Terrain, viele Todte und Verwundete zurücklassend. Das Ambulanz-Corps, offenbar der schwächste Punkt dieser Expedition, war nicht im Stande, den an dasselbe gestellten Anforderungen auch nur halbwegs Genüge zu leisten. Die Spanier hielten sich nicht minder tapfer, als unsere Truppen. Das 71. New Yorker Regiment war noch nicht zum Feuern gekommen und hatte keine Ahnung, wo der Feind zu treffen war, und schon lagen elf brave Burschen todt am Boden und an die fünfzig wankten, mehr oder weniger schwer verletzt, auf die Arme ihrer Kameraden gestützt, hinter die feuernden Linien, zurück nach El Poso, wo hinter einem schützend überhängenden Felsen ein Wundarzt und fünf Gehülfen alle Hände voll zu thun hatten.

An die hundert Verwundete lagen stöhnend oder bewußtlos im Gebüsch herum, ohne daß sich Jemand ihrer erbarmen konnte. Einer, dem eine Kugel durch beide Wangen gefahren und offenbar auch die Zunge verletzt hatte, gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß eine Cigarre oder eine Cigarette ihm das Leben retten würde. Ich gab ihm einen Cigarrenstummel, den ich seit zwei Tagen schon in der Tasche trug und für eine besondere Gelegenheit aufgespart hatte.

Ein anderer, dem ein Shrapnel-Splitter die linke Ferse weggerissen hatte, ersuchte mich allen Ernstes, doch so gut zu sein und einem todten Kameraden den rechten Stiefel auszuziehen, da der seinige kaum noch eine Sohle habe. Drei übergaben mir Briefe an ihre Verwandten zur Bestellung. Einer von diesen war mit dem Blute des Verwundeten, mittelst eines Streichholzes gekritzelt.

Ueber das Elend dieser Leute konnte man sein eigenes vergessen. Unsere sämmtlichen, weithin sich ausdehnenden Infanterie-Linien waren jetzt in Bewegung. In der vordersten Reihe, wie es schien, ertönte ein Höllenlärm, unregelmäßiges Feuer und das Geklirre

Digitized by Google

von aufeinander prallenden Waffen.*) Eine Abtheilung unserer Leute war Hals über Kopf in einen Laufgraben gefallen, der von den Spaniern noch nicht geräumt war und jetzt begann ein mörderisches Handgemenge, das mit der Flucht der Spanier endete.

Rechts und links vom Wege, im Gebüsche, lagen Verwundete, theils schon verbunden, theils noch des ersten rohen Verbandes bar, alle auf die vom Felde zurückkehrenden Munitionswagen wartend, die sie nach Siboney bringen sollten. Zu Anfang des Weges schien derselbe absolut gefahrlos. Aber an der kleinen Biegung, wo er das Flüßchen kreuzt, prasselten die Kugeln noch heftiger durch Busch und Wald, als bei Grimes' Hill.

Schrapnels waren auch gegen den Ballon gerichtet, den man aus bis jetzt noch nicht aufgeklärten Ursachen bis hierher herunter gebracht hatte.

Zwei Offiziere vom Signal-Corps hatten es bis jetzt, trotz des heftigen Kugelregens, im Korbe des Ballons ausgehalten; derselbe war angeblich durch ein Telephon mit dem zwei bis drei Meilen zurückgelegenen Hauptquartier verbunden. Trotzdem glaube ich, daß die für die Leitung der Schlacht nützlichsten Informationen direkt von der Schlachtlinie kamen. Das Manöver mit dem Ballon sah einem theatralischen Kunststückchen auf ein Haar ähnlich. Spät Abends kam die Nachricht, daß spanische Kugeln den Ballon doch schließlich zerstört und drei in demselben beschäftigten Leute getödtet hatten. Diese gefährliche Strecke des Weges hinter mir, schien ich endlich außer dem Bereiche spanischer Schrapnels zu sein, die Mauserkugeln aber verfolgten einen auf Schritt und Tritt. Gegen zwei Uhr Mittags trat ich den Rückweg nach dem Hauptquartier an.

Im Walde angelangt, war alles schier grabesstill, abgesehen natürlich von der vom Schlachtfelde herübertönenden Kanonade und dem nimmer aufhörenden Kleingewerfeuer. So intensiv war die Stille in allernächster Umgebung, daß man das Klappern der über den Weg laufenden Landkrebse hören konnte.

Plötzlich fuhr etwas wie ein Blitz durch die Büsche; ein kurzes Rascheln in dem Gezweige, ein Knicken und Knacken, das kaum eine Sekunde dauerte, und die frühere Grabesstille war wieder hergestellt. Es hatten sich uns unterwegs einige andere Korrespondenten zugesellt, die das seltsame Geräusch natürlicher Weise den so gefürchteten Schrapnels zuschrieben. Uns entgegenkommende MunitionsTrains von Packeseln lenkten unsere Aufmerksamkeit von dem sich fort und fort wiederholenden Geräusche ab, und erst am Abend erfuhren wir, daß die Wälder westlich des Weges voller spanischer Guerillas lagen.

* * *

Ich langte zwischen 3 und 4 Uhr im Hauptquartier an. Dasselbe ist auf einer Lichtung, umgeben von einem prächtigen Wald von Mangoe-, Mahagoni- und Palmenbäumen gelegen.

Adjutanten und Kouriere, letztere meistens gemeine Soldaten, sprengten ab und zu. Ein kleines Zelt, in der Mitte der Brüstung gelegen, war ihr aller Ziel. Hier lag General Shafter, der Oberbefehlshaber der Invasions-Armee, in heftigen Kopfschmerzen, den Folgen eines angeblich Tags vorher erlittenen Sonnenstiches. Drei oder vier Aerzte waren um ihn beschäftigt, während er vom Krankenbette aus die Schlacht zu leiten versuchte, Nachrichten empfing und Befehle ausschickte, an deren Ausführbarkeit das Leben tausender von Menschen hing.

* * *

Die Schlachtaufstellung war in zwei Kolonnen erfolgt, von welchen die eine (linke) Fort San Juan, die andere (rechte) den Vorort Santiago's, das Städtchen Caney zunächst attakiren

*) Wie sich später herausstellte hatten die Amerikaner um diese Zeit das „Blockhaus", eine kleine Befestigung, genommen.

Digitized by Google

sollte. Shafter's ursprüngliche Absicht scheint es gewesen zu sein, die beiden Kolonnen, nachdem sie einzeln ihr Werk vollendet, zu gemeinschaftlichem Angriffe auf Santiago zu vereinigen.

Die Ereignisse des Tages waren jedoch gegen die Ausführung dieses Planes.

Die Kolonne zur Rechten (im Süden) unter General Lawton begann noch früher als Kent's Division mit dem Artillerie-Feuer auf Caney, das, wie sich später herausstellte, von kaum 500 Spaniern besetzt war, trotzdem aber erst spät am Abend von unseren Truppen genommen wurde. Die Spanier antworteten auf dieser Seite nicht mit Artillerie-Feuer. Vor Caney hatten sie sich jedoch in tiefen Laufgräben verschanzt, die sie mit derselben Hartnäckigkeit behaupteten, wie sie es um Fort San Juan herum gethan hatten.

Das siebente, sechzehnte und sechste Regiment leisteten wahre Wunder von Tapferkeit, aber die Spanier erwiesen sich als ebenbürtige Feinde, und nur mit den größten Opfern gelang es, sie bis auf zwei oder drei Meilen vor Santiago zurückzutreiben. Hier verschanzten sich die Amerikaner. Die Schlacht hatte rund zwölf Stunden gedauert. Um fünf Uhr Abends schwiegen die Feuerwaffen auf beiden Seiten. Die Truppen sanken fast, wo sie standen, zum Tode ermattet, zu Boden.

2000 Verwundete und vielleicht 300 Todte las man auf dem Schlachtfelde auf.*) San Juan gehörte uns!

In der Nacht begann eine neue Plage für die amerikanischen Truppen. Jetzt konnten die spanischen Guerillas, in den benachbarten Bäumen versteckt, ihre Opfer mit der größten Ruhe an den Wachtfeuern unserer Truppen heraussuchen und wegknallen. Die Chancen der Entdeckung ihres Verstecks waren sehr geringe. Die Kerle wurden so frech und tödteten so viele unserer Leute, daß man sich schließlich genöthigt sah, die bisher noch wenig zur Verwendung gekommene Kavallerie speziell zum Eintreiben und Abfangen von Guerillas zu verwenden. Trotz alledem wagten sich die Kerle sogar bis an's Hauptquartier heran. Die ganze Nacht knallten ihre Schüsse im Walde und ihre Kugeln flogen uns summend an den Ohren vorüber. Eine Kompagnie Scharfschützen, die General Shafter für sie in Bereitschaft hielt, vermochte sie nicht zum Schweigen zu bringen.

Nächsten Morgen begann die Kanonade sowohl als das Kleingewehrfeuer in aller Frühe und mit einer Heftigkeit, die darauf schließen ließ, daß die schweren Geschütze, entweder unserer Marine oder der Cervera's, sich an dem Bombardement betheiligten.

General Shafter gab um 9 Uhr Morgens Ordre an die Führer der beiden Kolonnen aus, daß dieselben sich unter keinen Umständen zu neuen Angriffen hinreißen lassen, sondern sich darauf beschränken sollten, das gewonnene Terrain zu behaupten. Trotzdem kam das Kleingewehrfeuer den ganzen Tag über nie zum Schweigen.

In der Nacht verstiegen sich die Spanier sogar zu einem Ausfall gegen Lawton's Division, offenbar in der Absicht, nach den Bergen zu entkommen. Geräuschlos zogen sie direkt auf die Hügel los, hinter welchen das 6. und 16. Infanterie-Regiment verschanzt lagen. Das war etwa um elf Uhr Nachts. Fast zur selben Zeit begannen die spanischen Schiffe im Hafen Santiago's ein fürchterliches Feuer.

Ob diese Angriffe Theile eines Planes zur Flucht oder Entsetzung Santiago's, werden die nächsten Tage lehren.'

* * *

Wir hören eben, daß die Flotte richtig entkommen ist.

Gen. Escurio soll mit fünf Tausend Mann nur wenige Meilen im Norden von Santiago stehen und der Besatzung in Eilmärschen zu Hülfe kommen.

Einer Nachricht von der Vernichtung von Cervera's Flotte durch Sampson

*) Die Zahl der Todten und Verwundeten betrug nach amtlichen Angaben etwa 1700 Mann.

Digitized by Google

folgt eine Aufforderung Seitens General Shafter zur Uebergabe der Stadt.

1. Juli. Die amerikanischen Truppen rücken auf Santiago vor. Unter großen Verlusten auf beiden Seiten nehmen die amerikanischen Truppen die Höhen von San Juan und El Caney.

2. Juli. Fortsetzung der Schlacht. — Commodore Schley setzt das Bombardement der Forts von Santiago fort.

3. Juli. Das spanische Geschwade unter Cervera wird vor Santiago von dem von Commodore Schley befehligten Geschwader vollständig vernichtet. — General Shafter fordert die Uebergabe von Santiago. — Die spanischen Ladronen-Inseln werden genommen. — Aguinaldo proklamirt sich als Präsident der Philippinen.

4. Juli. Die erste Hülfs-Expedition für Admiral Dewey trifft zu Manila ein.

6. Juli. Der Präsident erläßt in Anbetracht der errungenen Siege eine Danksagungs-Proklamation. — Hobson und die anderen Helden der „Merrimac“ werden von den Spaniern ausgeliefert. — Die „Texas“ bringt den spanischen Kreuzer „Reina Mercedes“ im Hafen von Santiago zum Sinken. — Der Kreuzer „Alfonso XII.“ wird bei dem Versuche, aus dem Hafen von Santiago zu entkommen, in den Grund gebohrt.

8. Juli. Ein Waffenstillstand bis zum 10. Juli tritt bei Santiago ein.

Nach der Schlacht.

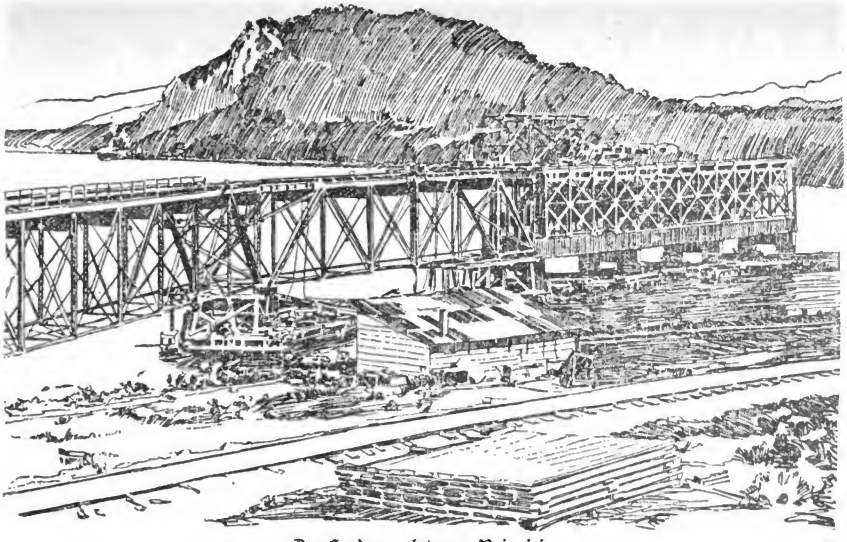
Zerlumpt, schmutzig und hungrig, aber guter Dinge sind die Amerikaner. — Schießlustige Milizen aus Michigan. — Ekelerregende Scenen. — Fieberkranke. — Kurzer Prozeß mit Guerillas.

Im Hauptquartier vor Santiago, den 5. Juli 1898.

Der interessanten Ereignisse sind so viele in der letzten Zeit gewesen, daß es schwer fällt, den richtigen Anfang zu finden, selbst wenn es einem wirklich gelungen, die nöthige Muse zum Schreiben zu ergattern. Ergattern ist der einzige Ausdruck, der wirklich bezeichnend ist. Will man sich über die Verhältnisse in den Verschanzungen von Santiago und die Neuigkeiten im Hauptquartier informiren, da geht der ganze Morgen darauf; Nachmittags gewöhnlich gegen zwei Uhr beginnt der Regen, der die Thätigkeit von Feder und Bleistift absolut lahm legt. Der noch übrige Theil des Abends geht in der Arbeit darauf, die Einem das Trocknen seiner wenigen Habseligkeiten macht, ohne daß es gelänge, die alles durchdringende Feuchtigkeit ganz zu bannen. Dabei habe ich der Mühe, die es dem vom Quartiermeister und Intendanten fast gänzlich vernachlässigten Zeitungs-Korrespondenten kostet, etwas zu essen zu bekommen und ein Nachtquartier zu finden, noch gar nicht Erwähnung gethan. Was es kostet, die Postverbindung in Siboney zu erreichen, ist ein letzter Punkt der den Leser zu nachsichtiger Beurtheilung dieser unvollkommenen Berichte veranlassen sollte.

General Shafter's Aufforderung, die Stadt Santiago zu übergeben, nachdem die spanische Flotte, wie verlautete, in Sampson's Gewalt, und Cervera gefangen war, wurde gestern Morgen um 10 Uhr, nachdem die von den Spaniern erbetene Frist von 24 Stunden abgelaufen war, abgelehnt. General Wheeler trat dann mit einer Delegation von Konsuln fremder Mächte in Verbindung, die in fünf Kutschen aus der Stadt gekommen waren. Sie verlangten eine weitere Frist von 24 Stunden (die heute Morgen, da ich diese Zeilen schreibe, abläuft), um die in Santiago domizilirenden Bürger fremder Nationen in Sicherheit zu bringen. Ich befand mich in unmittelbarer Nähe der Stelle, wo diese Verhandlungen gepflo-

Digitized by Google



Der Landungsplatz von Baiguiri.

Digitized by Google

gen wurden, doch wurde mir nicht gestattet, dieselben mit anzuhören. Später erfuhr ich, daß General Wheeler im Auftrage von General Shafter auch diese Forderung bewilligt habe.

Unsere Truppen liegen jetzt bis über das nur aus Erdwällen und Gräben bestehende Fort Juan hinaus kaum 2,000 Yards von den Befestigungen und Kasernen der Stadt entfernt. Mit bloßen Augen konnte man die geringsten Bewegungen der spanischen Soldaten auf den Wällen von Santiago verfolgen. Der an diese Befestigungen angrenzende Stadttheil scheint ein sehr alter und keineswegs einer der besten zu sein, die Häuser machen einen miserablen Eindruck.

In den Gräben vor und unmittelbar hinter Fort San Juan, die von todten Spaniern noch nicht vollkommen gesäubert waren, lagen unsere Blaujacken und erzählten sich bei Hardtack und schmutzigem Flußwasser von den tapferen Thaten der drei verflossenen Tage. Die Sonne brannte erbarmungslos auf ihre müden Leiber herab, aber sie waren frohen Muthes und scherzten über ihr entsetzlich verwahrlostes Aeußere. Unter den Leuten war kaum einer, der noch seine volle Uniform besaß, vielen hatten die dichten Cactus- und Dornengebüsche die Hemden fast vom Leibe gerissen, und die darunter erscheinende Haut schrie förmlich nach Wasser und Seife. Die merkwürdigsten Kopfbedeckungen waren da zu sehen, kleine, schirmlose, spanische Mützchen, zerschossene Soldatenhüte, ebensolche ohne Ränder oder Kronen, aus Palmenrinde improvisirte Kopfbedeckungen und den Spaniern abgenommene „Panamas" mit breiten Rändern. Die letzteren hatten sich am 2. Juli der besonderen Aufmerksamkeit der spanischen Scharfschützen zu erfreuen gehabt und ihre jetzigen Besitzer fühlten sich zum großen Gaudium ihrer Kameraden recht ungemüthlich unter der sonst so recht komfortablen Kopfbedeckung. Die meisten waren barfüßig. Ihre stark lädirten Schuhe trockneten zum ersten Male seit fünf oder sechs Tagen in der heißen Sonne.

Fast Jeder hatte irgend eine Beute gemacht. Machetas, spanische Gewehre, Pistolen und Säbel, die sie Todten, Verwundeten oder Gefangenen abgenommen, wurden ängstlicher als der Brodsack gehütet. Dem Schatz daheim waren diese Andenken an die Schlacht geweiht. Ich fürchte nur, daß die meisten dieser Gegenstände beim nächsten Angriff auf die Spanier, wie viel anderes überflüssiges Gepäck, in die Büsche fliegen werden. Manche hatten Stücke, einige sogar ganze, nicht explodirte spanische Schrapnels mit hübschen messingenen Köpfen; die Dinger mochten fünf Pfund wiegen und waren etwa 5 bis 6 Zoll lang und 2¼ Zoll dick. Da der Zünder verlöscht, waren sie ganz ungefährlich.

Hier lagen auch das 33. und 34. Regiment von Michigan, die erst eben frisch von Equadores heraufgekommen waren, wo sie am 1. Juli einen Scheinangriff auszuführen hatten, um die Spanier irre zu führen. In der Nacht des 2. Juli marschirten sie die Straße von Siboney hinauf, um sich mit der Armee zu vereinigen. Diese Straße ist, wie ich schon öfter erwähnt, auf beiden Seiten von dichten Waldungen eingehemmt. Der Zufall wollte es, daß um diese Zeit ein Transport von einigen zwanzig mit Verwundeten beladenen Gepäck-Wagen des Weges nach Siboney hinunterzog.

Dieses Zuges kaum ansichtig geworden, gab der in Vorhut marschirende Kapitän, Gott weiß aus welchem Grunde, das Zeichen zum Feuern.

Die Salve einer ganzen Kompagnie krachte dem Zuge der Verwundeten entgegen. Die Maulesel bäumten sich, rissen die Wägen um, drangen in die Büsche ein oder rasten in toller Hast dem anmarschirenden Regimente entgegen; die Verwundeten schrien laut auf in ihrer begreiflichen Angst, einem Zuge spanischer Guerillas in die Hände ge-

Digitized by Google

rathen zu sein. Heillosesté Verwirrung, gräßliche Scenen. Es dauerte Stunden, ehe der Train sich wieder mit Hinterlassung verschiedener Wägen und Maulesel in Bewegung setzen konnte. Der verantwortliche Kapitän hatte keine andere Entschuldigung, als daß er die Salve „aus Enthusiasmus" anbefohlen habe. Die Michiganer sind über den Vorfall sehr niedergeschlagen und hoffen diese Scharte bald auswetzen zu können. Bei Eguadores verloren sie nur vier Mann, die sie begleitenden Cubaner einige 30.

Nach meiner Schätzung liegen an den Abhängen von Santiago in den Laufgräben und in Zelten auf der Spitze von San Juan jetzt etwa 18,000*) Mann, jeden Augenblick bereit, sich wieder auf den Feind zu stürzen. Die Gesammtzahl der Verluste an Todten, Verwundeten und Vermißten mag zwischen 1500 und 2700 Mann betragen. Offizielle Ziffern sind bis jetzt noch nicht bekannt gemacht geworden.

Auf den Anhöhen lagen, wie gesagt, nur noch einige todte Spanier herum, die jedoch noch im Laufe des Tages von unseren Leuten aufgelesen und begraben wurden. Ueber die Gesammtzahl der Verluste der Spanier ist absolut nichts bekannt.

Unsere Todten hatte man schon tagsvorher in langen Reihen längs der Straße beerdigt, trotzdem ließen die Unmassen von Aasgeiern, die über dem Schlachtfelde kreisten, darauf schließen, daß noch zahlreiche unbeerdigte Leichen in den Büschen lagen.

Ich hatte den Weg nach den Hügeln von Santiago über Caney gemacht, wo der Kampf nicht so heiß gewüthet und die Spuren theilweise schon verwischt waren. Den Rückweg nahm ich durch die Thalsohle, die an den Bergen vorüberführt, wo am 1. Juli die Artillerie der linken Kolonne stand, die dem Schrapnel-Feuer ausgesetzt war. Ehe man bis dorthin gelangt, durchschreitet man buschiges Niederland unfern dem mehrfach von mir erwähnten Flüßchen. Hier hatte man einen breiten Weg durch das Gebüsch gehauen, das gefällte Unterholz als Material zur Befestigung des Straßenbettes benutzend. Trotzdem stand der Morast und Schlamm fußtief. Rechts und links lagen Haufen von Munition, Patronen für die Krag-Jörgensen-, sowohl als Remington-Flinten, deren sich die Truppen während des Sturmes auf die spanischen Laufgräben entledigt hatten. Manchmal fand sich diese Munition vermischt mit durchweichtem Hard Tack, Speckseiten und anderem Proviant. Dann kamen ganze Berge von allen möglichen Uniformstücken, die man aufgelesen und die der Regen von drei Tagen fast zur Gährung gebracht zu haben schien.

Der Gestank an dieser Wegesstrecke drehte einem den Magen um. Er schien nicht nur von diesem abgeworfenen Ballast eines kämpfenden Heeres herzurühren, nein, jeder Fuß breit Erde hauchte giftige Düfte aus. Nicht zu verkennender Leichengeruch drang allerseits aus den Büschen; ein Schlag mit dem Stock auf das dichte Laub genügte, um ein Dutzend feiste, lautkreischende Aasgeier aufzujagen.

Eine Erweiterung des Weges, wo der Schlamm noch tiefer, als anderswo, zeichnete sich durch penetranten Fäulnißgeruch aus, der von breiten Blutlachen und abgeschnittenen Haut- und kleinen Fleischtheilchen, die mitten im Wege auf dem Schlamm zu schwimmen schienen, herrührte. Hier hatten die Chirurgen während der Schlacht ihres Amtes gewaltet. Jedermann, der hier vorüberging, verdoppelte seine Schritte.

Schon hatten diese giftigen Dünste und Dämpfe ihr Zerstörungswerk begonnen. Ueberall entlang des Weges lagen Soldaten in heftigem Fieber. Ihre Kollegen vom rothen Kreuze trugen Einen nach dem Andern fort nach den verschiedenen Hospitälern. Obwohl seit dem 3. Juli um 12 Uhr kein Schuß mehr gefeuert worden, füllten sich die impro-

*) Es waren seit unserer Landung bereits bedeutende Verstärkungen angelangt.

Digitized by Google

visirten Hospitäler doch so rapide mit fieberkranken Leuten, daß man sich genöthigt sah, für diese ein eigenes Krankenlager in der Nähe des Hauptquartiers zu errichten. Selbst Siboney war nicht mehr im Stande, die dort hingesandten Verwundeten und Kranken aufzunehmen.

Die Luft selbst war an der oben beschriebenen Wegesstrecke verpestet. Hoch oben an einer prächtigen Palme hing die Leiche eines Unglücklichen in der Uniform unserer braven Soldaten. Sie hatten ihn dabei erwischt, wie er auf unsere Leute schoß. Und wie man näher zusah, war's ein verkleideter spanischer Guerilla. Die Soldaten machten kurzen Prozeß und knüpften ihn zur Warnung an der beschriebenen Stelle auf. Nicht weit davon in einem Mahagonibaume hing ein anderer todter Guerilla, der sich krampfhaft an den Zweigen festgeklammert zu haben schien.

Gott weiß, wie viele der von unseren Leuten „im Vorbeigehen" todt geknallten Guerillas in den Büschen verfaulen. Unweit des Hauptquartiers, aus dem Schlamm eines seit Tagen nicht mehr benutzten Weges ragt der schmale, kurz und schwarz behaarte Kopf eines Spaniers hervor. Hunderte von Rädern mögen über ihn weggegangen sein, aber immer quetscht sich der harte, schwarzbehaarte Schädel wieder in die Höhe. Ob sich ein Rumpf daran befindet, weiß ich nicht. Soeben erzählt mir ein Kollege, daß „der in Verwesung übergegangene Spanier" noch immer die Luft verpeste.

Man darf übrigens aus diesen Schilderungen nicht entnehmen, daß die Armeeleitung sanitäre Vorkehrungen vernachlässige. Es ist im Gegentheil alles Menschenmögliche geschehen, um all' den Uebeln so schnell als möglich abzuhelfen. Aber mit den geringen Mitteln, mit welchen die Regierung dieses Invasionsheer ausgestattet hat, ist es platterdings unmöglich, den Anforderungen zu entsprechen, die ein tropisches Klima stellt.

Dem Sanitätskorps wurden nur die allernothwendigsten Konzessionen gemacht, sodaß heroische Anstrengungen Major Pope's und seiner 60 Hilfsärzte nöthig waren, um den Männern, deren Blut für das Vaterland geflossen, auch nur die geringste Linderung zu verschaffen. Man hat jetzt vier Hospitäler im Lager des Invasionsheeres errichtet, und sie alle sind bereits überfüllt. Die beiden Hospitalschiffe „Olivette" und „Iroquois" hatten schon längst ihre volle Kapazität erschöpft, ehe es noch zu einer Schlacht gekommen war.

Der „State of Texas", das Boot der Rothen Kreuz-Gesellschaft, hat für die Expedition gar keinen Werth. Es ist miserabel ausgestattet und nicht zur Aufnahme von Kranken eingerichtet. Viel Speck und Jelly befindet sich an Bord, und zwei Aerzte, acht Wärterinnen und Clara Barton sind mit der Vertheilung dieser Dinge an die Cubaner beschäftigt.

Major Pope behauptet, daß, um den Anforderungen, die eine solche Expedition an das Sanitäts-Departement stellt, gerecht zu werden, mindestens zweihundert Aerzte nothwendig wären. Alberner Weise hat man sich durch mißverstandene Temperenzideen abhalten lassen, einen genügenden Vorrath von Brandy oder dergleichen mitzubringen.

* * *

Eine höchst merkwürdige Scene spielte sich vorgestern im Hauptquartier ab, als man eine Anzahl von gefangenen Guerillas einbrachte. Nach völkerrechtlicher Auffassung besaß General Shafter sicherlich das Recht, diese Francstireurs einfach niederzuschießen. Die Kerle machten im Allgemeinen einen weit besseren Eindruck, als die Cubaner; sie waren auch besser gekleidet, was allerdings nicht viel sagen will. Man führte sie, rechts und links von Soldaten mit schußbereitem Gewehr bewacht, an General Shafter's Krankenlager, das sich unter einem breitästigen, schattigen Baume befindet, vorüber. Die Leute zitterten sichtlich und in dem Ant-

Digitized by Google

litze eines Jeden war die höchste Angst ausgedrückt. Der General musterte sie aufmerksam, suchte die fünf Aeltesten, die kaum Kraft genug zu besitzen schienen, um eine Flinte loszufeuern, heraus und befahl, ihm dieselben vorzuführen. Den Anderen wurde bedeutet, einem grimmen Kapitän zu folgen. Diese glaubten offenbar, daß ihr letztes Stündchen gekommen, und fielen heulend und händeringend auf die Kniee nieder. Als ihnen endlich durch einen Dolmetscher klar gemacht worden, daß man ihr Leben zu schonen, sie aber als Gefangene festzuhalten gedenke, baten sie eindringlich, man möge sie doch ja nicht an die Cubaner ausliefern. Als man sie dann mit Kaffee, Zucker, Speck und „Hard Tack" abfütterte, fielen sie dankend auf die Kniee und riefen: „Viva los Americanos, Viva Cuba libre!"

Nur die beiden Offiziere der spanischen Regulären, die den Schluß des Zuges bildeten, betheiligten sich nicht an dieser Demonstration. Sie durchschritten die Menge der gaffenden Soldaten, ohne nach rechts oder links zu blicken. Später wurden sämmtliche Gefangene — mit wenig Ausnahmen Guerillas — etwa 500 an der Zahl, an den Bach zur Tränke und von da nach Siboney abgeführt. Reguläre spanische Soldaten wurden wohl ebensowenig zu Gefangenen gemacht, wie unsere Leute.

Die fünf ältesten Guerillas ließ Shafter in Freiheit setzen, um die Kunde ihrer milden Behandlung in das spanische Lager zurückzutragen.

In El Caney.

Traurige Zustände unter den Flüchtlingen in den Vorstädten Santiago's. Den Amerikanern gelingt es jedoch das Gesindel in Schranken zu halten. — Das deutsche und französische Konsulat nach Caney verlegt. — Im Kampfe um das tägliche Brod fallen alle Schranken unter den Flüchtlingen aus Santiago.

Im Hauptquartier des Lagers von Santiago, den 8. Juli. Seit vorgestern hat eine kleine Völkerwanderung aus Santiago nach El Caney begonnen. Tausende von Bürgern haben, seit die Kunde von den, auf den benachbarten Hügel aufgepflanzten Mörserbatterien dorthin drang, die Stadt verlassen und sich in die benachbarten kleinen Ortschaften, hauptsächlich aber nach der Vorstadt El Caney geflüchtet.

Heue Morgen begann der Strom dieser Völker-Wanderung schon, beim Hauptquartier vorüber, auf die Straße nach Siboney abzufließen. Die Leute wollten der in Caney herrschenden Hungersnoth entgehen, was vielleicht möglich ist, wenn das in Jamaica Proviant ladende Schiff „Texas" der Rothen Kreuz-Gesellschaft, von der viele Samariterdienste erwartet werden, recht bald eintrifft.

Schon in aller Frühe war heute die Straße, die von Caney resp. Santiago an unserem Hauptquartier vorüber nach Siboney führt, mit den seltsamsten Transportmitteln überfüllt, die ich je in meinem Leben gesehen habe.

Kleine zweirädrige Karren, die ursprünglich wohl für den Ackerbau bestimmt waren, zogen in langen Reihen, mit den merkwürdigsten Zugthieren bespannt, vorüber. Ponies und kleine Eselein mit zarten, kleinen Hufen, die unter der grausamen Last zu seufzen schienen, wechselten mit großen starken Maulesel, die den Stockschlägen und den Zureden ihrer schwarzen Herren die gleiche stoische Unempfindlichkeit entgegensetzten. Abgemagerte Pferde folg-

Digitized by Google

ten ihnen, deren stolzes spanisches Blut unter dem andauernden Mangel von Hafer längst verdünnt und geschwächt worden, keuchend unter der Last eines ganzen spanischen Haushalts mitsammt den jüngeren Familienmitgliedern. Alte spanische Kutschen, deren Fenster trotz der Hitze dicht verhängt waren, folgten diesem plebejischen Zuge von Flüchtlingen; sie hatten offenbar die wenigen Aristokraten, vielleicht Damen, als Passagiere, die von der Gnade der Amerikaner Gebrauch gemacht hatten. Ein Pferd trug eine Dame in eleganter Kleidung, Diamantringe blitzten an ihren feinen, weißen Händen. Hinter ihr auf demselben Pferde saß ein Halbneger in der Kleidung eines cubanischen Gentleman, der sorgsam und respektvoll einen Schirm schützend über die tief verschleierten Reize der Dame hielt. Dann kamen Fußgänger des Weges, meistens Farbige, Frauen mit ganz nackten Kindern an der Brust oder an der Hand führend, schwere Lasten von Hausrath oder Viktualien, namentlich Mangos, auf dem Kopfe balancirend. Barfüßig wie ihre Weiber, aber nicht so zerlumpt wie die cubanischen Soldaten, indifferent, faul, schlenderten die Männer, oft hülflos zusammenbrechend die Greise hinterdrein — fort und fort. Ein übler Geruch von dem, was einst Mangos und an der Straße aufgelesener Hardtack gewesen, kennzeichnete ihren Weg.

* * *

Als ich gestern nach Caney ausmarschirte, war die Straße noch verhältnißmäßig passirbar, insofern dieser Ausdruck überhaupt auf cubanische Straßen unter den jetzigen Verhältnissen angewendet werden kann. Sank man auch hier häufig knietief in den Schlamm, so entschädigte doch die Abwesenheit des auf der Straße über El Poso so penetranten Geruches von in Verwesung übergegangenem Fleisch für alle sonstigen Unannehmlichkeiten. Da die Feldwege infolge umherschweifender Guerilla-Banden noch immer sehr gefahrvoll für Passanten sind, so schlugen wir (einige Kollegen und ich) sehr bald die breite Straße nach Santiago ein, von welcher ein Kreuzweg nach Caney führt. Alle Anzeichen bestätigten, was ich schon bei meinem ersten Besuch in dieser Gegend am 3. Juli wahrgenommen, daß der Kampf auf dieser Seite bei weitem nicht so heftig gewesen sein konnte, als drüben bei El Poso resp. San Juan.

Wie ein Weg in Cuba sich in die Länge ziehen kann, das glaubt man nicht! Das erste Mal, da ich des Weges kam, als man sich noch alle Augenblicke aus dem Bereiche der fortwährend krachenden Salven von Kleingewehrfeuer flüchten mußte, kam mir der Weg sehr kurz vor. Andere müssen wohl ihre Messung des Weges unter ähnlichen Umständen vorgenommen haben, denn drei, höchstens vier Meilen wurde allgemein als die Distanz angegeben. Ich bin heute der Ueberzeugung, daß es den „bequemen" und sicheren Weg entlang mindestens sechs Meilen sind..

Hart am Eingang des Ortes oder der Vorstadt stieß ich auf das erste Massengrab. Siebzehn spanische Soldaten schlummern hier neben einander; aber noch im Tode gelingt es ihnen, den verhaßten Eindringlingen das Leben zu vergällen. Nur eine ganz kleine Schicht von Erde deckt ihre Leichen, die die ganze Nachbarschaft verpesten. Eine viertel Meile bergan auf einer welligen Bodenerhebung liegt Caney.

Bei meinem ersten Besuche fand ich eine verlassene Ortschaft, theilweise von unseren Bomben zerstört, in deren Häusern unsere Soldaten nach der Schlacht geruht hatten.

Heute hätte sich das bevölkertste Straßengevierte in New York nicht mit dem Oertchen vergleichen können, das in gewöhnlichen Zeiten kaum 600 Bewohner zählen kann. Tausende und Abertausende von hellgekleideten Männern, Frauen und Kindern wimmelten auf dem weiten, an beiden Seiten mit einem der Linde ähnlichen Baume bepflanzten Marktplatz herum; die Veranda's waren dicht besetzt mit hellen

Digitized by Google

und dunklen Senoritas und Senoras, die den Americanos mit scheuen, neugierigen Augen folgten. Gleich am Eingange, in dem größten und komfortabelsten Hause, wehte die französische Flagge. Hier hatte der Konsul Frankreichs, unter dessen Schutz sich über 600 angebliche Franzosen begeben, sein Bureau und seine Behausung aufgeschlagen. Ein Umkreis von 100 Fuß um die alte, aller Altäre und Heiligenbilder entkleidete Kirche war durch einen Drahtzaun gesperrt und wurde von Wachen, die eines unserer farbigen Regimenter gestellt hatte, bewacht. Den Draht hatte man über die Mausergewehre, die den verwundeten und todten Spaniern abgenommen waren, gespannt. Die Kirche, ein großer kühler Raum, der schon unseren Feinden als Kaserne gedient hatte, war in ein Hospital umgewandelt worden. Hier lagen die schwer verwundeten Spanier, die nicht nach anderen Feldspitälern transportirt werden konnten, ihrer etwa 60 an der Zahl. Sie waren von unseren Leuten nach der Schlacht von Caney aufgelesen und hierher gebracht worden. Drei unserer Aerzte waren seit einigen Tagen damit beschäftigt, zerschmetterte Beine und Arme abzusägen und andere Operationen, die gefährdete Leben retten konnten, vorzunehmen. Man gab den Verwundeten zu essen, was man hatte herbeischaffen können. Medizin und kühlende Getränke wurden nicht gespart.

Kubanische Offiziere, die überall in der Gegend herumschwärmten, bissen sich auf die Lippen und verschluckten den Grimm, den ihnen diese milde Behandlung ihrer Todfeinde seitens der Amerikaner verursachte. Ihre Leute, die sich einem jetzt überall in der Nachbarschaft von Santiago aufdrängen, suchten sich für das erhoffte Blutbad dadurch zu entschädigen, daß sie den Flüchtlingen die von uns verabreichten Rationen wegschnappten. Das ging eine Weile, bis es endlich die amerikanischen Offiziere müde wurden und die unverschämten Kerle mit Fußtritten aus dem Wege jagten, um für die armen Frauen und Kinder, die nichts Eßbares aus Santiago mitnehmen konnten und durften, Platz zu machen. Die Vertheilung dieser Rationen, die durch den ungeheuren Andrang bedeutend erschwert wurde, nahm fast den ganzen Tag in Anspruch. Es liegt jetzt nur wenig Militär in unmittelbarer Nachbarschaft von Caney, und was da ist, genügt nicht, um Ordnung unter den Leuten zu halten, wenn sie Hardtack und Speck sehen.

Es ist selbstverständlich, daß gerade die besten Elemente hungrig und mit leeren Händen heimkehrten. Gegen ein Uhr Mittags kam eben ein neuer Wagen mit Proviant von Siboney an. Die ganze Masse der Menschen wälzte sich der Hohlgasse zu, welche in den Marktplatz mündet. Irgend Jemand erklärte dem Volke auf spanisch, daß „die Regierung" in ihrer Güte beschlossen habe, sie bis zur Uebergabe von Santiago nach Kräften zu unterstützen.

„Viva Espana!" erschallte ein Dankesgebrüll aus fünftausend Kehlen.

„Vivant los Americanos!" schrien einige mit aller Kraft dazwischen und erst jetzt merkten die verdutzten Leute, daß sie die Gewohnheit und der Enthusiasmus zu einem recht peinlichen Irrthum verleitet hatten.

„Vivant los Americanos!" donnerte es jetzt ohne Ende, bis die armen Leute auf die finsteren Gesichter der gefürchteten cubanischen Offiziere aufmerksam wurden, die sich auch hier wieder wichtig machten.

„Viva Cuba libre!" kam es zaghaft von einigen Lippen und die Menge folgte auch diesmal mit Hochrufen, aber ohne Enthusiasmus; es kam nicht vom Herzen. Die Hochrufe für Amerika hatten die Begeisterung erschöpft.

Dann folgten wieder jene abscheulichen Scenen, die die Amerikaner in Wuth versetzten: Neger mit Machetes an der Seite, die die Frauen zurückstießen, um die ersten am Fleischtopfe zu sein, anständige Familienväter, die sich mit nichtswürdigen Vagabunden um

Digitized by Google

ein Paar Stückchen Hardtack balgen mußten, nackende Kinder, die über die Köpfe der Menge hinweg gereicht wurden, um den den Proviant vertheilenden Offizieren die Händchen bittend entgegenzustrecken.

Offiziere und Aerzte leisteten wirklich heroische Arbeit auf diesem Posten. Hut ab vor diesen Leuten!

Die Frauen waren bei Weitem in der Mehrheit unter diesen Flüchtlingen und ich glaube nicht zu hoch zu greifen, wenn ich den Prozentsatz als Sechs zu Eins angebe. Sie gehörten allen Altersklassen bis zu 75 Jahren an und waren fast alle weiß oder doch hell gekleidet; manche den besseren Ständen angehörig, trugen Spitzentücher und moderne Hüte, die meisten aber Kopftücher. Selbst die Schuhe der feinsten Senoritas, und es waren da einige, die sicher nie der Hülfe einer Zofe entbehrt hatten, waren mit Straßenkoth bedeckt, bis dahin, wo zerrissene Spitzen, Seide und Linnen sie mitleidig zu verhüllen suchten.

* * *

Rechts von der Kirche flatterte die schwarz-weiß-rothe Fahne mit dem deutschen Adler über dem von dem Konsulat in Santiago occupirten Hause, wie fast alle anderen, ein niedriger aus Backsteinen, Geflecht oder Fachwerk bestehender, mit schweren Ziegeln bedeckter, alter Bau.

An der Thüre auf der Veranda stand ein rothbärtiger, blühend aussehender Herr, umringt von weißen, halbdunklen und dunklen Frauen und jungen Mädchen. Einige Männer saßen finster brütend in der Nähe.

Vice-Konsul Hermann Michelsen war es. Konsul Schuhmann von Santiago sei in Europa, theilte mir Herr Michelsen sehr zuvorkommend mit und ließ dann die sehnlichst erwartete, schon lange nicht mehr gehörte Einladung an mich ergehen, „Eins mit ihm zu trinken."

Er brachte mir — ich dachte, mich sollte vor Freude der Schlag treffen — ein Glas kühles importirtes Bier, dessen Genuß nicht einmal die Bemerkung verdarb, daß es das letzte sei. Ah, es war gut — das erste Glas importirten Bieres, seit ich Washington verlassen hatte!

Der Konsul war sehr in Sorgen um die Ernährung aller der Personen, die auf irgend eine Verwandtschaft oder gar nur Freundschaft mit Deutschen pochend, sich unter seinen Schutz begeben hatten. Die spanische Regierung hatte ihm nicht erlaubt, mehr als eine Wagenladung von Nahrungsmitteln auf den Weg zu nehmen; glücklicher Weise enthielt diese noch einige Flaschen guter spanischer Weine, die ich trotz heftigen Sträubens (?? A. d. R.) kosten mußte.

Die jungen Damen umringten mich und bestürmten mich mit allerlei Fragen, die eine von ihnen, die in New York gewohnt hatte, in schlechtes Englisch übersetzte. Eine Frau nahm mich bei Seite und sich des Vize-Konsuls als Dolmetscher bedienend, fragte sie auf die jungen Mädchen deutend:

„Wird man die verschonen, wenn Santiago eingenommen ist?"

Die jungen Damen wollten wissen, ob ich Mangos esse und wie viele. Meiner Antwort, daß ich den Morgen nur zwei verspeist, begegnete die jüngste, eine siebzehnjährige Schöne, mit der, ein wenig Verachtung ausdrückenden Bemerkung, daß sie es bereits auf sieben gebracht habe.

Ein Nachbar des Konsuls in Santiago war am Morgen von Kubanern verhaftet worden, weil er angeblich ein spanischer Beamter sei. Das Einschreiten amerikanischer Offiziere verhütete vielleicht ein Verbrechen und gab dem Manne seine Freiheit wieder. Herr Michelsen fürchtete, daß viele Kubaner versuchen würden, persönliche Rache an den ihnen verhaßten Spaniern zu nehmen.

Die wenigen Deutschen, so erzählte er mir, hatten Santiago bereits vergangene Woche mit einem österreichischen Kriegsschiffe verlassen. Sie wa-

Digitized by Google

Die Eisenbahn bei Baiguiri.

Digitized by Google

ren gezwungen, sehr werthvolles Eigenthum zurückzulassen. Es war weniger die Furcht vor amerikanischen Bomben, als vor einer Invasion von Kubanern nach der Uebergabe von Santiago, die sie bewog, die Stadt zu räumen. Am 1. Juli, als Santiago's Befestigungen von uns beschossen wurden, fielen nur drei Bomben in die Stadt, von welchen nur eine explodirte und ein Mädchen leicht an der Wange verletzte.

Ein anderer deutscher Flüchtling *) aus Santiago, dessen Namen ich aus leicht begreiflichen Gründen noch nicht nennen darf, gab mir einige werthvolle Aufschlüsse über die Streitkräfte der Spanier, die mich überraschten. Der Mann war früher deutscher Offizier gewesen und schien gut informirt zu sein.

P. S., den 9. Juli. Die Flüchtlinge aus Santiago fangen an, eine große Plage für unsere Armee zu werden. Sie schwärmen überall im Lager, auf allen Straßen, in allen umliegenden Ortschaften herum und bitten und betteln den hungrigen Soldaten das letzte Stückchen Hard-Tack ab. Ihre Zahl wird bereits auf 20,000 angegeben und die Gefahr, daß sie alle möglichen Seuchen und Krankheiten verbreiten, liegt sehr nahe. Es scheint mir, daß der spanische Militär-Gouverneur uns seine Verbündeten, die zwar nur unblutig, aber desto wirksamer kämpfen, mitten in's Lager geschickt hat.

Es heißt, daß General Miles und der Artillerie-General Randolph heute mit 6000 Mann in Siboney landen würden.

Im Augenblick, da ich schließe, beginnt eine Kanonade — es sind nicht unsere Batterien, folglich muß die Marine irgendwie engagirt sein.

*) Es hier von dem Juwelier Johannes, einem ehemaligen deutschen Kavalerie-Offiziere die Rede.

Die Ankunft des Höchst-Kommandirenden, Gen. Miles, in strömendem Regen.

Im Hauptquartier der Invasions-Armee im Lager von Santiago de Cuba, den 11. Juli 1898. *)

Nach einem zwanzigstündigen, fürchterlichen Regenfall, der einem unaufhörlichen Wolkenbruche in Ferocität vergleichbar war, ist endlich die Sonne wieder zur Herrschaft gekommen und senkt ihre glühenden, sengenden Strahlen tief in Gebüsch und Gräser auf das feuchte, dampfende Erdreich.

Gestern Nachmittag um drei Uhr begannen die gewaltigen Donnerschläge, die sich wie tausend Kanonen, auf einmal entluden und den Boden erzittern ließen, schwächer und schwächer zu werden; wo es vorher gegossen, tröpfelte es nur noch und in den lichter werdenden Wolken am östlichen Horizont erschien ein Regenbogen von so intensiven Farben, wie man sie nur in den Tropen sieht. Wir standen, die Zeichen des wiedererscheinenden, sehnlichst erwarteten Sonnenlichtes mit ängstlicher Hoffnung verfolgend, wie die Schafe unter den wenigen Zelten zusammengepfercht, die einen schwachen Schutz gegen das ärgste Wetter boten. Unsere Habe lag ringsum im Felde, von dem strömenden Regen mit Erdreich, Gras und Abfällen verwaschen, insofern der Strom, der sich in den letzten zwölf Stunden gebildet und einen Weg mitten durch unser Lager gebahnt hat, sie nicht längst auf seinen neugeborenen Wellen davongetragen. Da brach aus dem Hohlweg, der an unserem Lager vorüberführt, im scharfen Trab eine Truppe Kavallerie hervor, an ihrer Spitze — General

*) Tags vorher, als der Waffenstillstand abgelaufen war, begann das Bombardement der Stadt Santiago, das von den Spaniern heftig erwiedert wurde. An demselben betheiligte sich auch die außerhalb des Hafens liegende Flotte, die Bomben in die Stadt warf, ohne jedoch merkliche Resultate erzielt zu haben. Gegen Abend wurde die Kanonade eingestellt. Die Korrespondenzen über dieses Bombardement gingen verloren.

Digitized by Google

Miles. Die Truppe sprengte quer über die Lichtung, über den quatschenden Rasen durch unseren neugebildeten Strom, mitten durch das Fieber-Hospital nach der anderen Lichtung hinüber, wo General Shafter und Gefolge ein beschauliches Dasein führen.

Die hohe, kräftige Figur General Miles', die Adlernase und der kühne, über das linke Ohr gedrückte „Armeehut" ließen keinen Zweifel über seine Identität zu.

„General Miles ist da," ging die Nachricht von Zelt zu Zelt, und ein Seufzer der Erleichterung, der aber nicht Lebenskraft genug besaß, um sich zu einem Hurrah der Begeisterung zu entwickeln, begleitete die frohe Nachricht.

Ich sage „frohe Nachricht", denn, ob mit oder ohne Berechtigung, Jedermann hofft, daß jetzt endlich Ernst gemacht und statt der fortwährenden Noten über Waffenstillstand unter allen möglichen Vorwänden endlich 'mal wieder Kugeln gewechselt werden.

Der letzte Waffenstillstand wurde von unserer Seite angeboten, um mit den Spaniern über die Entfernung der rothe Kreuz-Flaggen zu unterhandeln, deren sie nicht weniger als 17 fast gleichmäßig über die Stadt vertheilt auf den Dächern flattern ließen. Es läßt sich denken, wie schwer es unter diesen Umständen für unsere Artillerie ist, die Stadt zu beschießen, wenn man sich keine Verstöße gegen Menschlichkeit und Völkerrecht zu Schulden kommen lassen will. Die Spanier sollen laut letzten Nachrichten geantwortet haben, daß sie die in Frage kommenden Flaggen nur dann entfernen könnten, wenn wir die Sorge für ihre Kranken und Verwundeten übernehmen wollten, die sie uns dann zuschicken würden. Natürlich wurde dieser Vorschlag abgelehnt.

Es ist möglich, daß General Shafter die Operationen bis zu Miles' Ankunft absichtlich in die Länge gezogen hat, sonst könnte ich keine Entschuldigung für diese fortgesetzte Lazheit in der Kriegsführung finden.

Der erste Eindruck, den Miles bei seiner Ankunft in Siboney erhalten, kann kein sehr ermuthigender gewesen sein. In Siboney ist es, wo sich das zusammenfindet, was ich den Abfall der ganzen Armee nennen möchte. Alles, was Angst hat und irgend eine faule Ausrede gefunden, um dem Leben im Lager zu entgehen, prahlt unten in Siboney mit nie erlebten Abenteuern. Kranke, deren Genesung man in den primitiven Feldhospitälern nicht erhoffen kann, Verwundete und Genesende treiben sich in Schaaren dort herum. Dort verwest und verfault am Meeresufer, was sich an Proviant als unnütz und unbrauchbar im Felde erwiesen, was verdorben ist. Dort faulen und gähren und verwittern alle die unzähligen Dinge, die Offiziere, Soldaten und Korrespondenten im Stich lassen mußten, weil die Gelegenheit zum Transport fehlte. Die Häuser von Siboney haben sich fast alle als Pesthöhlen erwiesen, die ganze Nachbarschaft scheint von Gelbfieber-Mikroben zu wimmeln, denn die Zahl der an dieser Seuche Erkrankten mehrt sich mit erschreckender Schnelligkeit. Wie stets zu Anfang, tritt sie in Siboney noch ziemlich milde auf und es ist Hoffnung vorhanden, daß die meisten der Patienten genesen werden. Bis jetzt ist erst ein Soldat vom 10. Infanterie-Regiment gestorben.

Uebrigens leiden von den ersten 21 Patienten, die das uns benachbarte Fieber-Hospital vor einigen Tagen nach Siboney hinunterschickte, zehn bei näherer Untersuchung an der gefürchteten Seuche. Seitdem hat man für andere solche Fälle ein neues Gelbfieber-Hospital auf einem benachbarten Hügel eingerichtet.

Die schrecklichste Plage aber, und man steht dieser ganz hilflos gegenüber, ist die Völkerwanderung, die sich von Santiago über Caney noch immer nach Siboney und Nachbarschaft ergießt.

Digitized by Google

Man hat die Leute in die Berge verwiesen, wo sie nichts zu essen finden, und die Folge ist, daß sie immer und immer wieder auf Umwegen in der Richtung von Caney zurückkehren, wo die Speckseiten der Rothen Kreuz-Gesellschaft und die Magazine der Regierung wie ein Magnet auf sie wirken. Ein Problem, an das man offenbar nicht gedacht, als man diesen Refugés Immunität zusagte, präsentirt sich hier immer zudringlicher: Wie sollen diese Leute auf die Dauer ernährt werden, wenn es unsere Fazilitäten nicht einmal ermöglichen, die Armee im Felde mit dem Nöthigsten zu versehen.

Unter solchen Eindrücken, keineswegs sehr ermuthigend, verließ Miles Siboney. Hinter ihm, auf seinen Befehl, gingen drei Viertel des mit gelbem Fieber infizirten Ortes in Flammen auf.

Der entsetzlich schlechte, von Regen durchweichte Weg von Siboney bis zum Hauptquartier, das scheußliche Wetter und General Shafter auf einer Matratze in heftigen Gichtschmerzen stöhnend, das alles vereinigte sich, um Miles' Willkommen recht unerfreulich zu machen. Den Abend verbrachten die beiden Generäle in eifriger Berathung; gegen Mitternacht wurden verschiedene Befehle erlassen, welche die Stellungen einiger Truppentheile änderten.

---

9. Juli. Das spanische Geschwader unter Admiral Camara kehrt nach Spanien zurück. — — General Miles geht mit Verstärkungen nach Santiago ab.

10. Juli. Beginn des Bombardements von Santiago unter General Shafter nach erfolgter Weigerung zu kapituliren. — Mit dem spanischen Admiral Cervera und 600 spanischen Gefangenen trifft die „St. Louis" zu Portsmouth, N. Y., ein.

11. Juli. General Miles trifft vor Sament gedachte deshalb mit der Seguranca eine Scharte auszuwetzen.

Sieger und Besiegte als Nachbarn.

Ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den amerikanischen und den spanischen Soldaten an Stelle der früheren Feindschaft getreten. — Rum erweist sich als ein gesuchter Tauschartikel. — Viel Gutes ist von „unseren Verbündeten für die Zukunft nicht zu erwarten.

Santiago de Cuba, einige Tage nach Uebergabe der Stadt an die Amerikaner.

Seit die erste Flasche spanischen Rums für amerikanisches Hartbrod eingetauscht worden, hat sich ein überraschend freunschaftliches Verhältniß zwischen den Siegern und den Besiegten herausgebildet. Der Groll, den die Amerikaner gegen „unsere Verbündeten", die Kubaner, schon längst im Herzen hegten, mag nicht wenig zu dem plötzlichen Umschwung in der Gesinnung gegenüber den Spaniern beigetragen haben.

Nirgends, nirgends hatten die Kubaner Kourage an den Tag gelegt; während unsere Blaujacken unter dem spanischen Kugelregen fielen, lungerten die Kubaner müßig hinter den Linien in den Büschen herum, oder plünderten die Todten und Verwundeten.

Ihre Informationen über die Topographie des Landes erwiesen sich als gänzlich unzuverlässig, wenn nicht absichtlich irreführend, und ihre Nachrichten über den Feind konnten sich rühmen, die eines New Yorker Journals der gelben Färbung noch zu übertreffen.

Ihre Dienstleistungen für andere Zwecke waren weder für Geld noch für gute Worte zu haben, denn erstens hatte General Garcia verboten, daß irgend ein Kubaner sich so weit „herabwür-

Digitized by Google

dige", um als Diener eines Amerikaners zu fungiren, und zweitens ist es überhaupt nicht die Sache eines Kubaners, zu arbeiten, sonst würde diese Revolution nie ausgebrochen sein.

Man war der schmutzigen, zerlumpten Bettlerbande, die sich kubanische Patrioten nannte, herzlich müde geworden.

Jetzt fand man sich mit den besiegten Spaniern Angesicht zu Angesicht, den Männern, die in ihren Laufgräben und Verschanzungen einem weit überlegenen Feinde so hartnäckigen Widerstand geleistet, daß fast 2000 Amerikaner in zweitägigem Kriege todt das Schlachtfeld bedeckten oder kampfunfähig gemacht waren. Die Leute verdienten Respekt!

Es war in der That keine Kleinigkeit gewesen, die Stadt zur Uebergabe zu zwingen. Die Vertheidiger hatten bewiesen, daß sie Männer und keine Memmen waren, wie ein Theil der amerikanischen Presse uns glauben gemacht hatte.

* * *

Ich habe in dem oben Gesagten nur die im Heere vorherrschende Stimmung wiederzugeben versucht, ohne mich durch persönliche Sympathien oder Antipathien leiten zu lassen, und Alles, was ich hier ferner über diesen Gegenstand zu sagen habe, sind lediglich Schlüsse, die ich aus Aeußerungen und Handlungen amerikanischer Offiziere und Soldaten gezogen habe.

Als noch die Verhandlungen über die Kapitulation im Gange waren, wurde der Sohn eines bedeutenden amerikanischen Politikers, den man zum Kapitän ernannt und dem Stabe Shafter's zugetheilt hatte, mit der Ueberbringung einer wichtigen Botschaft betraut. Er hatte die Botschaft einem spanischen Staus-Offizier, den er unweit der feindlichen Vorposten-Linien treffen sollte, einzuhändigen. Der spanische Offizier langte in einer Kutsche zum verabredeten Rendezvous an. Als bald nach dem Zusammentreffen der Beiden jener zweite fürchterliche Regensturm losbrach, dessen ich öfter Erwähnung gethan, lud der spanische Offizier den amerikanischen Kameraden ein, in seiner Kutsche Schutz vor dem Regen zu suchen. Der dankend acceptirten Einladungen folgten Versicherungen gegenseitiger Hochachtung in englisirtem Spanisch und einem „radebrechenem" Englisch, das Dem, an den es gerichtet war, spanisch genug vorgekommen sein mag. Der Spanier hatte einen Interpreten in der Gestalt einer Flasche köstlichen Rums bei sich, ein Getränk, das zum Schaden des Wohlbefundes der Armee, fast gar nicht im amerikanischen Lager zu finden war. Wo die Worte den Beiden fehlten, da stellte ein Trunk zur rechten Zeit sich ein — und die Worte fehlten sehr häufig! — — Dabei goß es unaufhörlich — platsch, platsch — vom Himmel herab.

Da bog mit schleichendem Schritt eine Bande zerlumpter Nigger, welche die amerikanischen Flinten und die gefallenen Spaniern geraubten Patronentaschen als kubanische Patrioten kennzeichneten, vom Felde auf die Hauptstraße ein, offenbar unter dem Schutze des wüsten Wetters auf einem Raubzuge begriffen.

Der spanische Offizier deutete verächtlich auf die Bande: „Canailla!"

„Yes," antwortete der Amerikaner, bei dessen Anblick die Kubaner, von panischer Furcht ergriffen, Reißaus nahmen. „Yes, und *für das da haben wir* uns einander todtgeschlagen!"

Und in den Armen lagen sich Beide und schworen sich ewige Freundschaft, und verfluchten diese miserable Räuberbande, die zwei so große Nationen, wie die amerikanische und spanische, auf einander gehetzt hatte!

Die Geschichte machte die Runde durch das ganze Lager und wurde nirgendwo mißbilligt.

* * *

Als am Tage der Kapitulation die entwaffneten spanischen Regimenter

Digitized by Google

ihre Bivouaks entlang der Straße von Santiago bezogen, vermochten weder die strengsten Verbote Shafter's, noch die überall postirten Wachen den Exodus amerikanischer Offiziere und Soldaten nach den spanischen Lagern zu verhindern. Unsere Leute drängten sich dazu, dem besiegten, aber tapferen Feinde Freundschaftsdienste zu erweisen.

Natürlich konnte der praktische Amerikaner sich nicht die Gelegenheit zu einem guten Geschäftchen entgehen lassen und manche Flasche des feinsten Bacadiri-Rum und unzählige von geringerer Qualität, von dem Spanier mit der ihm eigenen Generosität gegeben, gingen für einige Stückchen Hartbrod in amerikanischen Besitz über.

Als die Soldaten an jenem Abend in's amerikanische Lager heimkehrten, brachte fast jeder eine volle Flasche, ein (fast fremd gewordenes) Räuschlein und die feste Ueberzeugung mit, daß die Spanier die feinsten Kerle von der Welt und die Kubaner verdammte .... seien. Diese letztere Bezeichnung ist übrigens fast stereotyp für die Kubaner geworden.

Ich habe es mehr als ein Dutzend Mal von höheren Offizieren sagen hören, daß mit der Zeit die von der Armee nach den Ver. Staaten zurückgesandten Briefe einen gänzlichen Umschwung der öffentlichen Meinung in Amerika zur Folge haben müßten, der eine verhängnißvolle Wirkung für die Sache der „kubanischen Patrioten" haben dürfte.

* * *

Ein fernerer Beweis für die im Heere herrschende, den Spaniern günstige Gesinnung ist, daß seitdem Santiago genommen und unsere Soldaten mit den besiegten Kameraden am selben Tische in allen Cafés zu finden sind, nicht ein einziger Streitfall zwischen den Amerikanern und Spaniern bekannt geworden ist. Draußen auf den Hügeln, auf welchen das Gros der beiden feindlichen Armeen lagert, hat sich das Verhältniß womöglich noch günstiger gestaltet. Und damit ist General Shafter eine große Sorge abgenommen.

Es sind im Allgemeinen ruhige, ernste Männer, diese spanische Soldaten, die in ihren säuberlich gewaschenen Uniformen aus blauweiß gestreifter Leinewand einen guten Eindruck machen. Man war gezwungen, sie ohne Zelte, ohne jeden Schutz gegen Sonne oder Regen und Thau auf den Anhöhen links von der großen Straße nach Santiago kampiren zu lassen. Jedes Regiment bildet ein Viereck, in dessen Mitte die Offiziere, welchen man Säbel und Revolver belassen, lagern. Aus Ponchos und wollenen Decken haben sie dann inzwischen Schutzdächer gegen die Sonne und den nächtlichen Thau hergestellt und unser Kommissariat verabreicht ihnen dieselben Rationen, wie unseren Leuten. Der amerikanische Nachbar hilft mit allen möglichen kleinen Lager-Utensilien aus und empfängt dafür Hutkokarden und Uniformknöpfe, welch' letztere sein Schatz in den Staaten als Manschettenknöpfe tragen wird. Natürlich hat er dann diese Trophäen den von ihm getödteten Feinden abgenommen! Die spanischen Unteroffiziere verschachern auch ihre Machetas; doch ist die Nachfrage so groß, daß der Vorrath der Pfandhäuser in der Stadt aushelfen muß. Der Preis ist bereits auf von $5 bis $10 gestiegen.

So leben da oben auf den Höhen von Santiago friedlich neben einander zwei Armeen, die noch vor wenigen Tagen mit Feuer und Schwert auf das gegenseitige Verderben losarbeiteten.

* * *

Nordwestlich von Santiago in den Bergen haust eine dritte „Armee", d. h. eine Bande bewaffneter Strolche, unter dem Befehl von General Garcia, „unsere Verbündeten", die kubanischen Patrioten. Ein Volk in Wuth! Erbost, daß man ihnen nicht gestattet, in

Digitized by Google

Die Stadt Santiago de Cuba und ihre Befestigungen vor der Einnahme durch die Amerikaner.

„Kuba" einzudringen und ihr Müthchen an den ruhigen, ordnungsliebenden Bewohnern zu kühlen, wüthend darüber, daß man die gefangenen Spanier so glimpflich behandelt, sie füttert und sie sogar, ohne ihnen auch nur den kleinen Finger abzuschneiden, mit heiler Haut nach ihrem Vaterlande zurückschicken will.

Die Wälder hallen wider von den ohnmächtigen Wuthschreien dieser „idealen Freiheitshelden", und was zu uns herausdringt, zeigt schlimme Zeiten an.

Jüngst traf ich einen Amerikaner, der Garcia in seinem Lager besucht hatte.

„Und wie nimmt der Alte die Sachlage auf," fragte ich ihn.

„Well," antwortete der Amerikaner halb im Scherz, „he is thinking of starting a new revolution!"

Wenn auch die Stimmung noch nicht so gespannt ist, um diese Aeußerung ernst aufzunehmen, so steht es doch über allem Zweifel fest, daß die Amerikaner es nie über sich gewinnen würden, die Kubaner so friedlich neben sich zu dulden, wie jetzt die Spanier.

---

12. Juli. General Toral verweigert abermals die Uebergabe von Santiago. — Das spanische Kabinett resignirt. — Von der Insel Jamaica aus versorgen englische Blokadebrecher die Spanier auf Cuba mit Lebensmitteln.

13. Juli. Ein weiterer Waffenstillstand bei Santiago bis zum 14. Juli wird vereinbart.

14. Juli. General Toral übergiebt Santiago nebst Garnison und den ganzen Distrikt von Santiago. — Die Gesammtverluste der Amerikaner vor Santiago betragen 1914 Mann. — Der Insurgentenführer Gomez wird durch eine gelungene Expedition mit Waffen und Proviant versorgt.

15. Juli. Der Kapitulationsvertrag wird von den beiderseitigen Generälen unterzeichnet.

17. Juli. Die Flagge der Vereinigten Staaten wird auf den öffentlichen Gebäuden von Santiago gehißt. — Die Stadt Ceimara auf Cuba und die Garnison übergeben sich den Amerikanern. — Camara's „Philippinen"-Geschwader trifft wieder in Spanien ein.

8. Juli. Präsident McKinley erläßt die erste Cuba-Proklamation.

19. Juli. Zwischen den amerikanischen Truppen vor Santiago und den Insurgenten wird das Verhältniß ein gespanntes.

20. Juli. Zum Gouverneur von Santiago wird Oberst Wood von den Rough Riders ernannt.

21. Juli. Mit einer Invasionsarmee fährt General Miles von Guantanamo nach Porto Rico ab. — Der vor Santiago liegende Insurgenten-General Garcia resignirt und zieht seine Streitkräfte zurück. — Die spanische Dampferlinie „Compania Transatlantica Espanola" erhält den Kontrakt für Beförderung der spanischen Soldaten nach ihrer Heimath. — Die permanente Okkupation Porto Rico's wird als die Politik der Administration angekündigt. — Aguinaldo ernennt sein Kabinett. — Dem spanischen Kabinett geht die Erklärung des Generalkapitäns Blanco zu, daß er die Uebergabe Santiago's nicht autorisirt habe.

22. Juli. Amerikanische Kriegsschiffe bombardiren Rize an der Nordküste Cuba's; dabei wird das spanische Kanonenboot „Jorge Juan" in den Grund gebohrt und schließlich der Hafen genommen, der als weitere Operationsbasis in Cuba dienen soll.

Digitized by Google

Weltgeschichte — Weltgericht.

Die politische und sociale Entwicklung Santiago's bis zum tiefen Fall. — Die Verhältnisse vor und während der Revolution und die Geschehnisse vor und nach der Kapitulation. — Spanier, eingeborene Patrizier und „gelbe Kubaner". — Rassenhaß und Stammeseifersucht. — Spanische Korruption hat Cervera und dessen Flotte in den Untergang getrieben. — Erfolglose Bombardements. — Mit dem Hunger und der Noth tritt der Würger Tod auf.

Santiago de Cuba, 28. Juli 1898.

Terassenförmig steigt das Konglomerat von seltsamen niedrigen Häusern, das Santiago de Cuba heißt, von einer Buchtung in dem Hafen bis zu einer Höhe von etwa 300 Fuß empor. In jeder Beziehung mittelalterlich, wie ihre Erbauer, unmodern, wie ihre Bewohner, muthete die Stadt uns, Eindringlinge aus einem Lande, in welchem die Zeit kaum Zeit hat, mit dem Fortschritte gleichen Schritt zu halten, gar fremd an.

Von Weitem, besonders wenn man ihrer zuerst von der Einfahrt in den Hafen ansichtig wird, glaubt man den bunten Inhalt einer Spielwaaren-Schachtel vor sich aufgebaut zu sehen; jedes Haus erglänzt in hellen Farben, unter welchen weiß und blau dominiren; doch auch grün, gelb und lila finden sich nicht selten. Kommt man näher, so erblassen diese hellen scharfen Farben, Schmutz und Verfall verwischen den anfangs freundlichen Eindruck, den der Beschauer empfangen hat. Unten am Hafen drängelt sich eine Masse fauler und fleißiger, gaffender und feilschender Menschheit, die in mehr oder weniger schmutziges Weiß gekleidet und in ihrem Aeußeren ebenso natürlich in diese von grellem Sonnenlicht beleuchteten graublauen Häuserreihen paßt, wie der grüne Laubfrosch in das Laubdach der Linde.

Lange Reihen von magazinartigen Häusern, meist einstöckig, dehnen sich entlang des Hafens aus, der dem Seehandel — in diesem Lande — überraschend große Vortheile in zwei wundervoll geräumigen und starken Docks und dazu gehörigen Lagerräumen bietet. Ueber diesen Hafen, über das ganze wunderbare Panorama, das ihn umschließt, ist sicherlich schon so viel gesagt worden, daß ich mir hier eine Beschreibung, die Seiten füllen müßte, schenken kann. Die Anlage der Stadt deutet eher auf einen im Großen ausgeführten Plan, als auf ein allmäliges Heranwachsen hin. Die Straßen sind in Vierecke ausgelegt, die es an Regelmäßigkeit mit den des nördlichen New York's aufnehmen. Bei der unebenen Bodenbeschaffenheit mag das unendliche Schwierigkeiten gehabt haben. Die Steigung der Straßen beginnt dicht am Hafen, und von hier aus führen sie fast alle in gerader Linie den Hügel hinauf. Eng sind die Fahrwege, die Bürgersteige häufig so schmal, daß nur ein dünner kleiner Kubaner sich ihrer bedienen kann; wir Eindringlinge vom Norden nehmen gewöhnlich die ganze Breite des Fahrweges ein. Aber freilich, diese Bürgersteige sind eigentlich nur die mit Steinen bedeckten Kloaken oder Abzugskanäle der Stadt.

Man hat so viel von den schmutzigen Straßen Santiago's gefaselt, daß mich ihr Anblick geradezu angenehm enttäuscht hat. Ich habe alle Stadttheile gesehen, von den Quartieren alter catalonischer Handels-Patrizier bis zur Palmhütten-Ansiedlung der Reconcentrados, aber nirgends konnte ich auch nur annähernd so viel Unrath und Abfall entdecken, als in irgend einer Straße zwischen der Bowery und Clinton Str. in New York. Es sind also nicht die Straßen und die sie durchfließenden Abzugskanäle als die Erzeuger der vielerlei Seuchen zu betrachten, als

Digitized by Google

vielmehr der Ort, an welchem sich all' der Unrath einer Stadt von 50,000 Einwohnern seit vierhundert Jahren ungestört angesammelt hat, die Bai von Santiago! Ich bin über diese Bai in meiner Beschreibung gerne hinweggeeilt, denn noch dreht mir der bloße Gedanke jener mephitischen Düfte den Magen um, die sich bei jeder Drehung einer Schiffsschraube, bei jedem Klatsch auf's Wasser, besonders aber beim Lichten der Anker jener dicken schleimigen Brühe entringe, auf der große Fettaugen und verwester Körper schwimmen, wie die Klösschen in einem Riesen-Teller „recht kräftiger" Suppe.

* * *

Doch kehren wir in jene angenehmeren, höher gelegenen Stadttheile in der Nähe der Kathedrale zurück, in welcher das Weißblau der Häuser so frisch ist, wie der kühle Hauch, der Einem aus den vergitterten, aber glaslosen Fenstern entgegenweht. Hier wohnen, oder wohnten doch, die Herren von Kuba, die Spanier und ihre Abkömmlinge. Die Männer, die vor zwei, drei und vierhundert Jahren diese Häuser bauten, diese drei Fuß dicken Wände und gewölbten Decken errichteten, die jeden Sonnenstrahles Tod sind, müssen einer kräftigen energischen Rasse angehört haben. Ein Element von Solidität ist in diesen Häusern verkörpert, oder besser gesagt versteinert, das Wände zu Gunsten der alten spanischen Kolonisation spricht. Nur wenig, wenn nicht durch die Größe, sticht das Haus des Reichen von dem des Armen ab, insofern das Aeußere in Betracht kommt; derselbe mehr oder weniger frischgestrichene weißblaue, niedrige Bau mit einer geräumigen Veranda, die wie das Haus von einem schweren Ziegeldach gegen die Sonne geschützt ist; dieselben hohen vergitterten Fenster, dieselben schweren eisenbeschlagenen Thüren, durch welche häufig nur eine kleine Pforte (ein Thürchen in der Thüre) den Eingang gestattet.

Eine große, kühle Halle, meistens mit Familienbildern geschmückt, empfängt den Besucher im Hause des Patriziers. Sie dient häufig auch als Speisesaal. Rechts und links davon befinden sich zwei Parlors, gewöhnlich mit alten schweren Mahagony- und leder-gepolsterten Möbeln ausgestattet. Eine innere Veranda verbindet diese Räumlichkeiten mit allen anderen sich im Viereck um den Hof gruppirenden Zimmern der Familie, in dem nicht selten ein Springbrunnen unter mächtigen tropischen Blattpflanzen plätschert. Die Dachgärten auf den der Straße entferntest gelegenen Theilen des Hauses weisen einen Blumenreichthum auf, der uns Nordländern geradezu fabelhaft erscheint. Durch das Ganze zieht ein Hauch von finsterer Kühle, der fast im diretten Widerspruche mit dem feurigen Wesen des stolzen Spaniers und seiner schwarzäugigen Senora zu stehen scheint, die ehemals — vor Hunderten von Jahren — hier hausten.

Hier hat sie ihr Leben verträumt und vertändelt, hier hat er geruht, wenn er müde von seiner Hacienda, seinen Plantagen oder auch vom Kampfe mit Buccaneeren und anderem Gesindel heimkehrte. Generationen gingen und Generationen kamen, aber das Haus blieb das alte, vornehme. Von den Bewohnern kann ein Gleiches nicht gesagt werden. Nicht länger kümmerte sich der „Senor" um seine Kaffeeplantagen, seine Zuckerfelder, dafür hatte er sein Faktotum, das den Aufseher spielte, seine Sklaven, die mit leichter Mühe dem fruchtbarsten Boden der Welt immer und immer wieder neue Reichthümer abgewannen. Der Senor praßte in Paris oder Madrid, oder blieb daheim in dem finsteren, kühlen Haus, wo es sich so schön träumen läßt, und spielte seiner Senora oder Senorita süße, schwermüthige Weisen vor und führte ein „gentleman-like", beschauliches, aber wenig thätiges Leben. Und Senorita machte Toiette für den Kirchgang, Toilette für das Diner und Toilette für den Abend, — das arme,

Digitized by Google

vielgeplagte Geschöpf, und manchmal verstieg sie sich gar zu einer Fahrt nach der Allee am Hafen, aber das war schon „à la new woman" und verpönt.

Und so zeugten sie Generation auf Generation ein immer zahmeres, zimperlicheres, zierlicheres Geschlecht, das farblos von Gesicht, weder besonders gut noch wirklich schlecht von Charakter ist. Das ist der heutige Kubaner der besseren, vielleicht noch unverfälschten weißen Rasse. Die gröberen, energischeren, ehrlicheren Züge, wie man sie an dem spanischen Offizier und Soldaten hier beobachten kann, findet man in den verweichlichten, aber edlen Gesichtern der weißen Kubaner nicht wieder.

Der kubanische Pöbel und selbst der Mittelstand ist fast vollständig mit Negerblut zersetzt, das sich in mehr oder weniger dunklen Tinten offenbart. Die Jungen sympathisiren mit dem Negergesindel, das sich die kubanische Armee nennt, die Aelteren, besonders wenn sie etwas zu verlieren haben, sind auf Seite der Spanier. Unter dieser Klasse ist die Ehe fast vollkommen durch das Konkubinat verdrängt, ein Umstand, der das Familienleben übrigens wenig zu beeinträchtigen scheint. Von diesem „gelben Kubaner", wie er wegen der am häufigsten zu findenden Hautfarbe genannt wird, gilt, was ich von dem Patrizier sagte, er ist weder sehr schlecht noch gut; er betrügt nur selten, denn er besitzt wenig oder gar keinen Geschäftssinn; er mordet Niemanden, denn er ist feige; er ist anspruchslos, denn er ist ohne Energie.

Er ist Fuhrmann und mißhandelt seine armen kleinen Pferde unbarmherzig; er ist Tagelöhner an den Werften und schleppt die schwersten Lasten, ohne zu murren; er ist Bettler und kultivirt Elephantiasis, um Mitleid zu erregen; er ist Vagabund und lebt von Mangos, die ihm in den Mund wachsen.

Zwischen diesen beiden Klassen und theilweise über ihnen steht der eingewanderte Spanier und die wenigen andern Ausländer. Die Mehrzahl derselben haben wir bereits als Soldaten kennen und achten gelernt. Der Beamtenstand ist aber nicht durchweg spanisch. Der Umstand, daß es vielen Spaniern aus geringen Stellungen gelungen ist, sich schnell zu bedeutenden Positionen in gesellschaftlichen und politischen Kreisen aufzuschwingen, hat unter den Kubanern viel Aerger und Eifersucht erregt. Zur Zeit der Einnahme Santiagos war übrigens der Bürgermeister ein Kubaner; er ist noch jetzt im Amte.

Fast alle Läden- und Restaurant-Besitzer und die meisten Handwerker sind gleichfalls spanisch. Von allen großen Handlungshäusern befindet sich nur eines in kubanischen Händen, und die Chefs desselben sympathisirten mit den Spaniern. Soweit also die Stadt Santiago in Betracht kommt — und in allen größeren Orten dieser Provinz ist das Verhältniß dasselbe — dominirte spanischer Einfluß absolut und, wie man nach dem Vorhergesagten zugeben muß, mit vollem Rechte. Stadt und Land wären unter der Herrschaft der eingeborenen Elemente längst verlottert und verludert, wäre von Spanien aus nicht immer frisches Blut in die alte Kolonie infusirt worden.

* * *

Als vor etwa drei Jahren der Major a. D. der spanischen Armee, Maximo Gomez, mit fünf Gesinnungs-Genossen von Hayti in der Provinz Santiago landete, und sein Evangelium von der Befreiung Kuba's zum zweiten Male in den Bergen der Sierra Cobre verkündete, fand er nur wenig willig Gehör bei den Farbigen. Bei den Weißen wies man ihn direkt ab. Die erste Revolution, resp. der zehnjährige Krieg, hatten zur Abschaffung der Sklaverei geführt und den Wohlstand der alten Familien bedeutend reduzirt. Die schönen Kaffeplantagen auf den Hügeln hinter Santiago verwilderten immer mehr und Unkraut überwucherte das Zuckerrohr

Digitized by Google

in den Feldern. Der ehemalige Sklave, der diesen fruchtbaren Boden bebaut und gesäubert hatte, lebte von Kokosnüssen und Mangos, die ihm nur die Mühe des Abpflückens kosteten. Noch eine Revolution, und das einst so blühende Land war ruinirt.

Aber wie der Spanier in dem gegenwärtigen Kriege mit den Amerikanern, so war er immer — auf der Defensive! Er beschränkte sich darauf, das Uebel der Revolution, wo es sich ihm unangenehm aufdrängte, abzuwehren, ohne einen ernstlichen Versuch zur Austilgung desselben zu machen. So kam es, daß Gomez mit einer kleinen Bande von schwarzen Strolchen sengend und brennend durch die Pflanzungen ziehen und sich zum Herrn der Berge machen konnte, ohne daß die Spanier und die besitzenden Klassen unter den Kubanern ihn hinderten. Da waren die spanischen Forts und die Blockhäuser und die befestigten Städte. Gomez sollte sich 'mal an die heranwagen! Die tapferen Spanier wollten ihm schon das Revolution-Machen vertreiben! Aber Gomez war schlau und blieb in seinen Bergen, wo er im dichten Laubdach der Bäume versteckt den einsamen Wanderer unversehens niederknallen konnte. Das freie Räuberleben, das seine Leute führten, lockte natürlich fortwährend mehr Gesindel an, und so wuchs sein Anhang nach und nach bis auf 200 Mann, lauter Nigger, an. Dann kam, ein Jahr später, Calixto Garcia von New York, und ihm vertraute Gomez die Sache der Revolution in Santiago de Cuba an, während er selbst nach Santa Clara ging und seinen besten General, den Neger Maceo, auf den berühmten Zug von Santiago, quer durch die ganze Insel, bis Kap Antonio an der Westspitze von Pinar del Rio, ausschickte.

General Garcia, wie er sich nannte, dem der Ruf eines kubanischen Patrioten aus dem zehnjährigen Kriege vorausging, gelang es, einige Weiße für die Sache der Revolution zu interessiren, Leute, deren Felder und Plantagen Gomez zerstört hatte, die ohne Einkommen waren, aber nominell hoch auf der Steuerliste der Spanier standen. Man glaube nicht etwa, die spanische Regierung hätte diesen verarmten Grundbesitzern Haus und Hof über den Kopf weg verkauft, um die rückständigen Steuern einzutreiben.

„Nein, oh nein," entgegnete mir ein Kubaner, der sich in diesem Falle befand, als er der Revolutions-Partei beitrat, „ich bezahlte eben nichts!"

„Und, gesetzt den Fall, Sie hätten Ihr Eigenthum verkaufen können?"

„Dann würde mein Advokat ganz einfach einen Kompromiß mit der spanischen Regierung betreffs der rückständigen Steuern abgeschlossen haben."

„Aber weshalb traten Sie der Revolutions-Partei bei, weshalb bekämpften Sie Spanien, wenn Sie sich nicht bedrückt fühlen?"

„Weil die Spanier gottverdammte Schwein . . . . . sind, die die Kubaner hassen und verachten!"

Das war der Beweggrund, den ein Sprößling einer vornehmen Patrizierfamilie für seinen Abfall von der Regierung angab. Daß der Spanier den Kubaner, in dem er eine Karrikatur aller seiner eigenen Lächerlichkeiten und Fehler sieht, haßt und verachtet, ist freilich nicht unwahr.

Der Neger und der gelbe Kubaner können nicht einmal den oben angeführten Grund für ihre Revolte angeben, denn der weiße Kubaner verachtet sie nicht minder als der Spanier.

Am Tage nach der Uebergabe der Stadt kam ich mit Herrn Thomas R. Dawley, dessen in „Harper's Weekly" erschienene Artikel über dieses Thema seiner Zeit nicht wenig Aufsehen erregten, des Weges von Caney, wo wir ganzen Schaaren von „kubanischen Soldaten" begegneten, welchen an den Thoren von Santiago der Eingang verweigert worden war.

Dawley, der vorzüglich spanisch spricht, wollte mir beweisen, wie sehr er mit seiner Agitation gegen die Kubaner

Digitized by Google

im Rechte war, und begann zu diesem Zwecke jeden intelligent erscheinenden Kubaner einem Verhör in hier folgendem Style zu unterwerfen:

„Woher hast Du diese Macheta, Mambi?" (Mambi—Mambesi, spanischer Schimpfname für den kubanischen Soldaten.)

„Ich habe sie einem Spanier abgenommen."

„Der Spanier war natürlich todt?"

„Jawohl, Señor!"

„Na, natürlich, denn an einen lebendigen Spanier hättest Du, feiger Lump, Dich nicht herangetraut. Sage mir, weshalb hast Du Dich den Mambesi angeschlossen?"

Der verdutzte Kubaner schüttelt den Kopf, er weiß es nicht.

„Hast Du Steuern bezahlen müssen?"

„Nein!"

„Bist Du sonstwie unterdrückt worden?"

„Nein!"

„Haben die Spanier Dir oder Deiner Familie je etwas zu Leide gethan?"

„Nein!"

„Well, zum Teufel, weshalb hast Du Dich denn der Armee zugesellt?"

„Weil General Garcia es verlangt und alle Anderen ihm folgten."

Aehnliche Antworten empfingen wir von mehr als 25 kubanischen Freiheitshelden, darunter Offizieren bis zum Majors-Rang.

So wuchs denn die Rebellion oder Räuberbande Garcias ungestört in den Bergen und fiel brandschatzend und mordend über die reichen Pflanzungen her, bis Nichts mehr zu verwüsten, Nichts mehr umzubringen und Alles, was nicht mitmachen wollte, in die Städte und Garnisonen zurückgedrängt war. Auch jetzt noch beschränkte sich der Spanier auf die Defensive. Er verschanzte sich hinter seinen Bollwerken und rief es in die Welt hinaus: Laßt sie doch mal herankommen, die Kanaille!"

Die Herausforderung verhallte nicht ungehört — wer aber kam, das waren die Amerikaner!

* * *

Erst mit der Ankunft von Cervera's Flotte im Hafen von Santiago de Cuba begann es den Bewohnern zu dämmern, daß es wirklich ernst mit dem Kriege sei. Schon war es fast zu spät, um Proviant für eine etwaige Belagerung aus den nächstgelegenen Hafenorten herbei zu schaffen, wäre ein Kubaner oder Spanier überhaupt auf diese Idee gekommen. Eine der wenigen, die mit mehr Vorbedacht handelten, war das Haus Schumann & Co., deutsches Konsulat in Santiago. Herr Hermann Michaelsen, das einzige in der Stadt befindliche Mitglied der Firma und stellvertretender deutscher Konsul, kaufte nicht weniger als 14,000 Sack Reis, eine große Quantität Mehl, Zucker und Kaffee etc. und nur dem weitsichtigen kaufmännischen Genie dieses Mannes scheinen sowohl Armee, als Einwohner es zu danken zu haben, wenn sie nicht lange vor der Zeit aus Mangel an Lebensmitteln kapituliren mußten.

Die Flotte Cervera's warf Anker im Hafen von Santiago — sie hatte die Stadt aus Mangel an Kohlen aufgesucht und mit Mühe und Noth erreicht — und die Bewohner waren glücklich. Sie wollten den Seeleuten Feste und Bankette geben, denn von ihnen erwarteten sie die Rettung der Stadt. Die guten Leute wußten nicht, wie schlecht es um diese Flotte bestellt war, die spanische Politiker nach den Canarischen Inseln geschickt, nur um den Quälgeist Cervera, der Waffen und Munition verlangte, los zu werden. Das arme Volk von Spanien hatte für diese Kanonen und diese Bomben bezahlt, Jemand in Madrid hatte das Geld in der Tasche, deshalb schickte man Cervera nach den Canarischen Inseln. Dort sollte er Lebensmittel, Geschütze und Munition vorfinden.

Er fand sie nicht! Eine Rückkehr nach Spanien hätte ein ruhmloses Ende sei-

Digitized by Google

ner glänzenden Laufbahn bedeutet, deshalb ging er dem schlechten Freund, dem Feind zum Trotz auf die berühmt gewordene Fahrt nach Amerika aus, die schließlich in Santiago endete. Er schlug die Feste aus, denn, so erklärte er Vertrauten, das Ende seiner Flotte sei bereits besiegelt. Trotzdem gelang es, um der Bürgerschaft den wahren Zustand der Flotte zu verheimlichen, ihn zu bewegen, einem ihm zu Ehren veranstalteten Bankette beizuwohnen. Das war das letzte Fest, das in Santiago gefeiert wurde.

* * *

Mit dem Tage, da Schley's Schiffe vor Morro-Castle erschienen, war die Stadt von aller Welt abgeschlossen und nur noch durch ein Kabel mit Havana verbunden. Dieses Kabel, was immer auch die amerikanische Presse darüber gesagt haben mag, wurde nie zerstört. Die Stadt war thatsächlich auf die, wie gesagt, sehr geringen Vorräthe der Läden und Magazine angewiesen, und Hunger war bald ein stetiger Gast in den Häusern der Aermeren. Aus dem Lande kam absolut nichts in die Stadt, denn die reiche Bodenkultur, selbst in nächster Nachbarschaft, war, wie erwähnt, seit fast zwei Jahren gänzlich ruinirt. Nur bei Caney baute man noch Gemüse, und ab und zu kam eine Karre mit Früchten, die man in den Wäldern gesammelt, in die Stadt, aber der Preis für diese Delikatessen war schier unerschwinglich. Kartoffeln kosteten schon mehr als $20 das Barrel, für einen Sack Mehl bezahlte man bis zu $50 und ein Laib Brod kostete von $5 bis $8. Die Preise für andere Lebensmittel stellten sich im selben Verhältniß.

Hier wieder sehe ich mich, auf die Gefahr hin, der Parteilichkeit geziehen zu werden, veranlaßt, die großen Verdienste des einzigen deutschen Hauses resp. seines Vertreters und Mit-Eigenthümers, Herrn Michaelsen, hervorzuheben. Dieser hatte seit dem Beginn der Revolution eine Cosina Economica (Volksküche) etablirt, wo vorzügliche Mahlzeiten für 5 Cents verabreicht wurden. Anfänglich wurde diese Küche mit Subskriptionen erhalten, doch gegen das Ende der Belagerung konnten weder die Patrone ihre Subskriptionen noch die Gäste der Küche ihren Obolus von 5 Cents bezahlen, und so kam es, daß Herr Michaelsen die Küche aus seinen eigenen Vorräthen weiter erhielt und Mahlzeiten an 2500 Personen per Tag unentgeltlich austheilte. Als schon das Brod $8 per Laib kostete und selbst die Reichen sich diesen Genuß nur in beschränktem Maße gestatten konnten, erhielt noch jeder Arme mit jeder Mahlzeit sein Brödchen, das allerdings immer kleiner und kleiner wurde.

* * *

Dazu kam dann der Schrecken des Bombardements seitens der amerikanischen Flotte. Das dauerte freilich nicht lange, nachdem man die Wirkungslosigkeit dieser Kanonaden erfahren. Die Leute begannen sehr bald das, was sie von dem Krieg sahen, als ein großartiges, sehenswerthes Spektakelstück aufzufassen. Viele wagten sich bis in die Nachbarschaft von Morro Castle heraus, wo sie von den Vorgebirgen aus die Operationen der amerikanischen Flotte während der schärfsten Kanonade ungestraft beobachten konnten. Der Kapitän, der die Batterien von Morro Castle befehligte, erzählte mir, daß sie zwei alte Kanonen von 1750 dort oben hatten. Um diese zu laden, mußte ein Mann an einen Strick festgebunden und über den Felsenvorsprung hinausgelassen werden. Die Geschütze mußten nämlich von vorne gepfropft werden und konnten thatsächlich nur wenig Schaden thun; aber beim Losfeuern verursachten sie einen so höllischen Lärm, daß sie auf der einen Seite die Bürgerschaft in das Gefühl der Sicherheit wiegten, auf der anderen Seite die Amerikaner über die Stärke der spanischen Vertheidigungs-Geschütze sehr erfolgreich täuschten. In wiefern er damit recht hatte, weiß ich nicht, Thatsache

Digitized by Google

ist, daß man die beiden alten Kanonen dort oben nach der Kapitulation wirklich vorfand; außer diesen nur noch zwei fünfzöllige Hotchkiß-Kanonen!

Herr Michaelsen erzählte mir, daß er und seine Freunde auf der Veranda des in die Bai hinausgebauten Klubhauses „Nautico" saßen und von hier aus das Bombardement der amerikanischen Flotte beobachteten. Hunderte von schweren Geschossen fuhren mit einem entsetzlichen Getöse rechts und links von den spanischen Schiffen in die Bai, kein einziges traf. Ein elf oder zwölfzölliges Geschoß fiel auf den „Paseo Michaelsen", die Promenade dicht vor dem deutschen Konsulat, nieder, wühlte ein tiefes Loch in den Boden und rollte dann in den Rinnstein. Es lag noch da, als ich den Konsul besuchte. Nächsten Tages schleppten der Ingenieur und drei Feuerleute des Transportschiffes „Laura" die Bombe als Andenken an Santiago fort. Kaum eine der amerikanischen Bomben, die während der verschiedenen Bombardements in Santiago hinein gefallen waren und mir später zu Gesicht kamen, war explodirt. Der deutsche Konsul erzählte mir, daß eine explodirt sei, aber nur ein kleines Mädchen leicht verletzt habe. Eine Bombe fiel in ein Lagerhaus der einzigen kubanischen Firma von Bedeutung, riß ein Stück des Daches herab und begrub sich in einem etwa fünf Yards messenden, selbstgewühlten Loche.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß sich, sobald ein Bombardement begann, die ganze Einwohnerschaft, Männer, Frauen und Kinder, auf den Dächern versammelte, um das Schauspiel mit anzusehen, das man wie eine angenehme Abwechselung in der täglichen Misere der belagerten Stadt zu betrachten begann.

* * *

So kam der erste Juli heran, der Tag des Angriffs der Invasions-Armee auf Santiago de Cuba. Die Bewohner der Stadt waren zum größten Theil sehr schlecht oder gar nicht über die Ereignisse in Baiquiri, Siboney und auf der Straße nach Santiago unterrichtet. Die Zeitungen, die in den letzten Tagen nur in ganz kleinem Format erschienen waren, hatten kurz vor dem 1. Juli die Publikation gänzlich eingestellt, denn das Papier war ihnen ausgegangen. Ihre Nachrichten waren dürftig genug gewesen; aber viel besser waren, wie sich jetzt zur Evidenz herausstellte, selbst die spanischen Heerführer nicht unterrichtet.

General Linares war am 1. Juli verwundet worden, und General Toral hatte an seiner Stelle den Oberbefehl der Truppen des militärischen Bezirks von Santiago übernommen.

Toral kam entweder zu spät, oder er war eben so schlecht, wie sein Vorgänger, über unsere Bewegungen unterrichtet, sonst müßte er die vielen Blößen, die wir uns gaben, ganz anders ausgenützt haben.

Ich gehe über die militärischen Ereignisse der folgenden Tage, die zur Genüge erörtert worden sind, hinweg, um auf das Verhalten der Bürgerschaft zu kommen. Glaubwürdige Leute versicherten mir, daß man während des dreitägigen Kampfes auch nicht die geringste Sorge vor einer Einnahme der Stadt hegte. Es ist wahr, daß am 28. oder 29. Juni viele prominente und gut situirte Spanier, Kubaner und Fremde auf einem britischen und österreichischen Dampfer die Stadt verließen, jedoch mehr, um den Strapazen der Belagerung zu entgehen, als aus Furcht vor dem Feinde.

Man hielt Santiago eben für uneinnehmbar! Die militärische Obrigkeit hatte die Bürger versichert, daß von Manzanillo her 5000 spanische Truppen erwartet würden, die dem Feinde in den Rücken fallen und ihn von seiner Zufuhr abschneiden sollten. Die Besatzung der Stadt und die Hülfstruppen, so wurde versichert, würden die Amerikaner, die in dem einzigen engen Wege sich weder vorwärts noch rück-

Digitized by Google

wärts bewegen könnten, einfach erdrücken.

Das war gut ausgedacht, und die Folgen, wenn dieser Plan zur Ausführung gekommen wäre, sind so klar, daß ich mich darüber nicht zu verbreiten brauche. Warum es anders kam, ist schwer zu sagen.

Aber es kam anders. In schneller Reihenfolge spielten sich die nächsten, bereits zur Genüge geschilderten Ereignisse ab: Der Ausfall und Untergang von Cervera's Flotte am Morgen des 3., die Ankunft der erwarteten 5000 Hülfstruppen von Manzanillo und die Ablehnung der Aufforderung zur Kapitulation am 4., die Auswanderung der Bevölkerung Santiago's nach Caney und anderen benachbarten Ortschaften am 5. Juli.

Nicht die Furcht vor „den eisernen Dingern, die so schreckliches Geräusch machen und so wenig Schaden thun," hatte die Einwohner aus ihren Häusern vertrieben, wie mir eine kubanische Dame versicherte, sondern die Angst vor einer mysteriösen amerikanischen Erfindung, die die Stadt in weniger als zwei Stunden in Brand setzen würde.

* * *

Die Kapitulation resp. der Einzug der Amerikaner erfolgte am 17. Juli. Schon am Abend desselben Tages begann die Rückwanderung in die Stadt. Die zwölf mageren Tage seien vorüber, so dachten die guten Santiagoer, und freuten sich auf die Blechbüchsen der rothen Kreuz-Gesellschaft, voll würzigen Corned Beefs und eingemachter Früchte.

Die größten Gauner und Halunken waren natürlich die ersten, die die Stadt erreichten, und sie fanden die Thüren der reichen Nachbarn unversehrt; die Spanier hatten das Eigenthum der Einwohner geachtet. Hunderte von Häusern wurden in der Nacht vom 17. auf den 18. Juli von den eigenen Nachbarn geplündert. Hühner, die der Kubaner so gerne ißt, Kühe und Schweine wurden geraubt. Die Kleider reicher Kaufleute und spanischer Beamten konnte der nächste beste Karrenführer von den Dieben für wenige Pesetas kaufen; unser Stubenmädchen trug die feinen Spitzenkleider einer vornehmen Senorita, das Geschenk eines schwarzen Strolches an seinen Schatz.

Die bessere Klasse der Einwohner, die mehr unter dem langwierigen Exil und seinen ungewohnten Strapazen gelitten hatte, kam erst spät am Abend in ihre theilweise ausgeraubten Häuser zurück. Die Art und Weise, wie sich die Räuber Zutritt verschafft, und die Natur der geraubten Dinge überzeugte sie sofort, daß, wie spätere Untersuchungen in der That ergaben, nicht die spanischen Soldaten, sondern Personen, die mit ihrer Häuslichkeit vertraut waren, die Einbrüche verübt hatten.

In Herrn Michaelsen's Lagerhäusern sowohl als seiner Wohnung befand sich Alles vollkommen unberührt. Sein Vorrath von 8000 Sack Reis, sein Mehl und die $5000, die er noch in seinem Geldschrank zurückgelassen hatte, nachdem er Tage vorher Hunderttausende nach Jamaica in Sicherheit gebracht, waren noch da. Viele andere große Geschäftshäuser erfreuten sich desselben Glückes. Privathäuser und kleinere Läden allein hatten die Habgier der Räuber gereizt.

* * *

Volle drei Tage lang dauerte die Rückwanderung der 35,000 Santiagoer, die sich vor dem „mysteriösen amerikanischen Feuer" geflüchtet hatten; ein unendlicher Zug von weiß gekleideten Männern und Frauen auf den merkwürdigsten Fuhrwerken bedeckte die Landstraße. Kranke, ja Sterbende und Todte wurden in diesem Zuge mitgeführt.

In Santiago fanden die Leute freilich die lang ersehnten Betten wieder, aber ihren Hunger stillte Niemand. In den Läden gab es noch Sardinen und Sardellen und präservirte Austern und Jelly; Brod und Fleisch gab es nicht. Nicht einmal Reis, denn Konsul Mi-

Digitized by Google

Cubaner während der Schlacht von San Juan bei Santiago.

Digitized by Google

chaelsen, dessen zahlreiche Interessen ihn fortwährend im „Palast" beschäftigten, hatte noch keine Zeit gefunden, seine Lagerhäuser zu öffnen. Die feinsten spanischen und französischen Weine füllten die Keller der Cafés und Restaurants, aber Milch und Kartoffeln hatten sie nicht zu verkaufen.

Und die Hungrigen hungerten weiter und die Kranken wurden noch kränker. Das Kommissariat der Armee b hatte alle Hände voll zu thun, um die eigenen 20,000 und mehr Leute, 10,000 bis 15,000 Spanier und 5000 Kubaner zu füttern; da blieb für die darbenden Einwohner von Santiago de Cuba beim besten Willen Nichts übrig.

Aber Hilfe in der Noth war schon da — zu einem wirkungsvollen Wohlthun fehlte nur die nöthige Maschine. Der Rothe Kreuz-Gesellschaft unter Clara Barton und Herrn Elwell gebührt jedenfalls das höchste Lob für die sofort entwickelte segensreiche Thätigkeit, und was sonst immer dieser Gesellschaft für Fehler vorgeworfen werden mögen, um Santiago's Willen sei ihr Alles vergeben!

Der praktische Amerikaner in Herrn Elwell kam bald auf die Idee, sich der einheimischen, bereits bestehenden Wohlthätigkeits-Institute zur Vertheilung von Lebensmitteln und Kleidungsstücken zu bedienen, und hier kam wieder an erster Stelle die „Cosina Economica" des Herrn Michaelsen in Frage. Michaelsen und Mason, der englische Vice-Konsul, nahmen sich der Sache persönlich an, und schon am dritten Tage nach dem Einzuge der Amerikaner brauchte kein Santiagoer mehr hungrig zu Bette zu gehen. Daß trotzdem Viele, besonders von der besseren Klasse, weiter darbten, ließ sich absolut nicht ändern, denn erst am 27. Juli war das Samariterwerk soweit gediehen, um der Gesellschaft das Oeffnen von Stationen zu gestatten, wo die „verschämten Hungrigen" kaufen konnten.

Dreihundert kubanische Arbeiter und Karrenführer waren acht Tage lang mit der Entladung und dem Transport der Lebensmittel von dem Rothe Kreuz-Schiff „Texas" beschäftigt gewesen. Sie wurden mit „Rationen" für die Arbeit bezahlt, und von ihrem Ueberfluß war freilich schon Manches in die Läden zum Verkauf gelangt, immerhin aber zu wenig, um den Bedarf auch nur annähernd zu decken. Der Mangel an Baargeld thut ein Uebriges, um die Regulirung der Verhältnisse zu erschweren. Die meisten bemittelten Leute haben ihr Geld nach Jamaica, Spanien oder den Ver. Staaten in Sicherheit gebracht und können jetzt nicht „dran kommen." Zwar entschädigen sich die Ladenbesitzer dadurch, daß sie den Amerikanern extra hohe Preise anrechnen und sie beim Wechseln ihrer Fünfdollarscheine in spanische Pesos gehörig über's Ohr hauen, doch sind auch Beispiele bekannt geworden, nach welchen sie selbst von den Eroberern „beschummelt" wurden. So kam ein New Yorker Genie, der Name ist unbekannt, auf die originelle Idee, seine Sammlung von konföderirtem Papiergelde den arglosen Spaniern für gute amerikanische Dollars aufzubinden. Das gelang ihm so gut, daß er spanische Waaren und spanische Pesos im Betrage von über $100 eingetauscht hatte, ehe der Betrug entdeckt wurde.

* * *

Aber trotz des Zuflusses von amerikanischem Gelde liegt das Geschäft in Santiago arg darnieder. Nur der Leichenbestatter hat zu thun, aber ich bezweifle, daß er Geld einnimmt. Vor jeder Kirche sieht man die schwarzen Leichenwagen, die unseren amerikanischen sehr ähnlich, nur zierlicher sind, überall begegnen Einem die Leichenbitter in ihren seltsamen Aufzügen von weißen Hosen, altmodischen schwarzen Röcken und noch antikeren Cylindern, die Priester mit den gutmüthigen Gesichtern, den langen Talaren und schwarzen Jesuitenhüten, die Trost spendend die letzte Oelung bringen. Da ist kein Haus, in dem nicht ein Kranker stöhnt, ganze Familien liegen in Folge

Digitized by Google

der schweren Entbehrungen zu El Caney darnieder.

Sie sterben zu der Rate von 70 per Tag, die Santiagoer Bürger, versicherte mir ein Geistlicher im Gefolge des Erzbischofs, und die Funktionen eines spanischen Geistlichen sind derartig, um ihn am besten über solche Statistiken zu informiren.

Sie sterben an einer Art von Dissentery, die man früher nie unter den Eingeborenen tödtlich wirken sah, sagt mir ein kubanischer Arzt. Die Folge von Entbehrungen und Strapazen aller Art.

So beginnt die Cholera!

Gestern Nachmittag spazierte ich mit einem Künstler von McClure's Magazin die Straße hinter dem Palast hinab. Wir betraten einen Fruchtladen, wo man Mangos und Aguacartes kaufte. Der Besitzer, ein alter magerer Mann, lag regungslos am Boden. Eine Berührung überzeugte uns, daß er todt war, und die Derangirung seiner Beinkleider ließ keinen Zweifel über die Ursache seines plötzlichen Ablebens obwalten — Dissentery oder — —?

Wir informirten die Neger vor der Thür. Sie wußten es schon, er war bereits zwei Stunden todt; und sie fuhren fort in ihrem Spiel mit den kuriosen spanischen Karten.

Unten am „Paseo Michaelsen" lag ein todter Neger. Mitleidige Hände hatten eine wollene Decke über die Leiche gezogen. Hier trieben sich Tausende von Menschen herum, aber Niemanden kümmerte der Todte. Nicht zehn Schritte davon saß ein komischer Kauz, ein Bettler, am Boden, dessen Beine von Elephantiasis zu fünffach ihrer natürlichen Größe aufgeschwollen waren. Er verzog sein häßliches Gesicht in die gräßlichsten Grimassen und machte faule Witze, die ihm manches Almosen einbrachten. Herr Michaelsen deutete fragend auf die Leiche: „Er hat gestern den ganzen Tag hier gelegen und heute Morgen fand ich ihn todt," entgegnete der Bettler und setzte zur Erklärung hinzu — „Dissentery!"

Unterdessen pflegt Generalmajor Shafter auf den weichen spanischen Polstern im Palaste behaglich der Ruhe und erklärt die Befürchtungen der Aerzte für dummes Zeug. Ich hab' das freilich nicht aus seinem eigenen Munde gehört, aber man erzählt sich solche und noch viel tollere Geschichten.

Und von der Wand herab strahlt das feiste Schlemmer-Gesicht der Königin Isabella wohlwollend auf den donnerwetternden General herab.

* * *

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne der braven Soldaten Erwähnung zu thun, die den Sieg von Santiago errungen und jetzt auf den Hügel-Abhängen der Nachbarschaft am Fieber dahinsiechen. Der Telegraph mag mich schon mit schlimmeren Nachrichten überholt haben; wenn nicht, so prophezeihe ich, daß das amerikanische Volk in allernächster Zeit gruselige Geschichten aus den Hospitälern auf den Höhen vor Santiago hören wird. *)

Vom 71. New Yorker Freiwilligen-Regiment lagen am 26. Juli nicht weniger als 410 Mann am Fieber darnieder. Das 34. Regiment von Michigan führt 378 aus kaum 800 Mann auf der Krankenliste. Ein Lieutenant des zweiten Kavallerie-Regiments erzählte mir, daß nur ein einziger Mann aus seinem Troop heute Morgen zum Appell angetreten sei. Alle fieberkrank.

Nach offiziellen Berichten betrug die Zahl der Kranken in der Armee am 25. Juli 3700 Mann. Sie wächst mit unheimlicher Geschwindigkeit, die darauf schließen läßt, daß die Okkupirung von Santiago noch mehr Menschenleben kosten wird, als die Einnahme.

*) Die Armee wurde schon wenige Tage später, da sich die Krankheitsfälle in erschreckender Weise mehrten, nach den Vereinigten Staaten eingeschifft, wo sie auf Long Island, N. Y., Lager bezog.

Digitized by Google

Unter der gelben Flagge.

Eine Fahrt von Santiago nach der Staatsquarantäne von Florida.—„Schmutz gehört zum Krieg."—Nichts zu essen oder zu trinken an Bord. — Die Angst vor der gelben Flagge. — Das Krankenschiff im Sturm.—Patienten fangen Regenwasser zum Trinken auf.—Ein Begräbniß auf hoher See. — Aus der Hölle in den Himmel.

An Bord der „Seguranca", Donnerstag, den 11. August. *)

Am 28. Juli, Nachmittags um 3 Uhr, lichtete das der Mallory Linie gehörige Transportschiff „Comal" seine Anker im Hafen von Santiago, um eine Anzahl kranker Offiziere und Soldaten nach Tampa zu befördern und von dort aus mit einer neuen Menschenfracht nach Porto Rico zu gehen. Etwa ein Dutzend der im Hafen vor Anker liegenden Schiffe hatte dieselbe Bestimmung. mung.

Die Fahrt ging durch den engen Kanal an den Wracks der von Hobson versenkten „Merrimac" und des spanischen Kriegsschiffes „Reina Mercedes", keines von beiden beeinträchtigte die Passage auch nur im Geringsten, vorüber unter den auf immer verstummten spanischen Kanonen von Morro Castle hinaus in's kubanische Meer. Die „Comal" schlug den westlichen Kurs ein, der einen Blick auf die unweit Assaradores an den Strand getriebenen spanischen Kriegsschiffe gestattete. Das Schiff hatte noch keine zehn Meilen zurückgelegt, als schon ein heftiger Regensturm auf sein Deck herabprasselte. Grau hingen die Wolken über die ganze langgestreckte Küste, Blitze zuckten unaufhörlich am düstern Horizönt.

Die 130 Passagiere waren eine trübselige Gesellschaft, kaum ein Dutzend von ihnen gesund. Das Fieber „nagte am Mark ihrer Knochen", etwas anderes zu nagen fand es wohl kaum, denn die armen Kerle waren fürchterlich abgemagert und ausgedörrt wie trockene Zwetschgen. Die wenigen alten Zeitungen und Magazine an Bord waren gar bald ihrem ärgsten Feinde, der Dissentery, zum Opfer gefallen. Im Zwischendeck — doch das erfuhren die Mitreisenden erst später — lag ein Todes-Kandidat, den man als „Reconvaleszenten" von Diphtherie bezeichnet hatte, als man ihn an Bord brachte.

Kein Arzt an Bord, keine Medizin!

Es waren ihrer 18 Kajüten-Passagiere, Offiziere und Korrespondenten. Die Vorzüge, die sie vor dem Zwischendeck voraus hatten, waren jedoch nicht weit her. Bettwäsche gab's absolut nicht und die Kopfkissen waren so schmutzig, daß einem des Morgens die Haare daran kleben blieben. Das ist keine Uebertreibung! Der unter diesem Schiffsvolk herrschende Wahn, daß schmutzige Tischtücher zu einem anständigen Kriege gehören, trat hier mehr als auf jedem anderen „Transport" zu Tage. Es war vergebens, den Stewart auf die gelben und braunen Hinterbleibsel vergangener Tischgenüsse hinzuweisen, er zuckte die Achseln und meinte: „Das ist der Krieg!"

Ein todtkranker Major der Michiganer Freiwilligen hatte für einen kleinen Eisvorrath gesorgt, welcher das Trinkwasser zwei Tage lang genießbar machte. Am dritten Tage ging das Eis aus, und da es keine andere Flüssigkeit an Bord gab, außer schlechten Rum zu hohem Preise, so mußte man seinen Durst an dem ekelhaften, schmutzigen Wasser stillen, das in kurzer Frist Jedermann an Bord zum Patienten machte. Der Stewart gab selbst zu,

*) Der Korrespondent hatte telegraphische Ordre erhalten, nach Porto Rico zu gehen und schiffte sich auf der „Comal" ein, um über Tampa — der einzige ihm offene Weg — sein Ziel zu erreichen. Obiger Bericht erklärt, weshalb er schließlich in New York, statt in Ponce landete. Bei seiner Ankunft daselbst war das Friedens-Protokoll bereits unterzeichnet.

Digitized by Google

daß es ein Gemisch von zwei Monate altem Wasser von Saint Petersburg in Florida, von Wasser aus Guantanamo und solchem aus Kingston, von drei oder vier anderen Schiffen übernommen, sei. Zum Schluß hatte man noch einen „Spritzer" Santiago darauf gesetzt. Prost!

Das Zeug mußten die fieberkranken Leute trinken.

Eine Klage beim Kapitän veranlaßte diesen zu einem Achselzucken: „Das ist der Krieg!"

Die Verköstigung war nichts als eine Fortsetzung der Lager-Diät: geschmackloses, ungewürztes Roastbeef in Blechverpackung, Corned Beef do., Hardtack, Speck und ähnliche Delikatessen, die uns Allen, um einen nicht gerade schönen, aber sehr bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, zum Halse heraus hingen. Schon am dritten Tage der Fahrt stellte es sich heraus, daß die Leute im Zwischendeck nicht genügend verproviantirt waren und theilweise schon jetzt nichts mehr zu essen hatten. Man hatte ihnen nur halbe Rationen für drei Tage mit auf den Weg gegeben; einige hatten es überhaupt versäumt, oder waren nicht im Stande gewesen, sich mit Proviant zu versehen.

* * *

Am Abend des 1. August, nach einer verhältnißmäßig schnellen Fahrt, hißte die „Comal" die gelbe Flagge am Hauptmast und ging an der Staats-Quarantäne von Florida, Mullet Key, gegenüber der Marine-Station auf Egmont Key, unweit Tampa, vor Anker. Hier harrten bereits drei andere Transportschiffe, „Aransas", „Yucatan" und „Santiago" der Dinge, die da kommen sollten. Der vom Staate angestellte Quarantäne-Arzt fand sich bald darauf an Bord ein, um die Schiffspapiere zu besichtigen.

„Wie lange, wie lange, Doktor, werden Sie uns hier festhalten," umstürmten ihn die Passagiere.

Der Arzt warf einen scharfen Blick auf die Gesichter der Nächststehenden, als gedenke er aus ihren Zügen Aufschluß über den Gesundheitszustand an Bord des Schiffes zu gewinnen.

„Lange, sehr lange," sagte er dann langsam, „vielleicht den ganzen Monat August."

Das fuhr wie ein Donnerschlag unter die armen Passagiere, die auf höchstens 6 Tage gefaßt waren.

Der Arzt bedauerte sehr: „Das ist der Krieg!"

Und er stieg, von den Verwünschungen der Zurückbleibenden begleitet, in seine Dampf-Pinasse hinab.

Alsbald setzte sich die Schraube der „Comal" wieder in Bewegung. Wir dampften hinüber nach Egmont Key, der Marine-Station; wenn es dem Kapitän gelang, seine Passagiere dort abzusetzen, so konnte das Schiff sich dem Ausräucherungs-Processe sofort unterziehen und würde in fünf Tagen frei sein.

Die Aussicht, auf der kleinen sumpfigen Insel mit allen möglichen Kranken zusammen in Zelten zu kampiren, Mosquitos zu jagen und in der heißen Sonne zu braten, war keine angenehme, aber immer noch dem weiteren Aufenthalt auf diesem vermaledeiten Schiffe vorzuziehen.

Aber schon von Weitem winkte man uns energisch ab; trotzdem ließ der Kapitän ein Boot aussetzen, das mit dem Bescheid zurück kam, man hätte ihm die Landung rundweg verweigert. Man hätte genug von dem gelben Fieber, außerdem seien alle Zelte besetzt; etwa 400 Personen befänden sich dort in Quarantäne.

Der Kapitän war wüthend, die Kajüten-Passagiere fluchten und selbst die armen kranken Soldaten, die ihre Gesundheit auf dem Schlachtfelde von Santiago verloren und die jetzt Niemand haben wollte, murrten über die „Undankbarkeit des Vaterlandes."

In der Nacht hatten sie allen Grund, ihrem Schöpfer zu danken, daß man ihnen den Aufenthalt auf Egmont Key verweigert hatte.

Digitized by Google

Gegen sieben Uhr Abends erhob sich ein Sturm, der mit jeder Minute an Heftigkeit zuzunehmen schien. Um Mitternacht löste sich unser Anker vom Meeresgrund, und ehe es das Schiffsvolk in der regenverdüsterten Nacht gewahr wurde, waren wir in so gefährliche Nähe der „Santiago" gerathen, daß ein Zusammenstoß, fast unausbleiblich schien. Alle Mann wurden auf Deck beordert und nur mit dem Aufgebot der ganzen Dampfkraft gelang es, die Schiffe zu trennen. Die „Comal" warf jetzt beide Anker aus. Der Sturm dauerte mit unverminderter Heftigkeit die ganze Nacht durch und erst spät am Abend des 2. August kamen die rebellischen Winde einigermaßen zur Ruhe, was den Passagieren Gelegenheit gab, ihre Wasch- und sonstigen Gefäße mit frischem Regenwasser aufzufüllen, das von dem oberen Deck herabströmte — ein wahres Labsal, verglichen mit der dicken Brühe an Bord.

Bald darauf troch der „San Marcos", ein anderes Transportschiff, den der Sturm auf hoher See überrascht hatte, in die Enge zwischen den beiden Keys. Auch er hatte, wie alle von Santiago, einem infizirten Hafen, kommenden Schiffe, die gelbe Flagge aufgezogen.

„Aransas", die den Ausräucherungsproceß hinter sich hatte, verließ uns, sobald sich der Sturm gelegt; die „Santiago" folgte ihr alsbald, auch ihre fünf Tage waren um, sie durfte die gelbe Flagge streichen. Die „Yucatan" lag jetzt, dicht verschlossen, bei Mullet Key vor Anker; in ihren Eingeweiden jagten die Männer mit dem tödtlichen Rauch auf Gelbfieber- und Typhus-Mikroben. Um die „Comal" kümmerte sich kein Mensch.

Am Morgen des 3. August kam ein kleines Dampfboot von Tampa her, legte bei Mullet Key an und verschwand bald darauf wieder. Erst spät Nachmittags wurde uns mitgetheilt, daß es einige Provisionen, die der Kapitän der „Comal" durch den Quarantänearzt bestellt, dort deponirt hatte — Eis und frisches Fleisch!

Gegen Abend, nach zweimal 24 Stunden, erschien endlich das Sanitäts-Boot der Militärbehörde und wagte sich wirklich bis auf 300 Meter an uns heran.

„Halloh Comal", rief ein besonders muthiger „Mikroben-Killer" durch das Sprachrohr, „haben Sie Kranke an Bord?"

„Nein," antwortete der Kapitän, der natürlich blos Gelbfieber-Patienten im Sinne hatte.

Nachdem sich der Militärarzt noch nach der Zahl der Passagiere erkundigt, dampfte er wieder ab, die „Comal" und ihre Passagiere der Ungewißheit über ihr Schicksal überlassend.

In dieser Nacht gab's eine kleine Abwechslung. Ein Kellner, der an die einzige Privat-Pulle an Bord des Schiffes gerathen war, hatte sich einen an Delirium grenzenden Rausch angetrunken. Zu später Stunde erschien er in einem höchst lächerlichen Aufzuge, in der einen Hand ein Stück Hardtack, in der anderen ein unnennbares Geschirr, im Speisesaal. Mit dem Ernst eines Propheten wandte er sich an die dort versammelte Gesellschaft, unter der sich mehrere Offiziere befanden, und sprach mit Grabesstimme:

„Kapitän, ich will weder Sie noch die anderen Passagiere erschrecken, aber nehmen Sie meinen Rath, nehmen Sie meinen Rath, versuchen Sie so bald als möglich von hier weg zu kommen!"

Nächsten Tages von dem Eigenthümer des geraubten Feuerwassers zur Rede gestellt, versuchte er zuerst Unwissenheit vorzuschützen; schließlich wandte er mürrisch ein: „Well, ain't these wartimes?"

* * *

Inzwischen mehrte sich die Zahl der von Santiago ankommenden Schiffe fortwährend; es waren jetzt schon nicht weniger als acht, nämlich: „Saratoga", „Rita", „Clinton", „Alleghany", „San Marcos", „Knickerbocker", „Segurania" und „Comal"; abgedampft waren:

Digitized by Google

„Aransas", „Santiago" und „Yucatan".

Das Sanitätsboot kam wieder des Weges; diesmal traute es sich wirklich auf 100 Meter an die „Comal" heran und theilte mit, daß man beabsichtigte, die Passagiere auf den „San Marcos" zu transferiren, der sie nach New York bringen sollte. Ein vielstimmiger Freudenschrei dankte für diese leise Hoffnung auf Erlösung.

Aber am nächsten Tage, am 5. August, sank die Stimmung wieder bedeutend, kein Boot, kein Beamter ließ sich sehen. Die Leute an Board wurden immer kränker. Man wunderte sich ordentlich, wenn einer oder der andere gesund blieb, denn fast ein Jeder hatte in den letzten drei Tagen das Fieber gehabt.

Die Frage: wie steht es heute mit Ihrer Gesundheit? war wirklich ernst gemeint an Board der „Comal", nicht die gewohnte Phrase, und wenn Jemand versicherte, daß es ihm wohl ergehe, so flog etwas wie Enttäuschung über das Gesicht des Fragenden, gewöhnlich selbst ein Patient, der sich über die brutale Gesundheit des Anderen ärgerte. Unendlich langsam strichen die langweiligen Stunden den unter der heißen Sonne stöhnenden Kranken dahin — — —

Endlich am Morgen des 6. August kam die Nachricht, daß man in Washington die Transferirung der Passagiere auf den „San Marcos" gebilligt. Von der „Comal" aus konnte man die Verproviantirung jenes Schiffes beobachten — jetzt schien's wirklich ernst zu sein. Auch einen Arzt und Medizin hatte man endlich an Bord geschickt. Das Alles trug natürlich bedeutend zur Erhöhung der Stimmung bei. Mehrere der Patienten gebärdeten sich schon, als hätte ihnen nie etwas gefehlt. Nur einige von den Gesunden waren jetzt unzufrieden, Offiziere, die nach Tampa beordert, oder Korrespondenten, die nach Porto Rico gehen wollten.

Plötzlich brachte ein vorbeifahrendes Ruderboot die Nachricht, daß die Verproviantirung des „San Marcos" abbefohlen sei. Heillose Verwirrung!

Gegen Abend erschien das Sanitätsboot noch einmal. Ein Sturm der Entrüstung begrüßte es, der sich jedoch schleunigst legte, als die Mission des Bootes bekannt wurde. Major Doktor Vaughn vom 34. Michigan, der vom gelben Fieber genesen, kürzlich von Kuba zurückgekommen, und Major Townsend, ein Kommissariats-Offizier, waren an Bord und erklärten, daß man statt des „San Marcos" die bedeutend geräumigere „Seguranca", das frühere Flaggschiff Shafter's, für unsere Reise nach New York ausersehen habe. Dieselbe werde auf Befehl von Washington auf das Beste verproviantirt werden und mehrere Aerzte an Bord haben.*)

Die Transferirung der Passagiere ging schnell vor sich. Die „Seguranca" hatte schon in Santiago eine bedeutende Anzahl von Patienten an Bord genommen; dazu kamen jetzt noch die Kranken von der „Comal", dem „San Marcos" und der „Saratoga" und eine Anzahl sogenannter „Rekonvalescenten", die auf Mullet Key seit 10 Tagen in Quarantäne lagen. Die Zahl der Passagiere schwoll dadurch auf etwa 400 an, von welchen 50 Kajütenpassagiere waren.

Es war ein Jammer, diese sogenannten Rekonvalescenten von Mullet Key an Bord kommen zu sehen. Junge Kerle, die wie Greise zitterten, Soldaten, die nicht gehen konnten, ohne sich auf zwei Kameraden zu stützen, und solche, die man tragen mußte. Fast Alle verließen die Quarantäne noch kränker, als sie dort angelangt waren. Sie schilderten Mullet Key als eine wahre Hölle für Kranke, keine Pflege,

*) Ein Schrei der Entrüstung war durch das ganze Land gegangen, als bekannt wurde, in welch' fürchterlichem Zustande diese schwimmenden Hospitäler aus Santiago anzulangen pflegten. Das Sanitäts-Departement gedachte deshalb mit der Seguranca eine Scharte auszuwetzen,

Digitized by Google

ein Bissen zu essen, den ein kranker Magen verdauen konnte, dabei Milliarden von Moskuitos und Flöhen und eine Sonne, für die die dünnen Zeltwände nicht existiren. Während des Sturmes, noch dazu des Morgens um 3 Uhr, hatte der Wind sämmtliche Zelte mitgerissen und die Aermsten dem wilden Wetter schutzlos preisgegeben.

Major Vaughn und Major Townsend hatten wirklich gehalten, was sie versprochen, so daß sämmtliche Passagiere, Zwischendeck wie Kajüte, sich vorkamen, als wären sie von der Hölle in den Himmel versetzt worden. Hier gab es eine Tafel, wie sie Niemand seit Monaten gesehen, hier gab es was zu trinken und was zu rauchen, ein Bad für den Bedürftigen und wirkliche, wahrhaftige weiße Bettwäsche, die so lange ungestillte Sehnsucht so Vieler, und fünf Aerzte wurden's nimmer leid, für das leibliche Wohl zu sorgen. Für das Wohl der Seele sorgte der einarmige, religiöse Soldat, General a. D. Howard, der in Santiago an Bord der „Segurança" gekommen war.

General Howard war angeblich im Auftrage des Präsidenten nach Santiago gereist, um die Ursache des Mißverhältnisses zwischen Shafter und dem kubanischen General Garcia zu untersuchen. Wie diese Untersuchung ausgefallen, wollte der General nicht erzählen, dagegen wartete er mit manchen frommen Histörchen aus seiner Bekehrungs-Thätigkeit auf, die gewöhnlich in ein: „Gehet hin und thuet desgleichen", auszutönen pflegten. Uebrigens erwies er sich als ein recht jovialer und amüsanter Mit-Passagier. Nur um eines that's ihm leid: daß er nur einen einzigen Sonntag für einen Sermon hatte, und daß sich selbst von diesem verschiedene Ungläubige absentirten.

Wenn der General nicht ein so fürchterlich heiliger Mann wäre, könnte man glauben, daß ihn die Nachricht von dem Tode unseres „Diphtherie-Rekonvalescenten" mit Freude erfüllte, denn hier hatte er eine großartige Chance für einen zweiten Sermon.

Auf jeden Fall hat er sie gehörig ausgenützt.

* * *

Mittwoch, den 10. August, Mittags 12 Uhr, ließ der Kapitän die Maschinen stoppen. Auf dem Vorderdeck waren sämmtliche Nicht-Patienten unter den Passagieren versammelt, um dem Gemeinen Charles B. Ellis vom 33. Freiwilligen-Regiment von Michigan, Kompagnie D, die letzte Ehrezu erweisen. In ihrer Mitte, mit der Bibel in der Hand, standen General Howard, die Wärterin Mrs. Brill und der einzige weibliche Kriegs-Korrespondent, Mrs. Watkins aus Canada; hinter diesen, mit Gesangbüchern bewaffnet, zwei christliche Jünglinge im Gefolge des Generals.

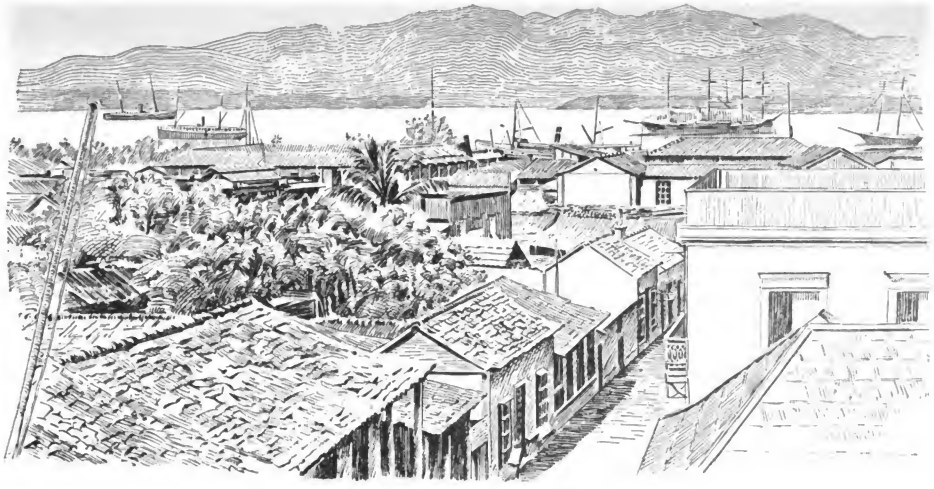
Die Situation war, weiß Gott, ernst: Unten im Hull des Schiffes, in den man vom Deck aus hinabblicken konnte, war die Leiche in einer Kiste aufgebahrt — man hatte nicht genug Leinwand, um sie, wie sonst Brauch, einzunähen — und mit der Flagge bedeckt, die zu vertheidigen und zu verherrlichen der junge Mensch so hoffnungsvoll vor wenigen Monaten ausgezogen war.

Schaurig und scharf tönte die Schiffsglocke in abgemessenen Schlägen, während sie für ihn beteten, über die glatte, blaue See hinaus. Kein Lüftchen regte sich, kein Segel am weiten runden Horizont war Zeuge der ernsten Handlung an Bord der „Segurança".

„Wir singen zuerst das Lied: „The rock of ages!" begann General Howard die Ceremonie. Noch hatten seine beiden Apostel und die Frauen nicht die ersten Strophen vollendet, als die übrigen Leidtragenden zu wünschen begannen, daß das „rock of ages" von den Wellen des Ozeans verschlungen werden möchte. Der Gesang war schaurig — lächerlich.

„Laßt uns das Gebet des Herrn für

Digitized by Google



Ansicht eines Stadttheiles von Santiago.

Digitized by Google

)en Todten sprechen," fuhr General howard fort, und ernst und tief bewegt timmte der Kreis der Schiffer und Soldaten ein; schaurig erscholl dazwi'chen der scharfe Klang der Schiffs=glocke.

„Amen! Amen!"

„Ruhe Deine Seele sanft im ewigen Frieden, Bruder Ellis," setzte der fromme General noch hinzu, und wir glaubten die Trauerfeier beendigt, warfen einen letzten Blick auf die Leiche und bedeckten die Köpfe, die lange genug der heißen Sonne ausgesetzt waren.

Aber wir kannten den General schlecht; das war seine letzte Chance für einen „Sermon" und er faßte sie beim Wickel. Die Bibelverse und frommen Ermahnungen wollten gar kein Ende nehmen. Einer nach dem Andern schlich sich weg.

„Das ist eine Rücksichtslosigkeit gegen den Todten sowohl, als gegen uns Lebende!" äußerte sich ein alter Kriegs=Korrespondent, dem die Sonne heftig auf die Glatze gebrannt hatte, zu einem grimmen Kapitän.

„Jawohl, der Seelenflicker machte Worte genug, um fünf Majore zu bestatten, statt einen Gemeinen; aber das ist eben der Krieg", war die Antwort.

Dann drangen dumpf die Hammerschläge durch das Schiff, welche die letzten Nägel in den roh zusammengezimmerten Sarg trieben. Alles drängte nach Steuerbord hinüber, denn gegen Osten gekehrt mußte die Leiche gesenkt werden — so will es der Schiffsgebrauch.

Die Klappen öffneten sich — hunderte von Hälsen reckten sich, um das Ende zu sehen.

„Fahre wohl!" Ein weißer Kasten wurde einen Moment sichtbar, ein Klatsch im Wasser — und dreihundert Pfund Gewicht zogen ihn, schnell den Blicken entschwindend, in die unergründliche, einsame, ewige Tiefe des Ozeans hinab.

25. Juli. General Miles landet bei Guanica, Porto Rico. — Sämmtliche Garnisonen des Santiago=Distrikts strecken die Waffen. — General Merritt trifft vor Manila ein.

26. Juli. Durch den französischen Botschafter zu Washington sucht Spanien offiziell um Frieden nach. — Die Erkrankungen an Fieber bei Santiago mehren sich in erschreckender Weise. — Bei dem Vorrücken auf Ponce, Porto Rico, verlieren die Spanier 3 Todte und 13 Verwundete und die Amerikaner 4 Verwundete.

27. Juli. Ponce wird eingenommen. — 3370 amerikanische Soldaten sind bei Santiago am Fieber erkrankt.

28. Juli. Ponce befindet sich unter amerikanischer Militärverwaltung. — Unter den Generälen Brooke und Hains gehen weitere Truppen=Transporte nach Porto=Rico ab. — Auf 4122 beziffert sich die Zahl der kranken amerikanischen Soldaten vor Santiago.

30. Juli. Dem französischen Botschafter in Washington werden seitens des Präsidenten die Präliminär=Friedensbedingungen

31. Juli. In einem Gefecht vor Manila siegen die Amerikaner über die Spanier.

2. August. General Merritt verlangt weitere Verstärkungen. — Die amerikanische Avantgarde nimmt auf Porto Rico einen Platz nach dem andern ohne Schwertstreich.

3. August. Camp Alger in Virginia wird abgebrochen. — Die Hülfskreuzer „St. Louis" und „St. Paul" fallen wieder der „American Line" zu.

4. August. Sämmtliche Santiago'er Truppen werden nach dem Norden zurückbeordert. — Die Leuchtthurm=Station von San Juan auf Porto Rico wird von den Amerikanern genommen.

5. August. Guyamo auf Porto Rico fällt den Amerikanern in die Hände.

6. August. Das gesunkene Kriegsschiff „Maria Theresa" wird an der cubanischen Küste gehoben.

9. August. Präsident McKinley stellt ein Ultimatum an Spanien. — Caomo auf Porto Rico wird nach kurzem Widerstande von den Amerikanern besetzt.

10. August. Sampon und Schley werden zu Contre=Admirälen ernannt. — Grant und Stab gehen mit Truppen nach Porto Rico ab. — Bei Mayaguez auf Porto Rico schlägt General Schwan die Spanier.

11. August. Spanien acceptirt das Friedens=Protokoll.

12. August. Präsident McKinley unterzeichnet die Waffenstillstand=Proklamation und Generäle wie Geschwaderchefs erhalten Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen. — Die Amerikaner nehmen Mayaguez auf Porto Rico.

Digitized by Google

13. August. Manila ergiebt sich den Amerikanern auf Gnade und Ungnade. — Vorher flüchtet sich der General-Gouverneur der Philippinen auf ein deutsches Kriegsschiff. — Die Zahl der Kriegsgefangenen beträgt 7000.

21. August. Der Präsident spricht den Siegern von Manila den Dank der Nation aus.

23. August. Das Lager bei Chickamauga wird abgebrochen und nach Huntsville, Ala., verlegt.

25. August. General Shafter dampft mit dem Reste seiner Armee von Santiago ab und General Lawton übernimmt das Oberkommando.

26. August. Die Friedens-Kommission, aus Ex-Staatssekretär Day, den Bundessenatoren Davis, Frye und Gray, sowie Whitelaw Reid bestehend, ist komplett.

31. August. Aguinaldo fordert Anerkennung der Philippinen-Republik seitens der Mächte.

1. September. General Miles und Stab verlassen Porto Rico. — Weitere Ordres für Ausmusterung von Truppen werden erlassen.

5. September. Die amerikanische Räumungskommission trifft zu San Juan, Porto Rico, ein.

Digitized by Google

Dritter Theil.

Kuba nach dem Kriege.

Wie es in Havana aussah.

Die Befestigungen der Stadt hätten einer Belagerung erfolgreich widerstanden. — Die Bevölkerung geht nach wie vor ihren Vergnügungen nach. — Keine Sympathie zwischen spanischen und amerikanischen Offizieren. — Von Mangel an Nahrungsmitteln war keine Rede. — Das Bettler-Unwesen. — Kuba's schönste Frauen.

Havana, den 20. Sept. 1898.

Ganz anders, als das ausgehungerte, ausgesaugte und vom Feinde belagerte und eroberte Santiago de Kuba muthet den Besucher die Hauptstadt der Perle der Antillen, die Metropole Kuba's an. Die Blokade scheint spurlos an dieser seltsamen Großstadt — diese Bezeichnung verdient Havana voll und ganz, blieb es auch in seiner modernen Entwicklung noch so weit zurück — vorübergegangen zu sein, insofern als sie das gesellschaftliche und öffentliche Leben, den leichtlebigen Kubaner auf der Jagd nach Vergnügen und den ernsteren Spanier in seinen täglichen Geschäften wenig oder gar nicht gestört hat. Die Leinwand-überdachte Calle Obispo, wo sich die Damen ihre Spitzen und Roben, ihre kunstvoll gemalten Fächer aussuchen und die Señores ihre Sombreros kaufen und schwarze oder weiße Anzüge von französischem Schnitt anprobiren, ist heute nicht mehr und nicht weniger lebhaft, als damals, als da draußen vor dem Weichbild der Stadt die amerikanische Panzerflotte ihre Schießübungen auf die Befestigungen der Stadt anstellte. Die Cafés waren ebenso überfüllt von wichtig thuenden Spaniern und geschwätzigen Kubanern, die den Krieg, von dem sie Nichts, gar Nichts wußten, besprachen, als heute, wo sich spanische*) „Hinky Dinks" mit kubanischen „Crokers" über zukünftige Politik in die Haare gerathen. Die Theater, die während der Blokade mit ihren Mätzchen und Witzeleien über Yankees und Schinken liefernde Thierchen volle Häuser zogen, finden, daß Autonomisten und Insurgenten, im Lichte zukünftiger Ereignisse dargestellt, eine nicht minder gute Einnahmequelle bilden. Selbst die unzähligen Droschkengäule sollen in ihrer Thätigkeit wenig oder gar nicht durch die Blokade beeinträchtigt worden sein; freilich gab es noch weniger Futter für sie, als jetzt, dafür aber desto mehr Hiebe, und den Ausfall des Fremdenverkehrs ersetzte reichlich der nimmer endende Zug der Reisenden in's Jenseits, wobei die Droschkengäule ebenso unentbehrlich sind, als der Pelz zur Pelzkappe.

Wie gesagt, Alles was man sieht und hört, scheint dafür zu zeugen, daß Havana vor, während und nach dem Kriege dasselbe Havana war, das es heute ist, das durch Jahrhunderte lange spanische Schreckensherrschaft gleichgültig gegen Gräuel und Gefahr geworden ist,

*) Ein berüchtigter Politiker in Chicago.

Digitized by Google

die anderswo Entsetzen und Aufregung hervorrufen würden.

* * *

Nicht ohne Absicht habe ich Anfangs dieses Briefes einen Vergleich zwischen Santiago und Havana gezogen, denn Jedem, der sich in beiden Städten während dieser bewegten Zeit aufgehalten hat, muß sich der Unterschied im Charakter der Bevölkerung aufgedrängt haben. Ich will es nur gleich zugeben, daß ich, wenn ich von dem Eingeborenen von Santiago auf den Charakter des Cubaners im Allgemeinen schloß, doch nicht so ganz recht hatte, wenigstens in so fern der Havanese in Betracht kommt. Trotz der Vorurtheile gegen die Kubaner, die Allen, die den Feldzug von Santiago mitmachten, anhaften, kann ich mich nicht der Erkenntniß verschließen, daß wir es in dem Havanesen mit einem weit besseren Elemente zu thun haben, als in den Mambesis von Santiago. Dort fanden wir direktionslose Räuberbanden, zum größten Theile aus Negern oder Mischlingen bestehend, die kaum wußten, weshalb sie Waffen trugen, hier manche zielbewußte, häufig hochgebildete Leute, die ihre Söhne für das Ideal der Freiheit in's Feld schickten und ihrem Patriotismus Vermögen opferten. Freilich haftet gerade diesen kubanischen Freiheitshelden etwas Phantastisches, fast möchte ich sagen Poetisches an, das der kühlere Nordländer nicht selten mit dem vielsagenden Wörtchen „verrückt" bezeichnet. Doch war es wohl gerade dieser Zug im Charakter der Kubaner, der den dreijährigen Krieg, wenn man die spanisch-kubanischen Mordthaten so nennen darf, möglich machte. Und dann — dürfen Amerikaner die Nase darüber rumpfen? Haben sie nicht vielmehr den besten Grund, sich an das eigene Riechhorn zu fassen, wenn sie, die im eigenen Lande Aggression, Ungerechtigkeit, Korruption und Mißachtung der konstitutionell garantirten Bürgerrechte nicht in Geringsten aufregt, plötzlich hysterisch werden und es sich in den Kopf setzen, ein Volk zu befreien, das sie nur aus der gelben Presse kennen, das ihnen ebenso nahe steht, als die Botokuden den Deutschen!

Ich bin noch viel zu kurze Zeit in Havana, um ein wirklich richtiges Urtheil über seine Bewohner und die existirenden Verhältnisse fällen zu können; was immer ich hier sagen werde, geschieht unter dem Eindrucke der täglichen Ereignisse und mag in der Folge noch sehr der Modifizirung bedürfen.

Was jedem Amerikaner sofort auffällt, ist die geradezu unheimliche Menge von spanischen Offizieren, die sich auf allen Promenaden, in allen öffentlichen Plätzen, Cafés, Theatern und anderen mehr oder weniger unmoralischen Vergnügungslokalen herumtreibt. Der Anblick dieser uniformirten Faullenzer, für deren Unterhalt die Kubaner bezahlen mußten, ist selbst den hier lebenden Spaniern zum Ekel geworden, wie ich aus deren eigenem Munde Dutzende Male hörte. Den Amerikaner müssen sie noch unangenehmer berühren, da er des Anblicks dieser staatlich lizensirten Faullenzer nicht gewohnt ist. Dem Kubaner müssen sie ein Gräuel sein. Trotzdem sind bis jetzt nur zwei Fälle bekannt, wo es zu Ruhestörungen zwischen spanischen Offizieren und kubanischen Patrioten kam, und in beiden trugen die Spanier die Schuld, was am besten aus der Samstag erlassenen Ordre des General-Kapitäns Blanco hervorgeht, die alle Offiziere zwingt, den Säbel zu tragen, dessen sie sich so gerne entledigen, weil ihnen das mehr Freiheit erlaubt. Wie ich die Sache verstehe, gilt das Vergehen eines Offiziers weit schwerer, wenn er zur Zeit die Seitenwaffe trug.

Wenn er weiß, wie hart z. B. der deutsche Offizier in seinem Berufe zu arbeiten gezwungen ist, so kann sich selbst der unparteiische Ausländer einer gewissen Verachtung dieses überall herumlungernden spanischen Offiziers nicht verschließen, denn dieses Herumlungern und die mit scharfgeladenen Ge-

Digitized by Google

wehren die Straßen abpatrouillirenden Wachen, die übrigens Niemanden etwas zu leide thun, ist Alles, was er von dem Militarismus zu sehen bekommt.

In Santiago bildete sich s. Z. nach der Kapitulation sehr schnell ein äußerst günstiges, fast freundschaftliches Verhältniß zwischen den Spaniern, Offizieren und Leuten, und den Amerikanern heraus. Die Amerikaner wußten einen tapferen Feind zu schätzen, die Spanier fanden in dem unerschrockenen Stürmer von San Juan einen großmüthigen Sieger. Sie reichten einander mit aufrichtiger Hochachtung die Hände und tranken aus derselben Feldflasche.

Ganz anders ist es hier. Die wenigen augenblicklich hier befindlichen Amerikaner scheinen für den spanischen Offizier, der neben ihnen an demselben Tische sitzt, überhaupt nicht zu existiren. Er ignorirt sie einfach. Selbst die Mitglieder der amerikanischen Kommission fahren nicht besser, sobald sie mit Spaniern anders als in offizieller Eigenschaft zusammenkommen.

Unten in Santiago sahen sie aus wie die Kriegshelden, die Hunger, Durst, der Sonnenhitze und Regengüssen, den heimtückischen Ueberfällen der schwarzen Räuberbanden und dem Kugelhagel der Amerikaner getrotzt hatten; hier sehen wir nur Salonhelden, die noch nie eine feindliche Festung, es sei denn ein kubanisches Mädchenherz, erstürmt haben.

Das sind jedoch nur oberflächliche Betrachtungen, und es wäre weit gefehlt, nach solchen den Werth des spanischen Offiziers beurtheilen zu wollen. Man muß die Verschanzungen und Erdwerke gesehen haben, die während der Blokade unter der Leitung dieser selben Salonhelden in und um Havana herum aufgeführt worden sind. Ich fuhr gestern zu diesem Zwecke der Küste entlang, um sie zu besichtigen, und obwohl mir überall ein „Mauser"-bewaffneter kleiner spanischer Soldat sehr höflich aber entschieden den Zutritt verweigerte, sah ich doch genug, um ein Bild von diesem gewaltigen Vertheidigungswerk zu gewinnen, das Blánco mit Tausenden und Abertausenden seiner Leute während der Blokade zum Schutze der Stadt erbaut hat.

Nicht nur hat er der ganzen Küste entlang und um die Stadt herum anscheinend uneinnehmbare Schanzen errichtet, auch neue Forts sind erstanden und das gewaltige Mauerwerk der alten ist durch mächtige vor ihnen aufgeworfene Sandberge bedeutend gestärkt worden. Nur Morro Castle scheint keine Veränderung erfahren zu haben, doch versichert man mir, daß dessen Mauern von so immenser Stärke seien, daß ein Bombardement wenig oder gar keinen Schaden thun könne. Ich glaube es gerne, was man hier allgemein behauptet, daß eine amerikanische Belagerungsarmee von Hunderttausenden nöthig gewesen wäre, um Havana auszuhungern, denn von einer Erstürmung der Befestigungen könne nicht die Rede sein. Nach den Erfahrungen von Santiago, wo die schweren Geschosse der amerikanischen Schiffe einschlugen, ohne zu explodiren und deshalb ohne Schaden zu thun,, kann man wohl annehmen, daß sie an den Sandbergen von Havana nicht mehr ausgerichtet hätten. Diese Geschosse scheinen eben des spröden Widerstandes einer Stahlplatte, wie sie zum Bau von Kriegsschiffen verwendet werden, zu bedürfen, um zur Explosion gebracht werden zu können.

Die in den Ver. Staaten häufig geäußerte Meinung, daß Havana, wenn es gleich nach der Kriegserklärung bombardirt und von der Landseite angegriffen worden wäre, wo es der später errichteten Befestigungen noch entbehrte, gefallen wäre, wird hier allgemein getheilt.

* * *

Man hat in den Ver. Staaten während des Krieges viel von Hungersnoth und Mangel an Nahrungsmitteln gefabelt, man wollte wissen, daß sogar

Digitized by Google

Blanco's Soldaten auf halbe Rationen gesetzt worden seien u. s. w. Nicht nur war die Stadt Havanna reichlich mit Nahrungsmitteln aller Art versehen, als der Krieg begann, sie erhielt sogar fortwährend Zufuhr von Häfen auf der Südküste von Kuba und selbst von solchen auf der Nordküste, die trotz der Blokade Verbindung mit Süd und Central-Amerika zu unterhalten gewußt hatten. Es ist freilich wahr, daß gegen Ende des Krieges Rindfleisch und Mehl etwas knapp wurden, aber Reis, Kartoffeln, Zucker und andere derartige Nahrungsmittel waren in Hülle und Fülle vorhanden. Der spanische Soldat litt niemals Noth. Wenn trotzdem während der Dauer des Krieges über 1200 Mann an Fiebern aller Art starben, so ist das eher dem Mangel an sanitären Vorkehrungen und dem aufreibenden Klima, als einem Mangel an Nahrungsmitteln zuzuschreiben. Man hat mir erzählt, daß die Leute wie die Sardinen verpackt in den Kasernen lägen. Ich habe mich vergebens bemüht, Zutritt zu einer solchen zu erhalten; das spanische Bajonnet hindert jeden Einblick in die militärische Verwaltung. Im allgemeinen machen die kleinen spanischen Soldaten einen guten Eindruck, man darf sie nur nicht mit amerikanischen „Regulars" oder gar deutschen Soldaten vergleichen. Obwohl sie das Klima offenbar weit besser als die Amerikaner vertragen, hat das Fieber doch auch unter ihnen heillose Verheerungen angerichtet. Jene Jünglinge mit der leichenblassen Gesichtsfarbe, denen wir so oft vor Santiago in der amerikanischen Armee begegneten, tragen hier die blau- und weißgestreifte Colonial-Uniform Alfonso XIII. Das Fieber hat das Feuer ihrer Augen getrübt und ihre abgemagerten Schultern verzerrt; unsicher ruht das Mausergewehr in der zitternden Hand und schwankend ist der Schritt der Kolonnen. Aber das sind Dinge, von welchen auch die amerikanische Okkupationsarmee nicht verschont bleiben wird.

* * *

In einem Lande, in welchem so viel Segen mit tropischer Verschwendung ausgestreut ist, wie in Kuba, wuchert um so wilder auch das Wehe. Was immer man an scheußlichen Uebeln aller Art kennt, scheint unter den Bettlern von Havana ein üppiges Feld gefunden zu haben. Den Fremden, der sich von der Hitze ermüdet unter den Schatten eines breitastigen Baumes auf dem Prado geflüchtet hat, muß dieser nimmer endende Zug von Krüppeln und Kranken, der sich nicht abwehren läßt, überzeugen, daß die Blokade eine schreckliche Noth unter den Armen von Havana gezeitigt hat.

Der Prado ist die einzig wirklich modern angelegte und eine der wenigen breiten Straßen der Stadt. Die Trottoirs werden fast ununterbrochen durch die mächtigen Säulenhallen der soliden, im maurischen Style gebauten Paläste überdacht; rechts und links befinden sich breite Fahrwege und in der Mitte eine wunderbar schöne Promenade, die von dem dichten Laub akazienartiger Bäume beschattet wird. Die Straße mag früher für Havana das gewesen sein, was Fifth Avenue für New York, Unter den Linden für Berlin ist; heute, wohl seit dem Beginn der Revolution, hat sie diesen Charakter theilweise verloren. Viele der alten Häuser stolzer kubanischer Patrizierfamilien sind geschlossen, ihre einstigen Bewohner leben in New York, in Paris, ihre Söhne mögen im Kampfe gegen Spanien gefallen sein. Paläste hat man in Ställe für Milchkühe umgewandelt, von anderen haben schmutzige Negerfamilien Besitz ergriffen, oder man hat sie in „Habitaciones", auf gut New Yorkerisch*) „Furnisheb" Rooms"-Häuser umgewandelt.

Doch hat die alte schöne Straße ihren vornehmen Charakter nicht ganz eingebüßt. Sie ist noch immer der Cor-

*) Möblirte Zimmer.

Digitized by Google

so von Havana, wo man die edelsten Reitpferde von Andalusien bewundern kann. Hier tummelt der junge kubanische „Sport" seinen Araber zur Freude der schwarzäugigen Schönen, die in ihren von kleinen spanischen Kutschengäulen gezogenen Equipagen vorüberrollen. Der Prado mündet oben am Inglaterra-Hotel in den Park Central, wo zwei Abende in der Woche eine Militärkapelle die ganze echt- und talmigoldene Jugend der Stadt zum Rendezvous herauslockt. Die Musik ist freilich herzlich schlecht, wie alles was spanisch ist, mit Ausnahme der jungen Damen. Dafür sind diese aber auch und ihre noch dunkleren kubanischen Kousinen, welchen die Konzerte als einzige Entschuldigung für so spätes Erscheinen auf der Straße zu dienen scheinen, eine um so größere Attraktion. An diesen liebenswürdigen Geschöpfen ist in der That nichts auszusetzen als ihre männlichen Begleiter. Ein ander Mal von ihnen, in dem engen Rahmen dieses Briefes würde so viel Schönheit nicht Platz finden.

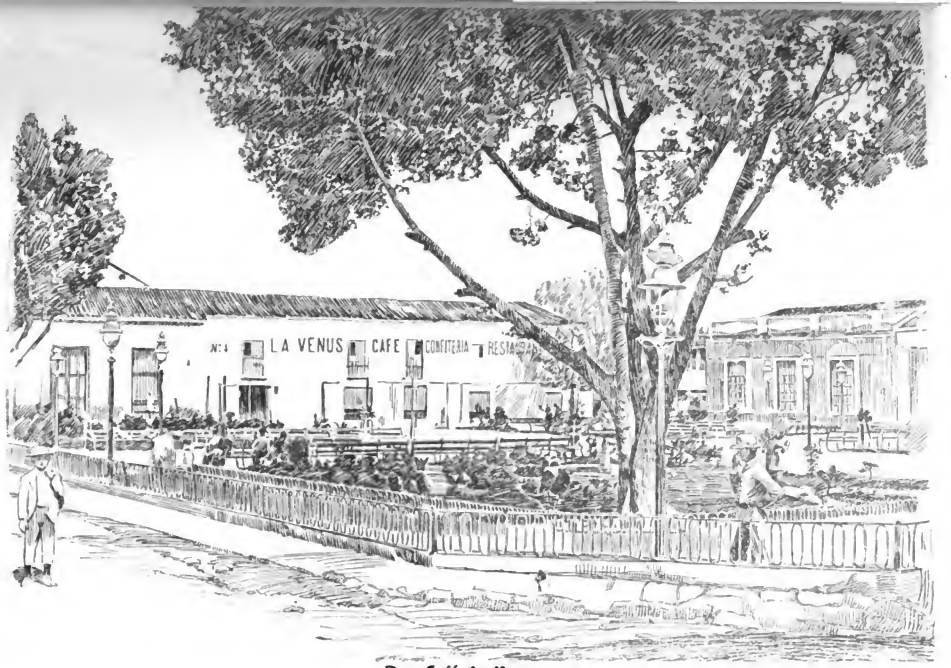
Doch hier am Prado, wo sich Havana von seiner besten Seite zeigt, enthüllt es auch die ekelhaftesten Uebel. Dort wo die Säulenhalle beginnt, liegt Tag für Tag ein häßlicher alter Neger, der an Elephantiasis leidet und der seinen Hut mit bittender Geberde entgegen hält. Er weist auf seine entblößten schwarzen Beine, die von vierfach natürlicher Dicke sind, und wenn er Deine Aufmerksamkeit gefesselt, entblößt er andere Körpertheile, um durch noch scheußlichere Abnormitäten Dein Mitleid zu vermehren. Er ist nicht der einzige, der an dieser Krankheit leidet, aber das widerlichste Spezimen seiner Art, das ich hier gesehen. Du wirfst ihm eine spanische Kupfermünze zu und beeilst Dich, aus der Nähe zu kommen, um im nächsten Augenblick von einem halben Dutzend kleiner Mädchen und Jungen umringt zu sein, die mit kläglicher Miene die eigenthümliche Geste ausführen, durch welche der Kubaner seinen Hunger andeutet. Der sieche Neger hat sie Dir auf den Hals geschickt. Hast Du Dich endlich von der kleinen zudringlichen Bande losgekauft und glauben sie sich unbeachtet, so schwindet im Nu die schmerzensreiche Miene von den kleinen Gesichtern und macht fröhlicher Ausgelassenheit Platz, die selbst in dieser armseligen Jugend nicht unterdrückt werden kann, wie sehr sich auch verluderte Eltern bemühen. Ein anderes Kind mit geschwollenen Gliedern, welche von Beulen bedeckt sind, die jeden Augenblick platzen zu wollen scheinen, humpelt Dir nach, bis Du einen Stuhl im Park Central erreicht hast. Die ersten paar Tage bringt man's nicht über's Herz, den Kleinen abzuweisen.

Dann erscheint die spanische Stadtverwaltung in der Person eines Park-Aufsehers und bittet um 10 Cents Stuhl-Miethe. Negerweiber mit abgemagerten verkrüppelten Babies drängen sich durch die lachenden plauschenden Señoritas an Deinen Stuhl heran und nur eine Kupfermünze oder ein sehr rauhes „Pardonez"*) vermag sie dazu zu bewegen, anderen bettelnden Monstrositäten Platz zu machen. Aussätzige und Menschen, die noch mit scheußlicheren Krankheiten behaftet, folgen ihr, ohne Rücksicht auf die Umgebung die ekelhaften Spuren ihrer Leiden enthüllend.

In der ganzen übrigen Welt würde man diese Bettler in die Kranken- und Pesthäuser sperren; hier sind sie lizensirt — von der spanischen Regierung. Der Eingeborene scheint ohne Mitleid und ohne Abscheu für dieses Elend zu sein; er verhält sich dem gegenüber gerade so gleichgültig, als gegen die gerabezu entsetzliche Grausamkeit, mit welcher der hiesige Kutscher seinen armen kleinen abgeschundenen, ausgehungerten Gaul behandelt. Die viehische Brutalität dieser Kerle ist für einen Nordländer geradezu unbegreiflich.

*) „Entschuldigen Sie!" — Der Spanier ist selbst den Bettlern gegenüber höflich.

Digitized by Google



Das Café La Venus,

das bekannteste und vornehmste Restaurant in Santiago de Cuba, an der Plaza de Armas gelegen, hat in der Geschichte der letzten Tage von Santiago keine geringe Rolle gespielt. Kurz vor der Uebergabe der Stadt zählte es Männer wie Gen. Linares, Gen. Toral, Civil-Gouverneur Capules und Admiral Cervera zu seinen täglichen Gästen. Als später die Amerikaner Besitz von dem dicht daneben gelegenen Regierungs-Palast ergriffen, beehrten Männer wie Gen. Wheeler, Col. Roosevelt und Gen. Wood das Restaurant, das in kurzer Frist das Hauptquartier der Zeitungsleute geworden, nicht selten mit ihrem Besuche. Die Vertreter der New Yorker Vierhundert, Col. John Jacob Astor, Capt. Chanler u. A. fanden hier nach den Strapazen des Feldzuges in der ausgehungerten Stadt eine verhältnißmäßig wohlbesetzte Tafel für — schweres Geld.

Digitized by Google

Der armen Thiere halber freut man sich beinahe, daß es nur eine einzige Pferdebahnlinie in Havana giebt, denn ihre Kutscher sind die brutalsten Bestien.

Doch um auf den Punkt zurückzukommen, von dem ich ausgegangen war: die Bettler von Havana sind keineswegs eine Folge von Hungersnoth, wie der Fremde sehr leicht zu glauben geneigt ist, sondern eine alte ehrwürdige spanische Institution. Wie ich oben sagte, von einem Mangel an eigentlichen Nahrungsmitteln war nie die Rede; wer Geld hatte, um zu kaufen, oder Schamlosigkeit, um zu betteln, darbte nicht. Noth und Hunger kannte man nur in den Häusern der anständigen, ehrlichen Handwerker, Arbeiter und Bureau-Gehilfen, die durch Schließung von vielen Werkstätten und kommerziellen Instituten brotlos geworden waren, die sich scheuten, zu betteln oder der öffentlichen spanischen Wohlthätigkeit, die während der Blokade jedem Armen in ihren Volksküchen eine Mahlzeit verabreichen ließ, zur Last zu fallen.

---

10. Sept. Die amerikanischen Räumungskommissäre treffen in Havana ein.

11. Sept. Die Insurgenten auf den Philippinen nehmen den Spaniern eine Position um die andere.

12. Sept. Admiral Cervera und die spanischen Kriegsgefangenen treten die Heimfahrt nach Spanien an.

14. Sept. Die Insurgenten räumen die Vorstädte Manila's.

17. Sept. Die spanische Friedenskommission wird ernannt. — Die amerikanischen Friedenskommissäre reisen nach Paris ab.

20. Sept. Das erste amerikanische Banner wird auf dem Hotel der amerik. Räumungs-Kommission in Havana geführt.

Blanco ist Herr in Kuba.

Havana, 27. Sept. 1898.

Wenn der Einwohner von Kuba — Spanier und Kubaner, beide habe diese Gewohnheit—Jemandem aus der Ferne zu verstehen geben will, daß er näher kommen möge, daß er mit ihm zu sprechen wünsche, so macht er dieselbe Handbewegung, mit der alle anderen Christenmenschen auf der Welt andeuten, daß ihnen Jemand vom Leibe bleiben möge, und umgekehrt.

Diese merkwürdige Verkehrtheit bereitet dem unbefangenen Fremden drollige oft aber auch sehr unangenehme Ueberraschungen. Am meisten, und zwar ohne eigentlich die Ursache zu verstehen, profitirt der Bettler von der Unkenntniß der Landessitte seitens des Fremden. Er glotzt einen dumm und stumm und bittend und immer zudringlicher werdend an, ohne es zu vermögen, die heftig „heranwinkenden" Geberden des Fremden mit dessen ärgerlicher Miene und rauh klingenden Worten zu vereinigen. Was bleibt einem schließlich anders übrig,als in die Tasche zu greifen, nur um den Zudringlichen los zu werden.

Andererseits habe ich beobachtet, daß Amerikaner sich in die scheußlichsten Verlegenheiten brachten, weil sie die „abwinkenden" Geberden der, ob ihrer unschuldigen Koquetterie häufig mißverstandenen Senoritas falsch gedeutet hatten.

Unwillkürlich kommt man bei Betrachtung der politischen Lage von Kuba auf die Idee, daß in der Auslegung der Bestimmungen des Friedensprotokolls ein ähnlicher, aber der einen Seite nicht so ganz unbewußter Irrthum vorliegt.

„Kommt, schickt Euere Kommission, Eure Soldaten, ergreift Besitz von der Insel", winkt Sagasta die Amerikaner herbei, und „sofort zu beginnende Räumung" wird General-Kapitän Blanco in dem Friedens-Protokoll bedeutet.

Blanco hat diesen spanischen Wink offenbar im spanischen Sinne aufgefaßt, denn bis jetzt deutet hier auch absolut nichts an, daß eine Räumung der Insel bevorsteht; die Amerikaner—fast scheint es, als hätten auch sie einmal spanisch verstanden — haben eine ohnmächtige Kommission von drei würdigen Militärs geschickt, die General-Kapitän Blanco gar leutselig empfängt. die aber offiziell gar nicht für ihn zu existiren scheint.

Digitized by Google

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß heute noch ein großer Theil des hier garnisonirenden spanischen Militärs und vielleicht Blanco selbst davon überzeugt ist, daß es spanischer Diplomatie am Ende doch noch gelingen werde, Kuba dem Mutterlande zu erhalten, daß sich während der Verhandlungen in Paris etwas ereignen müsse, das ihnen die Schande ersparen werde, als Besiegte, ohne je einen Schwertstreich gethan zu haben, nach Madrid zurückzukehren.

Mag das hier folgende Gespräch zwischen zwei spanischen Offizieren, die auf Stühlen vor uns im Park saßen, als Muster für deren Anschauung gelten. Ein texanischer Freund, der gut spanisch spricht, übersetzte es mir:

„Ich stimme nicht mit Ihnen überein, ich rathe Ihnen, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß wir gehen müssen, Amigo; ja wir werden gehen müssen!"

„Und ich sage Ihnen, wir werden nie gehen! Ich kann, ich will es nicht glauben! Meinen Sie etwa, wir hätten die kolossalen Befestigungen nur gebaut, um den Yankees die Arbeit zu ersparen?"

„Aber was können wir machen, wenn man in Madrid zu feige ist, einen wirklichen Krieg zu führen?"

„Haben wir nicht Hunderttausende von erprobten Truppen hier? Wenn man die wirklich nach Spanien zurückschicken will, warum hat man nicht längst begonnen? Wenn Sie Recht haben, so sind wir dem Vaterlande hier absolut unnütz, man würde Geld sparen, packte man uns sobald als möglich auf die Schiffe. Aber haben Sie von solchen Absichten gehört?"

Der halsstarrige Offizier hatte Recht: Niemand merkt hier, daß Spanien die Absicht hat, die Insel an die „Yankees" abzutreten.

Wäre Blanco ein jüngerer Mann und weniger königstreu, als es den Anschein hat, so läge die Vermuthung, daß er sich mit napoleonischen Gedanken trage, am nächsten: „Blanco I., König von Kuba."

Das klingt nicht schlecht und, bei Gott, ich weiß nicht, ob ein solcher „Job" nicht mancher stolzen alten europäischen Monarchie vorzuziehen wäre.

Von Blanco spricht Jedermann mit der größten Hochachtung. Der spanische Geschäftsmann weiß in ihm den Protektor zu schätzen, der ihn, wenigstens theilweise, gegen die Erpressungen der Beamten schützt. Der Fremde rühmt seine Ehrlichkeit, seinen Gerechtigkeitssinn und Unparteilichkeit. Viele Amerikaner insbesondere haben Ursache, — und zu ihrer Ehre sei's gesagt, sie thun es auch offen und ohne Rückhalt — Blanco's Großmuth anzuerkennen. Es wird unter Anderem erzählt, daß er kurz nach der Kriegserklärung in seine eigene Tasche griff, um verschiedene zufällig mittellose amerikanische Zeitungskorrespondenten, die ihm tausendfältigen Aerger bereitet, nach den Vereinigten Staaten zurückzuspediren und sie so vor der Volkswuth zu schützen. Selbst die Kubaner führen keine Klage gegen Blanco und können manches Beispiel erzählen, das beweist, daß er Uebergriffe seiner Offiziere gegen Eingeborene streng ahnte.

Blanco mag Feinde in Madrid haben, in Havana hat er nur Freunde. Was könnte ihn unter dem jetzigen Waffenstillstand und bei der riesigen Einfuhr verhindern, seine Armee auf Jahre hinaus zu verproviantiren und mit Munition zu versehen?

Blanco ist sich der Stärke seiner Situation wohl bewußt und hat der amerikanischen Kommission auf ihre matten Vorstellungen hin mehr als einmal in deutlichen Worten zu verstehen gegeben, daß er Herr im Lande sei.

Blanco hat den enormen Vortheil für sich, daß der kubanische Beutepolitiker einzusehen beginnt, daß mit der Etablirung eines amerikanischen Protektorats alle die Chancen auf Erpressungen und Diebereien, um die er die spanischen Beamten so heiß beneidet

Digitized by Google

hat, dahinschwinden, denn daß ihm die amerikanischen Platt's, Croker's, Quay's und Alger's über sind, kann sich selbst der eitle Kubaner nicht verhehlen.

Der Generalkapitän hat keine persönlichen Feinde in der kubanischen Armee, viele von ihm ernannte „autonomistische" Beamte dagegen unterhalten freundliche Beziehungen zu den Insurgenten. Die Letzteren sind vorläufig noch rabiate „Kubaner", die von Annektirung, ja von einem amerikanischen Protektorat absolut nichts wissen wollen. Derselben Gesinnung sind die zahlreichen Arbeiter, Handwerker und Handlungs-Gehilfen in Havana, die zu gleichen Theilen spanischer und kubanischer Abkunft sein mögen.

Die kleinen Kaufleute und Krämer, zu welchen die Spanier das größte Kontingent stellen, waren Anfangs die stärksten Annexionisten, aber in den letzten Wochen, nachdem in Hunderten von Versammlungen von zehnerlei politischer Färbung die Zukunft Kuba's besprochen worden, hat die Gesinnung dieser Bevölkerungsklassen einen so radikalen Umschwung erfahren, daß eine Abstimmung mit großer Majorität gegen Annektirung entscheiden würde. Die Furcht vor amerikanischem Unternehmungsgeist, der die an das „Manana" *) gewöhnten hiesigen Krämer aus ihrer Sphäre drängen könnte, einerseits, und die Gefahr, daß die Insel von amerikanischen Schwindlern überschwemmt würde, haben am meisten zu diesem radikalen Umschwung beigetragen. Der amerikanische Schwindler hat stets ein ergiebiges Feld in Kuba gefunden, und da er in so großer Zahl auftrat, ist es kein Wunder, wenn man hier eine geringe Meinung von der Ehrlichkeit der Amerikaner im Allgemeinen hegt.

Die Frage ist jetzt, was wollen alle diese Leute, wenn nicht Annektirung oder amerikanisches Protektorat? Eine unabhängige Republik, oder — —?

*) Morgen.

Ja, wenn in Kuba ein großer Mann lebte, der allen genehm wäre, wie Blanco und daneben die Fähigkeit besäße, alle diese verschiedenen Fraktionen, die die fast unabwendbar scheinende Gefahr der Annektirung ohnehin einander bereits viel näher gebracht hat, auszusöhnen, mit schlauer Politik den einen Schweinehund durch den andern umbringen zu lassen, und schließlich mit starker Hand, gestützt auf das wohlorganisirte Okkupationsheer, ein gerechtes Regiment, eine ehrliche Verwaltung zum Heil des ganzen Landes einzuführen, ihm wäre der Lorbeer des Diktators, vielleicht eine Krone sicher. Die Amerikaner geben ihm wahrlich Zeit und Gelegenheit genug zur Ausführung dieser Pläne.

Aber Blanco scheinen solche Gedanken fremd zu sein; er könnte sie auch nicht ausführen, denn trotz aller seiner Vortheile und Vorzüge ist er nicht populär, er ist zu pro-spanisch, zu königstreu.

* * *

Sechs bis acht Meilen von Havana entfernt befinden sich die Lager von 2000 Insurgenten, die mit Sehnsucht den Moment erwarten, da sie von den Regierungssitzen in Havana Besitz ergreifen können. In der Nähe von Matanzas und Cienfuegos und fast allen bedeutenden Orten lagern gleichfalls Tausende von Rebellen, welche ungeduldig sind, die weichen Betten der spanischen Regierungsbeamten einzunehmen. Man erzählt, daß diese Insurgenten sich in der höchsten Nothlage befänden und der Räumung der Spanier mit Ungeduld entgegensähen. Man erzählt aber auch, daß die Stimmung unter diesen Insurgenten gegenüber den Amerikanern, die anscheinend Nichts thun, die Räumung seitens der Spanier zu beschleunigen, nicht mehr die alte freundschaftliche sei, wie früher.

Diese Insurgenten, die drei Jahre lang unter den schwersten Entbehrungen, wenn nicht gerade mit großer Bra-

Digitized by Google

vour, doch mit erstaunlicher Hartnäckigkeit gegen die Unterdrücker gekämpft haben, sehen sich am Ende des Aufstandes, da sie schon die Hand nach dem Siegespreis auszustrecken glaubten, dem starken Bundesgenossen gegenüber, der ihnen ein energisches „Halt" zuruft.

Ich höre von allen Seiten, daß die Insurgenten tief von der Haltung der amerikanischen Regierung enttäuscht sind. Wohlunterrichtete, seit Langem hier ansässige Deutsche und Engländer sind der Meinung, daß wenn die Amerikaner auf einem Protektorat und späterer Annektirung bestänben, eine Fortdauer der Revolution unvermeidlich sei. Und in der That deuten die Aeußerungen der Kubaner darauf hin, daß sie entschlossen sind, die Annektirung der Insel so unangenehm wie möglich zu machen.

Nach Allem, was ich höre und sehe, hegt man selbst unter der besitzenden Klasse der Fremden sowohl, als der Kubaner und Spanier nicht die in den Ver. Staaten fast allgemein geltende Meinung, daß mit der Herrschaft der Insurgenten der jüngste Tag für Kuba anbreche. Schlimmer als die spanische Regierung, heißt es allgemein, kann es die republikanische auch nicht treiben. Die Hoffnung, selbst die Zügel in die Hand zu bekommen und so die Geschicke des Landes zum Besten lenken zu helfen, mag manchen Fremden in dieser Anschauung bestärken, und wenn es gelingen sollte, die verluderten Insurgenten zur Rückkehr zu einem geordneten friedlichen Lebenswandel auf den Plantagen zu bewegen, so dürfte das allerdings für die Bewohner von Kuba die wünschenswertheste Lösung der Frage sein.

In Havana und vielleicht in allen westlichen Provinzen, wo die spanischen Grundeigenthümer und Geschäftsleute so zahlreich sind und schnell aufblühender Handel und Plantagenbau den entwaffneten Insurgenten guten Verdienst sichern würden, sollte sich die Pacifizirung des Landes wohl sehr schnell vollziehen. Anders in Santiago de Cuba und Puerto Principe, wo die Bevölkerung zu fast zwei Drittheilen farbig ist und die Insurgenten-Banden zum größten Theil von Negern befehligt werden. Die undurchdringliche tropische Wildniß dieser Provinzen ist zu verlockend, um das „Revoluzzern" nicht noch eine Weile fortzusetzen, besonders wenn neu erblühender Handel und Gewerbe in den Küstenstädten es wieder lohnend machen.

* * *

Ich habe den Kubanern, wenigstens jenen, die ich hier kennen lernte, bereits in einem früheren Briefe Abbitte gethan für meine Aeußerungen von Santiago aus und wiederhole gerne, daß ich in Havana weit bessere Menschen unter ihnen entdeckte, als dort unten. Die Thatsache, daß so viele fremde Bewohner von Havana für die Sicherheit ihrer Person und ihres Besitzes nicht mehr, als unter spanischer Herrschaft fürchten, spricht sicherlich nicht gegen sie. Kubanische Politiker hätten schon einen tüchtigen Batzen zu stehlen, um nur die durch spanische Räumung ersparten Kosten zur Unterhaltung des Heeres klein zu machen, von den Diebereien des spanischen Beamtenheeres gar nicht zu reden. Wenn also auch die Kubaner gerade keine Engel sind, so hält man hier doch das Geschäfts-Interesse und die Wohlfahrt des Landes keineswegs durch die Etablirung einer unabhängigen Republik in Frage gestellt.

Nur eine Klasse von Kubanern, aber sie ist sehr gering, wünscht die Annektirung seitens der Vereinigten Staaten: der kubanische Großgrundbesitzer, der durch den Influx amerikanischen Geldes und Unternehmungsgeistes den Werth seines Eigenthums zu steigern und eventuell für einen hohen Preis zu verkaufen hofft. Nur in sehr vereinzelten Fällen hat man es bis jetzt riskirt, mit der Wiederaufnahme des Plantagenbaus zu beginnen. Erst mit dem Eintritt von Ruhe und Ordnung

Digitized by Google

kann die Bodenkultur wieder gewinnreich werden.

Wie die spanischen Großgrundbesitzer, die angeblich 75 Prozent allen Landes auf der westlichen Hälfte von Kuba besitzen, über die zukünftige Regierungsform denken, ist schwer zu sagen. Sie schweigen und warten ab. Doch will es mich bedünken, daß sie eine unabhängige Republik schon deshalb einer unter dem Einflusse der Verein. Staaten stehenden Regierungsform vorziehen dürften, weil sie, das reichere, kräftigere Element, gar bald die Oberhand über die Kubaner zu erlangen im Stande sein dürften, was ihnen in dem annektirten Kuba kaum gelingen dürfte.

Viele von diesen spanischen Großgrundbesitzern sind Kaufleute in Havana und anderen Städten und als solche auf das Engste mit spanischen Handels-Interessen verbunden. Daß ein amerikanisches Protektorat oder gar Annektirung diese Handels-Interessen mit Spanien nicht gerade fördern, hingegen den Ver. Staaten alle Vortheile aus erster Hand zu gute kommen lassen würde, gilt für sie als ausgemachte Sache und hat manchen stolzen Spanier für „Cuba Libre" gewonnen.

Bei reiflicher Betrachtung der Situation kann man sich dem Gedanken unmöglich verschließen, daß je länger die jetzigen Zustände hier dauern, je größer die Hindernisse werden, die sich amerikanischer Intervention in Kuba, welche Form sie auch annehmen mag, entgegen stellen.

Nachdem man aber so lange gezögert, offenbar, weil man in Washington nicht recht wußte, wie die Sache anzufangen, und sich schließlich damit begnügte, eine macht- und kraftlose Kommission zu schicken, hat man den Bewohnern von Kuba Zeit gelassen, sich die Sache von ihrem eigenen, selbstsüchtigen, kleinen Standpunkt aus zu betrachten, ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt, zu der Erkenntniß zu gelangen, daß bei einem Tausche des spanischen mit dem amerikanischen System, man vom Regen in die Traufe gelangen werde.

* * *

Wenn man sich die Sache bei rechtem Lichte besieht, so ist diese spanische Regierung gar nicht so grausam und scheußlich, wie sie häufig dargestellt worden ist. Im Gegentheil, sie legt ein großes Verständniß und väterliche Nachsicht für alle jenen kleinen menschlichen Schwächen an den Tag, für die ein amerikanischer Presbyterianer oder Methodist nur Verdammung hat. Zugleich sorgt sie aber auch dafür, daß die Kubaner und Spanier in ihrem dummen Unterthanen-Verstande nicht über die Stränge schlagen, und legt ihnen zu diesem Zwecke eine zur Mäßigkeit zwingende Geldbuße auf. Es ist die alte Geschichte von jenem alten Mönch, der des Papstes Ablaß mißbrauchend, von Ort zu Ort zog mit der Legende: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt." Nur muß in diesem Falle das Geld im Kasten klingen, ehe man noch gesündigt hat.

So kann man z. B. laut öffentlichem Anschlag gegen Entrichtung einer Licenz-Gebühr von $30 per Monat eine Spielhölle eröffnen. Die Folge davon ist, daß sich solche fast an jeder Geschäftsstraße aufgethan haben. Diese sind von Morgens früh bis 12 Uhr Nachts offen und locken ihre Kunden, meist Leute, die nicht mit Tausenden rechnen, weil sie so viel Geld nie gesehen, durch Pianospiel, Orgeln und dergleichen von der Straße in ihr Lokal. Das weitaus beliebteste Spiel dieser Klasse ist eine Art Roulette: Eine Anzahl von Kugeln, mit Nummern versehen, wird in eine aus Draht geflochtene, rotirende Hohlkugel geworfen. Wenn die Spieler ihre auf dem Tische gemalten Nummern bezeichnet haben, läßt der Spielhalter eine der numerirten Kugeln aus dem Behälter fallen, die den Gewinner bestimmt. Hier wer-

Digitized by Google

den keine Vermögen verloren, aber noch viel weniger gewonnen.

Die „bessere Klasse" der Spielhöllen befindet sich in anscheinend sehr respektablen Privathäusern. Hier muß man trotz der Licenz eingeführt sein, um Zutritt zu erhalten. „Monte" heißt das gebräuchlichste Spiel, das ich bei meiner Unkenntniß der Karten nicht näher zu beschreiben weiß. Der Spielhalter ist in der Regel ein von Diamanten strahlender, mit aufdringlicher Eleganz gekleideter Spanier, der wie ein Gentleman ab und zu geht und anscheinend mit dem Spiel nichts zu thun hat. Der geringste Satz ist hier ein Peso (der spanische Dollar, etwa 60 Cents amerikanisch); aber häufiger als Silber sieht man hier den goldenen Schein des Centenne, etwa $5 in unserem Geld.

Offiziere bilden mindestens zwei Drittel der Kundschaft dieser Häuser. Wo sie das Geld zu solch' kostspieliger Passion her haben, mögen Gott und die todten Kubaner wissen; von Spanien haben sie's nicht, denn das schuldet ihnen das Gehalt seit vielen Monaten. In einem dieser Salons hatte der Croupier eine Menge kleiner weißer Zettel von seinen Opfern, die des Königs Rock trugen, eingeheimst — — —. Nein, es waren keine Anweisungen auf des Königs Kasse; die kleinen Papierchen galten je ¼ Centenne, für die das Gold vorher beim Croupier erlegt war.

Die auch in den Ver. Staaten bekannte Lotterie Havana's, deren Profite in die Regierungskasse fließen, ist das Glücksspiel aller Klassen. Trotz Allem, was man mit Recht oder Unrecht über dieses Institut gesagt und geschrieben, dem Havanesen hat man das Vertrauen nicht geraubt. Der Hauseigenthümer spielt nach wie vor sein volles Loos für $10, der Krämer seinen halbes Loos und der Arbeiter seinen Antheil für 50 Centavos. Kaum ist eine Ziehung vorbei, so tönt schon wieder auf allen Straßen, in allen Cafés der Ruf der unzähligen Lotterie-Hausirer, der klingt, wie ein lateinischer Hexameter. Männer und Greise, Weiber mit Säuglingen auf dem Arme und hübsche, halberwachsene Mädchen vertreiben für die Regierung die Billets.

Mit gleicher Nachsicht behandelt die Regierung alle Verstöße gegen das sechste Gebot, sobald die Sünderin die gesetzlich bestimmte Buße in Gestalt einer Licenzgebühr entrichtet hat. Der Sünder soll auch nicht immer ungestraft davonkommen.

Doch das ist ein heikles Thema, das nur mit Vorsicht behandelt werden kann, besonders in einem Lande, wie Kuba, wo man nur zu leicht statt in die Casa Chica, in die Casa Grande und umgekehrt gelangt, ehe man seinen Irrthum gewahr wird. Die Casa Grande ist die ehrbare Familien-Wohnung des wohlhabenden Kubaners und Spaniers, die Casa Chica (das kleine Haus) ist die Wohnung — —, well, seiner anderen Familie. Ich habe mir sagen lassen, daß die Casa Chica gar häufig die luxuriösere sei.

* * *

Was da werden soll, wenn die Amerikaner Kuba wirklich annektiren und in löblichem Eifer amerikanische Moral einzuführen suchen sollten, ist ein Räthsel. Man denke sich „Raines' Law *) in Havana! Die Gebeine des alten Columbus würden sich, glaube ich, noch im Grabe herum drehen, hätten die New Yorker Korrespondenten nicht schon „Asche" aus ihnen gemacht.

---

24. Sept. Betreffs der Räumung Cuba's stellt der Präsident ein Ultimatum.

26. Sept. Die amerikanische Friedens-Kommission trifft in Paris ein.

27. Sept. In Washington treffen Sendboten Aguinaldo's ein.

7. Oktober. Die erste gemeinsame Sitzung halten die Friedens-Kommissäre zu Paris. — Vom Präsidenten wird das neue Militär-Departement Porto Rico kreirt.

18. Oktober. Die Vereinigten Staaten ergreifen offiziellen Besitz von Porto Rico.

---

*) Die Raines Laws reguliren im Staate New York den Verkauf von geistigen Getränken und sind ihrer Härte wegen verpönt.

Digitized by Google

Eine Reise in das Tabak-Paradies.

Per Dampf durch's Land von Havana nach Pinar del Rio. — Hunger, Krankheit und kaum ein einziges versöhnendes Moment.—Kubanischer Eisenbahnbetrieb.—Was die Kugel und die Brandfackel begann, beendeten die Hunde auf den Friedhöfen.—An verwüsteten Heimstätten, den Palmhütten der Reconcentrados, zerscharrten Friedhöfen, Blockhäusern und weiten überschwemmten Marschen vorbei. — Die Dynamit-Anschläge gegen die Züge während des Aufstandes von einem Deutschen geleitet.

Pinar del Rio, Kuba, den 18. Oktober.

Erst eine Reise in das Innere der Insel, in das Herz der einst so reichen, so unendlich fruchtbaren „Vuelta abajo" (Niederland) läßt uns das ganze, gräßliche Elend, das die Revolution und General Weyler über das schöne Kuba heraufbeschworen haben, so recht verstehen und bedauern.

Welch' herrliches Land ist da zerstört worden!

Prächtige Landhäuser liegen in Ruinen, kein einziges, das ist buchstäblich zu verstehen, ist von der Brandfackel verschont geblieben. Cactus und Schlingpflanzen überwuchern die Stellen, wo noch vor drei Jahren blühende Ortschaften standen; kaum daß das Auge ihre Spur entdecken kann. Die Bewohner sind verdorben oder gestorben; Fieber, Hunger und Mauserkugeln haben sie dahingerafft und das Land verödet. Ihre Felder sind zu Wildnißen geworden. Nur die von starken Mauern umgebenen Friedhöfe, an welchen die Bahn vorüberführt, verrathen, daß hier Menschen gelebt und gelitten, bis man ihre Gebeine zur ewigen Ruhe verscharrt. Zur ewigen Ruhe? Nein, nicht 'mal die Todten kommen in diesem Lande des Aufruhrs zur Ruhe. Wo die Menschen zu Bestien wurden, wurden aus den Hunden Schakale, die die Leichen in den Friedhöfen aus der Erde scharren, um den nagenden Hunger zu stillen. Hunger und Krankheit steht in deutlichen, scharfen Zügen in den gelben und weißen Gesichtern der kleinen halbnackten und ganz nackten Bettler geschrieben, die dem Reisenden an jeder Station ihre skeletgleichen Aermchen mit so ernstlich dringender Geberde entgegenstrecken.

Hunger, Elend und Krankheit und kaum ein einziges versöhnendes Element! Und sie wuchern und wüthen mit echt tropischer Grausamkeit und Allgewalt, mitten in einem Garten Eden, dessen üppige, satte Pflanzenpracht wie ein Hohn auf die Leiden von Mensch und Thier, die höheren Geschöpfe, erscheint.

* * *

Es geht nur ein Zug per Tag von Havana nach Pinar del Rio, und der verläßt den Bahnhof um 6 Uhr Morgens. Hatte ich geglaubt, daß der Verkehr auf der Bahn ein sehr geringer sein werde, angesichts der noch immer recht unsicheren Verhältnisse, so war ich erstaunt, eine über Hundert zählende Menge von Reisenden mit ihren Freunden und Verwandten in der Wartehalle der „Estacion Christina" zu treffen. Die meisten waren arme, fast zerlumpte Leute, die in den Wagen der zweiten und der dritten Klasse Platz nahmen, nachdem sie sich von ihren Freunden mit echt kubanischer Ueberschwänglichkeit verabschiedet hatten.

Zwei hübsche junge kubanische Frauen, die offenbar den besten Ständen angehörten, waren die „Star-Passagiere" der ersten Klasse; sie hatten sich eben von einer jüngeren Schwester mit oftwiederholten Küssen auf beide Wangen — nicht auf den Mund, wie bei uns — verabschiedet, und dieser Abschied und die bevorstehende Fahrt in das

Digitized by Google

Entwaffnete spanische Soldaten in Santiago nach der Uebergabe der Stadt.

Digitized by Google

trübe Land, über dem seit Wochen schwere graue Regenwolken hingen, ließ sie schweigend und apathisch in ihren Sitzen verharren, ohne ihren Mitreisenden auch nur einen Blick zu gönnen. Zwei amerikanische Voluntär-Lieutenants in Kaki-Uniformen, die in Pinar del Rio einen Ort zur Etablirung eines Lagers für das Okkupationsheer aussuchen sollten, ein spanischer Militärarzt und verschiedene Offiziere, die zu anderen Garnisonen versetzt waren, ein Guerilla-Lieutenant von äthiopischer Abkunft, wie uns von seinen Kameraden verrathen wurde, der Ueberbringer wichtiger Depeschen von Blanco an den Oberstkommandirenden von Pinar del Rio, ein Dutzend einheimischer Kaufleute, eine Nonne, die eine Kutte aus demselben Stoffe trug, aus der die spanisch-kubanischen Uniformen gemacht wurden, zwei amerikanische Korrespondenten aus dem wilden Westen und ich waren die übrigen Passagiere der ersten Klasse, die übrigens nicht besser eingerichtet war, als irgend ein ganz gewöhnlicher amerikanischer Rauchwagen.

Einen separirten Rauchwagen gab es nicht, denn der Genuß des aromatischen Krautes ist hier überall, unter allen Umständen und ohne jede Beschränkung gestattet.

Ein laut gellender, langgedehnter Pfiff der Lokomotive, das erste Zeichen zur Abfahrt.

Zehn Minuten später giebt ein Mann mit einer Schelle das zweite Zeichen.

Schließlich erscheint der Kondukteur, ein gutmüthiger, schlampig gekleideter Mann von 45 Jahren, und fragt die Reisenden, ob sie zur Abfahrt bereit seien, um endlich auf bejahende Antwort den Zug langsam in Bewegung zu setzen. Es geht durch die Vororte Havana's, dessen Straßen auf dieser Seite wie Fetzen über die Berge herabhängen, an der Festung Atares vorüber, die die Engländer im Jahre 1762 nicht zu nehmen vermochten und deren Besatzung sich hielt, bis Kuba wieder in den Besitz Spanien's überging, ein düsteres altes Mauerwerk, das noch formidabler als Morro oder Cabanas erscheint. Wir eilen an einigen hübschen Landsitzen, inmitten geschmackvoll angelegter, aber arg vernachlässigter parkartiger Gärten, an üppigen Reisfeldern in den Niederungen, Süßkartoffeln-, Welschkorn- und Tabak-Pflanzungen an den Anhöhen vorüber. Statt der soliden Steinbauten begegnen uns schon leichtere Holzbauten; bald machen auch diese den oft beschriebenen Palmhütten der Reconcentrados Platz. Diese sind trotz der frühen Stunde schon an der Arbeit. Ihre Frauen und Töchter, die selbst der ärmste Gatte mit harter Arbeit zu verschonen sucht, hat das Geräusch des vorüberfahrenden Zuges an die Thüren gelockt, von wo aus sie neugierig die Fenster des Waggons mustern; die Männer arbeiten in den Feldern neben den Hütten und lassen ihre Wuth über das schwere Schicksal ihres Landes an den — obstinaten Zugochsen oder den armen viel mißhandelten Pferdchen aus. Jetzt erscheinen die letzten jener unregelmäßigen Bodenerhebungen oder Hügel, die die unmittelbare Nachbarschaft von Havana charakterisiren. Blanco hat sie durch sein treffliches Geniekorps in uneinnehmbare Festungen zu verwandeln verstanden. Sechs Soldaten stehen auf der Spitze der Befestigungen und präsentiren das Gewehr vor dem vorüberdonnernden Zug. Dann geht's hinaus in die wellige grüne Landschaft, in die schwüle regendrohende Luft. Schon wieder fängt es an zu tröpfeln. — Schlanke Palmen reihen sich entlang unserer Bahn und ragen allüberall aus den Zucker- und Maisfeldern und aus dem Gestrüpp verwilderter Pflanzungen empor, so weit der Blick reicht. Die Gegend wird zu einförmig für die früh geweckten Mitreisenden. Heftig klatscht der jetzt in Strömen gießende Regen gegen die schnell geschlossenen Waggonfenster. — —

Digitized by Google

"Calabazar! Calabazar!"

Die erste Station, zwanzig Kilometer von Havana. Hier will man ein großes Lager für das amerikanische Okkupationsheer etabliren. Die Landschaft hat sich vollkommen verflacht. Die rothe Erde, die mir schon dicht hinter Havana auffiel, ist noch röther, noch fetter geworden; sie hat dem in breiten Pfützen angesammelten Regen die Farben der spanischen Flagge mitgetheilt, roth und gelb. Roth und gelb angestrichen leuchtet eine lange Reihe massiver einstöckiger Steinhäuser aus dem tiefen Grün der die Straße einsäumenden Lorbeerbäume zur Linken des Bahnhofs hervor. Dahinter befinden sich in vielen Reihen die Palmhütten der unglückseligen Rekoncentrados, die Weyler aus komfortablen Häusern von dem angestammten Boden vertrieben hatte, um sie hier Hungers sterben zu lassen. Hier in Calabazar befanden sich vor zwei Jahren mehr Rekoncentrados als irgendwo anders in der Provinz Havana. Von den 8000 harmlosen Landleuten, die damals gezwungen wurden, ihre Palmhütten in Calabazar zu bauen, sind keine 2000 geblieben. Weyler hat seinen Zweck erreicht.

In Calabazar scheint eine Unmasse spanischen Militärs zu liegen. Die Straßen wimmelten von blau-weiß gestreiften Jacken. Offiziere promenirten auf dem Perron und drängten sich durch die Bettler und Landleute, die den Zug in großen Mengen erwartet hatten. Trotz der seltsamen, zweifelhaften Lage, in der sich der offizielle Spanier hier befindet, erfuhren diese Offiziere nicht den geringsten Ausdruck der Mißbilligung. Daß man ihnen mit besonderer Hochachtung begegnet wäre, kann freilich auch nicht gesagt werden, aber sie schienen daran gewöhnt zu sein.

Die spanischen Soldaten machten durchweg den Eindruck von Leuten, die schwer gelitten haben. Sie wohnen in großen, lang gestreckten Barracken, die von einem auf Stein- oder Holzpfeilern ruhenden Palmdach gegen Sonne und Regen geschützt sind. Die feuchte Luft, der schwere Tau und die miasmenschwangeren Dünste, die dieser gährende Boden aushaucht, haben freilich Zutritt von allen Seiten in diese improvisirten Kasernen, wo die armen Kerls, wie Sardinen verpackt, auf dem ungedielten Boden oder in Hängematten schlafen. Und trotzdem ist ihr Loos, seit Weyler die Insel verlassen und Blanco an's Ruder kam, ein bedeutend besseres geworden. Während unser Zug wartete, um einige Güterwagen passiren zu lassen, konnten wir beobachten, wie die Soldaten ihr Frühstück, nachdem der eigene Hunger gestillt war, mit den Armen des Ortes, die sich in großen Mengen vor den Barracken ansammelten, theilten.

Während der Blockade hätten sie in den größeren Garnisonen nie Hunger zu leiden gebraucht, erzählte der junge spanische Militärarzt, der ein paar Worte englisch und etwas mehr deutsch sprechen konnte und, wo es ihm fehlte, ein spanisches Wort zu Hülfe nahm. Die Soldaten hatten sogar ihr Brot an wohlhabende Leute in Havana verkauft. Das Militär habe Mehl im Ueberfluß vorräthig gehabt. Das hätte jedoch nicht hindern können, daß kleine Posten von spanischen Soldaten im Lande, die schwer zu erreichen waren, Entbehrungen aller Art erdulden mußten.

Der schwarze Guerilla-Lieutenant und ein Kapitän, der nach Artemisa beordert war, gesellte sich zu unserer Gruppe auf der Platform des letzten Waggons im Zuge. Beide Offiziere hatten einen Jahre langen schweren Dienst entlang der Bahn hinter sich und erklärten offen, daß sie das Ende mit Freude begrüßten.

„Wenn man in Havana stationirt ist," erklärte der Kapitän, „und an den Fleischtöpfen der Regierung sitzt, mag man vielleicht „patriotischer" denken, wenn man aber drei Jahre lang immer

Digitized by Google

und ewig auf der Lauer vor Insurgenten sein muß, wenn man der Unbill des Klimas ausgesetzt ist und wochenlang unter freiem Himmel geschlafen hat, so wünscht man sich den Frieden, was immer es auch kosten mag. Ich hasse die Amerikaner nicht und habe mich mit den Kubanern befreundet, und ich glaube meine Kameraden, die wirklich im Kriegsdienste waren, theilen meine Gefühle."

Der Neger-Offizier nickte energischen Beifall. Es war eine seiner Aufgaben gewesen, eine gewisse Strecke der Bahn, auf welcher wir fuhren, von herumstreichenden Insurgenten zu säubern.

Die Bahn, so erzählte er, während wir mit Windeseile durch die verödete Landschaft sausten, war durch ihren Freibrief gezwungen, jeden Tag wenigstens zu versuchen, einen Zug über die Strecke zu senden. Guerilla-Truppen wurden diesen Zügen zum Schutze mitgegeben. Anfangs führte man diese Guerillas in einem gepanzerten Waggon dicht hinter der Lokomotive mit; an besonders gefährlichen Stellen pflegte der Zug zu halten, und die Soldaten suchten die Strecke ab, wobei es nicht selten zu kleinen Gefechten mit Insurgenten kam. Diese waren jedoch weniger zu fürchten, als die Dynamitbomben, die nicht selten Lokomotive, „Panzer-Car" und Passagier-Waagon zerstörten. Unter der Leitung eines Deutschen, Namens von Zandt, dessen Familie in Oberfranken, Bayern, begütert ist, nahmen diese Zerstörungen durch Dynamit solche Dimensionen an, daß die Regierung, mit der Bahnverwaltung kooperirend, sich veranlaßt sah, jedem Passagierzuge eine Lokomotive mit einer „Panzer-Car" und bis an die Zähne bewaffnete Besatzung vorauszuschicken, um so die Fahrt des hinterher folgenden Zuges zu sichern. Einige dieser „eisernen Vorposten" flogen denn auch richtig in die Luft, während die Züge unversehrt blieben; von Zandt war es jedoch daran gelegen, im Interesse „Cuba libre's" möglichst werthvolles Eigenthum zu zerstören, oder vielmehr gerade das zu erreichen, was die Regierung zu verhindern suchte.

„Wir bekämpfen nicht die Spanier, sondern die spanische Regierung," warf hier ein Kubaner ein, der den Offizieren bekannt und ihnen sehr befreundet schien und dem Gespräche mit großem Interesse folgte. Er war Sohn eines reichen Kubaners aus Santiago und, wie sich später herausstellte, Adjutant von General Verona, dessen Hauptquartier sich in der Nähe von Puerto Golpe befindet.

* * *

„Sehen Sie da! Und hier noch zwei!"

Die Unterbrechung galt der bekannten Figur eines Insurgenten-Offiziers zu Pferde, der eben, bis an die Zähne bewaffnet, hinter dem Zuge auf der Bahnstrecke erschien. Zwei Mambesi zu Fuß, gleichfalls mit Gewehr und Machete bewaffnet, gesellten sich ihm eben zu.

„Wenn wir nicht im Waffenstillstand lebten, könnten sie jetzt Winchester-Kugeln pfeifen hören," bemerkte El Capitan; „blos um die Bahn zu terrorisiren, pflegten unsere Mambi-Freunde ihre Gewehre auf die Züge abzufeuern, und hier und da gelang es ihnen auch, einen unschuldigen Passagier zu tödten oder zu verwunden. Sie fragen, wie kommen diese Leute hierher, weit entfernt von irgend einem Insurgentenlager? Aber sehen Sie sich diese wilde wuchernde Landschaft mit ihren zu Schlupfwinkeln gewordenen Ruinen, ihrem Unterwald und Marschen an; wer kann da die Wege dieser auf eigene Faust herumstrolchenden kleinen Banden erforschen, verfolgen, wer vermag die Motive dieser Leute, einem unbewußten Durste nach „gloire" entstammend, die sie auf diesen abenteuerlichen Zügen leitet, zu verstehen? Aber verzeihen Sie, Teniente, daß ich Sie in Ihrer interessanten Erzählung unterbrach, ich selbst habe mit Capitan von Zandt in Santa Clara, wo er in einem Gefechte

Digitized by Google

fiel, zu thun gehabt", wandte sich der Sprecher an den schwarzen Guerilla-Lieutenant.

„Oh, ich bin gleich zu Ende," fuhr dieser fort; „Capitan von Zandt verband seine Bomben schließlich mit Distanz-Zündern. Sie ließen den „eisernen Vorposten" ruhig passiren und brachten die Bombe erst zur Explosion, wenn der eigentliche Zug die verhängnißvolle Strecke erreichte. Das passirte einige Male, ohne daß wir im Stande gewesen wären, es zu verhindern; dann fand die Bahnverwaltung es unmöglich, Lokomotivführer und anderes Zugpersonal für ihren Dienst zu gewinnen, obwohl sie horrende Preise offerirte, und einigte sich schließlich mit der Regierung, ihre Züge nicht über die Provinz Havana hinauszuschicken. Aber selbst das war eine gefährliche Aufgabe."

Die herrliche Landstraße oder Heerstraße, die uns bisher zur Rechten begleitet hatte, bog hier ab; kleine, massive, rothe Thürmchen, die vor Erfindung des Telegraphen als Signalstationen dienten, zeichneten die Richtung der Straße auf viele Meilen in die Ferne. Sie führt auf einigen Umwegen nach Coloma und anderen Punkten auf der Südwestküste von Pinar del Rio und kann den allerbesten derartigen Straßen in der Nachbarschaft von New York an die Seite gestellt werden. Wir hatten „Santiago", das Calabazar auf's Haar ähnlich war, und Gabriel, ein Reконcentrado-Dorf, hinter uns gelassen und näherten uns der Grenze von Havana. Rechts und links von der Bahn, in Zwischenräumen von etwa 5 Meilen, befinden sich die sogenannten Fortina's, kleine Forts, die bald aus starkem Holz, bald aus Stein, oder aus Eisenbahn-Schienen, dicht an einander gefügt, gebaut sind und jedenfalls einen guten Schutz gegen Insurgenten-Kugeln gewähren. Sobald ein Zug vorüberfährt, tritt die spanische Besatzung an und präsentirt das Gewehr. Ich machte mir den Spaß, eine Hand voll billiger Cigarren über die Häupter dieser Wache auszustreuen, was eine sofortige Demoralisation zur Folge hatte. Mit den Cigarren fiel alle Disziplin.

Hier hatte jede Bodenkultur aufgehört; wir fuhren Meilen über Meilen, ohne einen Menschen zu sehen, außer den spanischen Wachen. Ich deutete auf die Karte und fragte den Militär-Arzt: „Wo sind diese Dörfer, diese Städte?"

Er zuckte mit den Achseln und wies mich auf einen Friedhof, der dicht neben dem Bahnbett sichtbar wurde: ein viereckiger Komplex, von einer hohen, massiven Mauer umgeben, am Eingange mit einer Facade geziert, wie sie mancher Kirche Ehre gethan hätte; im Innern nichts als wildes Gestrüpp, da und dort altes, zerfallenes Gemäuer, kein Kreuz, kein Stein! Ein Friedhof, wie ich sie zu Dutzenden entlang der Bahn gesehen hatte, häufig ohne eine Ortschaft in der Nähe entdecken zu können.

„Hier haben die hungertollen Hunde gehaust, die Leichen herausgescharrt und verzehrt, und Alles zerstört, so daß sie nicht mehr die Spur eines Grabmales erkennen können," erklärte der Arzt. „Schließlich mußte Militär aufgeboten werden, um die Bestien zu vertreiben."

* * *

Artemisa ist die erste Station jenseits der Grenze von Havana. Hier beginnt die berühmte Vuelta Abajo, die den aromareichsten Tabak der Welt produzirt.

Der Aasgeier, den das Pusten unserer Lokomotive bisher aus jeder Ruine aufgescheucht hatte, der in der Verwesung und dem Verfall anderer Orte an der Bahn ein wahres Schwelgerleben führen mochte, war hier verschwunden. Den ganzen Weg bis hinunter nach der Stadt Pinar del Rio tauchte er nur in einigen wenigen Exemplaren auf. Man erklärte, daß das Land so verarmt sei, daß nicht ein-

Digitized by Google

mal dieser, vom Elend seiner Mitgeschöpfe lebende Vogel sein Leben fristen könne.

Um Artemisa herum ist der Boden plötzlich, fast ohne Uebergang, ganz schwarz geworden. Die Tanne erscheint in großer Menge und macht der Palme die Krone Flora's streitig. Von der Tanne („pino") hat die Provinz Pinar del Rio den Namen.

Nicht allzu weit von Artemisa bot sich uns eine überraschende Erscheinung. Auf der einen Seite des Bahnbettes befand sich eine spanische Fortina, die durch dicht neben einander in die Erde gerammte Palmstämme noch besonders geschützt war. Die acht Mann starke Besatzung präsentirte, als wir vorüber fuhren und grüßte dann über das Bahnbett hinüber. Dort auf der andern Seite waren acht Mambesi, echte dunkle, zerlumpte kubanische Insurgenten, unter die Waffen getreten. Auch sie salutirten den Zug und erwiderten dann den Gruß der Spanier auf der andern Seite. Ich sah sie dann auf der Mitte des Bahnhofes zusammentreten und in längerem, offenbar recht freundschaftlichem Gespräche verharren.

Es brauchte keinen Ausdruck der Verwunderung; unser spanischer Militärarzt erklärte freiwillig, daß ein derartig freundschaftlicher Verkehr zwischen spanischen Soldaten und kubanischen Insurgenten zur jetzigen Zeit des Waffenstillstandes an der Tagesordnung sei. Er hatte die beiden Posten dort unten sogar schon beim Austausch von Lebensmitteln überrascht. Die Insurgenten wohnten in einer Palmhütte gegenüber der Fortina und warteten nur auf das Abziehen der Spanier, um von deren Behausung Besitz zu ergreifen.

* * *

Der Bahn stellen sich hier einige Hindernisse entgegen, deren Ueberwältigung verhältnißmäßig große Unkosten verursacht haben muß. Meilenweit durchschneiden wir auf hohem Damme tiefe Marschen, die der andauernde Regen fast ganz unter Wasser gesetzt hat. Flüßchen, die zu dieser Zeit des schweren Regenfalles zu Strömen angeschwollen waren, mußten durch starke Steinbauten überbrückt werden. Die Bahn, ein englisches Unternehmen wie fast alle „Ferro carrils" auf der Insel, ist im Allgemeinen recht solide gebaut. Den Komfort, an den der Reisende in amerikanischen Zügen gewohnt ist, vermißt man freilich ganz und gar. Mit dem Bau wurde vor 13 Jahren begonnen; heute ist die Endstation Pinar del Rio, doch will die Kompagnie ihre Schienenstränge nach beschlossenem Frieden bis nach Coloma und anderen Küsten-Orten des Südens ausdehnen. Sie beherrscht die ganze „vuelta abajo" und ist vorläufig ohne jede Konkurrenz. Die bereits erwähnte herrliche Landstraße, die mit der Bahn fast parallel, aber etwas mehr nördlich näher der Sierra, vorüberleitet, dürfte sich vorzüglich für die Anlage einer elektrischen Bahn eignen, die den Personenverkehr durch Reduzirung der enorm hohen Fahrpreise der Engländer mit Leichtigkeit an sich reißen könnte.

In der Nachbarschaft von San Christobal tritt auch unsere Bahn sehr nahe an die Sierra, die Höhenzüge, heran, welche so zu sagen das Rückgrat der Provinz Pinar del Rio bilden und sie von Nordosten nach Südwesten in der Mitte durchziehen. Hier werden die Baumarten etwas vielfältiger, namentlich tritt Lorbeer und Mango und wie die tropischen Pflanzen-Riesen alle heißen, in kleinen Gruppen, offenbar die Reste von der Kultur gewichenen Waldungen, auf.

Die kleinen Fortinas entlang der Bahn sind weder von Spaniern noch Kubanern besetzt; es scheint, als ob die Gegend von San Christobal als neutrales Territorium gelte, in Folge dessen sich auch jede Spur von Bodenkultur wieder verloren hat.

Bei Puerto de Golpe besuchten uns einige Adjutanten von General Verona, der mit 700 Insurgenten in der Nach-

Digitized by Google

barschaft lag. Sie waren sehr betreten darüber, daß die Regierung in Washington sich nicht mit ihnen in Verbindung gesetzt hatte, und wollten denn doch endlich 'mal wissen, woran sie seien.

Den Endpunkt der Bahn, Pinar del Rio, ein hübsches Städtchen von 7000 Einwohnern, erreichten wir Nachmittags gegen drei Uhr.

Die Stadt Pinar del Rio.

Pinar del Rio, Kuba, den 25. Oktober 1898.

Umgeben von Erdwällen und Gräben und von einem mehrfachen Zaun von Stacheldraht eingeschlossen, erhebt sich auf einem Hochplateau von geringer Ausdehnung der Hauptort der Provinz gleichen Namens, Pinar del Rio. Von den Zinnen der Kaserne, ehemals ein Kloster, herab, vermag man die ganze weite, wellige „Vuelta Abajo" zu beherrschen, die am nördlichen Horizont von einer blauen Hügelkette abgegrenzt wird, sich im Süden aber in die Ferne ausdehnt, soweit das Auge reicht.

Ueppig schießt zwischen und über den niedrigen Häusern das mannigfaltige Grün eines tropischen Baumwuchses empor und verleiht dem ganzen Städtchen das Aussehen eines großen Gartens. Gegen Südwesten fällt das Hochplateau sanft zu dem Niveau der sie umgebenden Landschaft herab, während es im Nordosten beinahe jäh abbricht. Hier, dicht an dem aus Holzlatten konstruirten Stadtthor befindet sich der „Palast" des Gouverneurs der Provinz, ein hübsches, einstöckiges Gebäude mit einer geräumigen Säulenhalle, die einen Blick auf die übliche „Plaza" gestattet, wo sich schlechte spanische Gärtner wie gewöhnlich nach Kräften bemühen, die herrliche Natur zu verunstalten.

Eine Allee breitästiger Bäume führt von hier an dem „Hospital Civile" vorüber, das übrigens seit Beginn der Revolution in ein militärisches Hospital umgewandelt worden. Wie alle derartigen öffentlichen Institute in diesem widerspruchsvollen Kuba, Asyle, Altenheime, Krankenhäuser, ja, Gefängnisse, befindet es sich in vortrefflicher Lage und vorzüglichem Zustande. Es ist sicher das schönste Gebäude, das ich in Pinar del Rio gesehen habe. Es zählte momentan kaum hundert Patienten, und die waren meistentheils aus den Fortinas in den Bergen gekommen; in der glücklichen „Vuelta Abajo" hat man weniger von Fieber und anderen Seuchen zu leiden.

Ueber einen holprigen Weg geht es an den Palmhütten der Rekoncentrados vorüber, die Hauptstraße der Stadt hinunter. Zwar führt die Eisenbahn nach Pinar del Rio und ihr Verkehr ist kein geringer; zwar münden zwei große Heer- und Landstraßen, die eine von Coloma, die andere von Artemisa, hier ein; zwar hat man zwei für die Ortschaft sehr bedeutende Hotels, die nicht existiren könnten, wäre es nicht um die Reisenden, und doch wurden wir Drei, meine westlichen Kollegen und ich, angestaunt und angegafft, wie der Feuerfresser im Dime-Museum. Man sagte uns nachher, wir seien die ersten Amerikaner in der Stadt gewesen, die nicht wie „New Yorker Tabakshändler" aussahen. Wir mußten förmlich Spießruthen laufen unter dem Kreuzfeuer der dunklen Augen neugieriger Kubanerinnen, den unverschämt musternden Blicken spanischer Offiziere und jenen der Bürger und Krämer, die uns bis auf unsere Taschen zu prüfen und abzuschätzen schienen, was so Amerikaner wohl für sie werth seien.

Das schöne Geschlecht überwog auch hier die Männer so auffällig an Zahl, daß ich meinen schon unterwegs begonnenen Zensus fortsetzte und zu dem Resultate gelangte, daß auf je 7 bis 8 weibliche Wesen ein Mann kommt. Was war aus all' den Andern geworden? Daß die Rebellen-Armee von höchstens 30,000 Mann für alle diese

Digitized by Google

weiblichen Wesen Väter, Söhne, Brüder und Gatten, kurzum, Ernährer stellen könnte, ist offenbar ausgeschlossen.

* * *

In Pinar del Rio hatten sich seit Weyler's berüchtigtem Erlaß 500 Reconcentrados gesammelt, eine verhältnißmäßig geringe Zahl, die denn auch wenig oder gar keine Noth zu leiden hatten. Es kam uns fast unnatürlich vor, keine dieser wandelnden Anklagen gegen spanische Tyrannei, keine halbverhungerten Kinder, keine Aussätzige, keine Bettler zu finden. So schnell gewöhnt man sich an solches Elend, daß Einem schließlich etwas fehlt, wo man es nicht trifft. Die Bürger der Stadt hatten sich der Reconcentrados in den schlimmsten Zeiten angenommen, damals als Maceo mit seinen 8000 Mann auf dem Wege von Santiago nach Cap Antonio, dem anderen Ende der Insel, sengend, brennend und mordend durch das Land zog. Dicht an der Straße nach Coloma war's zwischen dem Rebellenhäuptling und den Spaniern zur „Schlacht" gekommen. Maceo sprengte mit einer großen Reiterschaar an die Positionen der Spanier heran, ließ sie ihre paar Gewehre abfeuern und zog sich dann schnell und tapfer in die Berge zurück. Einige sechzig Rebellen ließen, von spanischen Kugeln getroffen, ihr Leben auf dem Schlachtfelde. Die Spanier, angeblich 6000 Mann stark, wurden am Abend im Triumphe in der Stadt empfangen, die zu vertheidigen sie Barrikaden in den Straßen errichtet hatten.

Das war vor mehr als zwei Jahren. Seitdem hatte sich Pinar del Rio, die Stadt meine ich und ihre nächste Nachbarschaft, Dank einer starken militärischen Besatzung und der Beschaffenheit des Landes, die den Insurgenten das Operiren fast unmöglich machte, verhältnißmäßig ruhiger Tage zu erfreuen, die die Saat und manche Ernte gestatteten. Zwar loderte auch in der Nachbarschaft hier und da ein stolzer alter Besitz in Feuer auf, zwar prasselte es auch hier gar zu oft im Zuckerrohr, das ruchlose Hand in Brand gesetzt, aber im Allgemeinen litt man doch weniger als in anderen Theilen der Provinz. Die Reconcentrados fanden Arbeit auf den fruchtbaren Feldern der unmittelbaren Nachbarschaft, die wir auch heute in blühendem Zustande fanden.

Sie bauen hier vor Allem Tabak und zwar den allerbesten. Um diese Zeit sah man nur die kleinen Pflänzchen auf den kohlschwarzen Beeten, dicht bei den Häusern der Reconcentrados. In einigen Monaten werden sie viele, viele Quadratmeilen mit ihren breiten Blättern, in die der Erde beste Säfte aufsteigen, bedecken, wenn nicht die Regengüsse, die das ganze Land zu überschwemmen drohen, sie zerstören oder vorzeitig zum Aufschießen bringen.

In der Nachbarschaft von Pinar del Rio wächst fast jede Frucht, die in diesen Breiten gedeiht, in überreicher Fülle. Das Land, wenn es auch weiter von der Stadt entfernt wieder etwas verwildert und von Schlingpflanzen und Gestrüpp überwachsen ist, ist längst urbar gemacht. Baum-Rümpfe und Felsenblöcke oder Wurzeln hat der Pflug hier nicht zu überwinden. Man baut hier dicht bei der Stadt außer Tabak, Süßkartoffeln und gewöhnliche Kartoffeln, Reis, Mais, Zuckerrohr, Bananen, eine wohlschmeckende, mannigfach zubereitete Rübe, die Malangoe heißt, Orangen, Limonen, Ananas, Aguacartes oder Alligator-Birnen, deren eigenartiges Fleisch gewöhnlich als Salat gegessen, häufig aber auch die Stelle von Butter vertreten mußte, und andere weniger wichtige, aber wohlschmeckende Früchte. Die meisten der oben angeführten Fruchtarten wachsen in wildem Zustande in der ganzen Provinz.

Dieses schöne Land und was darauf wächst, gehört, wenigstens insofern die Nachbarschaft von Pinar del Rio in Betracht kommt, den Bewohnern der Stadt, deren Zahl von dem Rathsherrn

Digitized by Google

Der Dom von Santiago de Cuba.

Digitized by Google

und Hotelbesitzer Don Ricardo auf über 6000 angegeben wird. Zwei Drittel der Bürger sind in den Büchern als Grundeigenthümer eingetragen, die anderen miethen kleine Parzellen von ihren begüterten Mitbürgern. Die Eigenthümer jener kolossalen Landstrecken, die wir mit der Bahn durchkreuzten, wohnen zum größten Theile in Havana, in Paris oder anderen europäischen Hauptstädten, wo sie geordnete Zustände abwarten.

Ob während der Rebellion oder in jüngster Zeit Grundeigenthums-Uebertragungen in Pinar del Rio stattgehabt, fragte ich Don Ricardo.

Erst gegen das Ende beschied er; die Leute hatten wohl zu essen, aber kein Geld und so ging manches werthvolle Stück Land für einen Spottpreis weg. Nach dem Friedensschlusse hörte das auf, die Leute wollten abwarten; aber sie haben jetzt schon zu lange gewartet, sie werden ungeduldig. „Der Regen und die Yankees werden die Schuld an der nächsten Mißernte tragen."

„Jawohl, Grundeigenthum ist heute wieder für einen Spottpreis zu haben, aber es sind keine Häuser da," fuhr der gute „Consejero (sprich Consechero, Rathsherr) auf weiteres Befragen fort. In Bezug auf die Echtheit der Besitztitel können sie den Büchern unserer Jahrhunderte alten Städte und Ortschaften eher trauen als Ihren eigenen über Nacht entstandenen Gemeindewesen. Hier in Pinar del Rio ist Alles auf's Sorgfältigste eingetragen. Der Besitz von Grundstücken, die im Bereiche niedergebrannter, völlig zerstörter Ortschaften liegen, wird freilich nicht so leicht nachzuweisen sein."

* * *

Das Hotel „Don Ricardo", wo unsere kleine Gesellschaft abstieg, liegt an der Hauptstraße, ungefähr in der Mitte des Städtchens. Es ist eines der wenigen zweistöckigen Gebäude, die es aufzuweisen hat, und zeichnet sich durch eine altmodische, ungemein solide Konstruktion aus. Unten an der Straßenfront dehnt sich die Säulenhalle aus, in deren Schatten an kleinen Tischchen spanische Offiziere Domino für Geld spielten; dann tritt man in ein geräumiges, nicht ohne Geschmack dekorirtes Café, dessen mannigfaltige, Appetit erregenden Attraktionen in staubigen versiegelten Flaschen und Steintöpfen auf hohen Regalen längs der Wände ausgestellt waren. Spanische Offiziere saßen hier bei Cognac und duftendem Kaffee gemüthlich plaudernd. Daneben befindet sich ein großer Speisesaal, dessen schneeweißes Linnen zum Tafeln einlud. Vor uns waren schon verschiedene spanische Offiziere dieser Einladung gefolgt. Spanische Offiziere waren unsere Nachbarn in den altmodischen Schlafzimmern mit den Steinfließen und hohen Decken; und auf den weiten Korridors, auf den Stühlen im Saloon und unter den Thüren lagen schlafend oder schmauchend die Burschen dieser Offiziere, von deren Diensten wir übrigens, ihren Herren unbekannt, sehr ausgiebigen Gebrauch machten, herum.

Alles spanisch, kaum daß man einen schwarzen oder weißen Rock unter all' diesen blauweißen Drilligjacken erblickte.

Ei, ei, Herr Wirth, Consejero Don Ricardo, ist es das Geld der spanischen Söldlinge, so das Feuer Deines Patriotismus speist?

„Trinkt mit uns auf den Frieden zwischen Spanien und Amerika", ward er im Laufe des Abends von meinem wild-westlichen Freunde King aufgefordert.

Don Ricardo ergriff sein Glas und verneigte sich: „Verzeihen Sie, ich bin Spanier; ich trinke nur auf das Wohl Spaniens und seines Königs!" Und er leerte es bis auf den letzten Tropfen.

„Aber sagen Sie uns, würden Sie jetzt, nachdem Sie doch einmal vor der Frage stehen, „Kuba libre" oder eine Annektirung der Insel seitens der Ver-Staaten für das beste halten," wurde er weiter verhört.

Digitized by Google

Man war auf unser Gespräch aufmerksam geworden; spanische Offiziere drängten sich heran, Bürger, die zufällig an der Säulenhalle vorbeipassirten, blieben stehen, und selbst zwei unbewaffnete Mambi-Offiziere wagten sich in die Nähe, Alle begierig, die Antwort Don Ricardo's zu hören.

„Ich bin," begann dieser mit schlauer Diplomatie und sich im Kreise der Neugierigen umsehend, „wie ich schon sagte, Spanier. Ich warte, bis die Amerikaner gezeigt haben, daß sie hier mehr ausrichten können, als unsere Regierung; erst dann kann ich Ihre Frage beantworten."

Don Ricardo war übrigens sonst ein höflicher, zuvorkommender, ja feiner Wirth, mit den Manieren eines kastilianischen Granden. Uns zu Ehren hatte er die Speisekarte von dem Ortsgelehrten in schlechtem Englisch verfassen lassen, natürlich, wie das in Kuba überhaupt üblich, ohne Preisangabe der einzelnen Gerichte. Das Essen war vorzüglich, der Wein sehr gut. Aber das Bremer Bier, von dem ich vor dem Schlafengehen trank, war natürlich wieder warm und sollte durch kleine Eisstückchen im Glase erst gekühlt werden.

Die Nacht schliefen wir bei offenen Thüren in einem Hause voller Feinde, in einem Lande voller blutiger Geheimnisse, ohne daß uns Jemand gestört hätte, außer jenen kleinen, nicht auszurottenden Menschenfeinden, den Mosquitos.

* * *

Die spanische Besatzung der Stadt Pinar del Rio beträgt augenblicklich etwa 1500 Mann, fast nur Infanterie, die unter dem Befehl des Gouverneurs der Provinz, General Velasquez stehen. Seit Maceo die Gegend durchzog, hatte diese Streitmacht nur einen einzigen kaum nennenswerthen Zusammenstoß mit den Insurgenten, und das war am 6. Juli 1898, als General Lorento — dessen Lager an der Straße nach Coloma, 10 bis 15 Meilen von hier, der Leser in meiner nächsten Korrespondenz besuchen kann —, aus den Bergen kam und die Nachbarschaft unsicher machte.

Die Gesinnung der Bürger der Stadt Pinar del Rio scheint stark prospanisch zu sein, insofern man die ungemein häufigen Dekorationen aller Art mit Benutzung der spanischen Flagge als Kundgebung von Patriotismus gelten lassen will.

Das einzige hier publizirte Blatt „Diaria de Pinar del Rio", nennt sich in dicker Schrift unter dem Titel „Die Vertheidigerin der Ehre Spanien's".

Die Bewohner des Städtchens machen, wie schon gesagt, keineswegs den Eindruck ausgehungerter Mambesi, sondern sehen aus, als ob sie alle wären, was man in New York „gut ab" nennt. Sie haben ein Theater, aber gespielt wird da jetzt nicht. Sie haben elektrische Beleuchtung, die aber schon um 10 Uhr Abends abgedreht wird. Sie haben ein Straßenreinigungs-Departement, dessen Superintendent über den Wolken thront, und da er es gewöhnlich an Regen nicht fehlen läßt, und dieser von dem Hochplateau nach allen Seiten ablaufen kann, so haben die Leute in Pinar del Rio auch reine Straßen. Ihre Häuser sind gerade so dumpf und kühl, wie in allen anderen kubanischen Orten, ihre Kirche steht an Aermlichkeit keiner einzigen in den Vorstädten von Havana nach, während manche ihrer Läden wohl mit den besten in der kubanischen Metropole konkurriren können. Sie haben noch spanische Waaren genug an Hand, um den Bedarf für ein ganzes Jahr zu decken, aber sie haben kein Geld!

Consejero Don Ricardo hat das gesagt, und er muß es wissen, denn neben seinem Hotel und seinem Geschäfte als Gemeinderath und als Kapitän der Bürgergarde ist Don Ricardo auch Besitzer eines der größten Läden hier, wo man Alles kaufen kann. Und diesen Laden hat er schwarz, weiß und roth angestrichen und ihn „Alemania" (Deutschland) getauft. Warum, woll-

Digitized by Google

te er nicht erklären, wenigstens nicht zufriedenstellend. Vielleicht hätte er's mir doch anvertraut, hätte ich mich ihm als Deutscher zu erkennen gegeben; aber ich wollte nicht aus der einmal aufgedrängten Rolle des in der Wolle gefärbten Amerikaners fallen.

Doch selbst „Alemania" kommt hier augenblicklich auf keinen grünen Zweig; die Leute haben wirklich kein Geld, aber sie sind durchaus geldgierig. Darum nehme sich Jedermann, den die obige Schilderung vielleicht zu Kapitalsanlagen veranlassen sollte, in Acht, daß ihm die Moneten nicht abgenommen werden. Daß so was passiren kann, davon hat uns unser Wirth, Capitan Consejero Don Ricardo überzeugt, als er uns die Rechnung mit echt spanischer Grandezza überreichte.

Der Reconcentrado.

Pinar del Rio, 27. Okt. 1898.

Mit drei Pferden vor dem Wagen, wie es hier Landessitte, brachen wir Morgens um 5 Uhr nach dem Hauptquartier des Insurgenten-Generals Lorento an der Straße nach Coloma auf.

Auf meiner von New York mitgebrachten Generalstabs-Karte von Kuba, „Sheet I", ist neben vielen anderen Fehlern auch die große Heer- oder Landstraße von Artemisa nach Pinar del Rio fälschlicher Weise in südwestlicher Richtung nach Martinez und von da nach Catilina und Guane weitergeführt, während sie in Wirklichkeit direkt nach Süden führt und bei dem Hafenorte Coloma endet. Der Weg nach nach Guane ist nicht viel besser als ein gewöhnlicher Feldweg, an einzelnen Stellen von den angrenzenden Pflanzungen mit Steinen aufgeschüttet und einigermaßen fahrbar gemacht, jetzt aber von hohem Gras und Schlingpflanzen so stark überwachsen, daß man kaum den Spuren folgen kann.

Wie ein weißes glattes Band dehnte sich hingegen vor uns in der Morgendämmerung die Straße nach Coloma aus. Es hatte eine ganze Woche hindurch fast ununterbrochen geregnet, und die Nacht vorher waren wahre Wolkenbrüche über das Land herniedergegangen, aber die schöne gleichmäßige Rundung dieser Straße gestattete dem Regenwasser schnell in die tiefen Gräben nach beiden Seiten abzulaufen, welch' letztere mit besonderer Sorgfalt konstruirt sind, da die Absicht, sie als Schutz für spanische Truppen gegen die Insurgenten auszubeuten, dem Erbauer vorschwebte.

Es war naß und schwül, und die schweren schwarzen Wolken, die die aufgehende Sonne unseren Blicken entzogen, prophezeiten auch für den anbrechenden Tag trübes Wetter. Unsere Pferde waren frisch und besser genährt, als die elenden Kutschengäule in Havana, und eilten, ein Schimmel voran und zwei Füchse an der Deichsel, sicheren Hufes über den glitscherigen Weg. Die Straße ist rechts und links in großer Abwechslung von tropischen Bäumen bepflanzt und mit Stacheldraht gegen die Felder abgegrenzt. In großen Pfützen hatte sich das Regenwasser zu beiden Seiten des Straßendammes angesammelt.

* * *

Eine Palmhütte stand bis zu den Luken, die als Fenster dienen, in dieser Ueberschwemmung. Die Bewohner hatten sie offenbar in der Nacht verlassen. Links davon watete ein Pferdchen bis zum Leibe im Morast herum. Gestern hatte man es offenbar auf grüner Weide festgebunden, heute boten sich dem verzweifelten Thierchen nichts als die Spitzen der hohen Grashalme, die noch über diese, über Nacht gekommene Fluth emporragten. Das arme Pferdchen zerrte und zog, aber es konnte nicht loskommen. Man hatte es offenbar vergessen.

Die Tabakssaat erstickt unter dieser Fluth, die Süßkartoffeln müssen faulen, Mais und Reis treiben in die Halme, statt ihre Säfte für die Frucht zu sparen, und der arme Mensch, der so

Digitized by Google

die Frucht seines Schweißes untergehen sieht, vielleicht die erste Ernte in drei Jahren, brütet dumpf und stumpf am Wege. Drei Weibsleute in Lumpen, die sich um die nackten kleinen Schreihälse, seine Kinder, bemühen, ein Karren mit ärmlichem Hausrath und einem alten, halbblinden Maulesel davor, das ist alles, was er aus der Fluth gerettet hat.

Drei Jahre lang hat er unter der Kriegsfurie — nein, es war kein Krieg — unter der Vernichtungswuth von Spaniern und Insurgenten gelitten; zuerst forderten die Einen, dann erpreßten die Anderen. Dann zündeten ihm die Spanier an, was ihm die Kubaner noch gelassen, und trieben ihn von der kümmerlich nährenden Scholle, auf daß sie dem Feinde dereinst nicht böte, was der Zerstörer gerade entbehren zu können glaubte, nach der nächsten Bahnstation, wo er sich der Hunger-Kolonie zugesellte, die man „Reconcentrados" nannte.

Wie er es in den beiden nächstfolgenden Jahren fertig brachte, nicht zu sterben, während der Sensenmann unter den Leidensgenossen so reiche Ernte hielt, weiß er wohl selbst kaum, viel weniger könnt' ich es sagen. Aber als die Spanier mit den Amerikanern Frieden schlossen, war er noch am Leben. Jetzt sei es kein Verbrechen mehr, sagten sie, Ackersmann zu sein, und der „Reconcentrado" kehrte zurück nach der von Unkraut überwucherten Scholle, erbaute eine neue Palmhütte auf der Asche der alten, pflanzte Tabak und säete Korn und peinigte seinen alten Maulesel, ganz wie er es sonst zu thun gewohnt war. Der Maulesel war g'rad wie er, er nahm all' die Quälereien geduldig hin, rebellirte nie; und selbst als ihm ein Peitschenhieb das linke Auge zerstörte, sah ihn der nächste Tag doch wieder leidend, duldend vor dem Pfluge.

Die Spanier hatten dem Rekoncentrado ihren Schutz versprochen: kein Haar dürften ihm die Rebellen jetzt krümmen, ohne daß sie fürchterliche Rache an ihnen nehmen würden. Die Insurgenten kamen und versicherten ihm, daß sie die Wiederaufnahme des Ackerbaues mit Freuden begrüßten, daß die Frucht seiner Felder ihnen heilig sei und daß sie ihn gegen die habgierigen Spanier mit dem letzten Tropfen Blutes vertheidigen würden. Des Nachts stahlen sie seine frühreifen Rüben. Aber das schadete nichts, in drei Wochen gab's wieder neue.

Die Spanier thaten ihm wirklich nichts und die Insurgenten ließen seine Saat in Ruhe gedeihen; aber da oben über den Wolken hatten sie weder Respekt vor der Uniform seiner Majestät Alfons XIII. noch vor dem schmutzigen Kittel der Banden von General Lorento, und was die zu schützen und vor einander zu wahren geschworen, das drohten die himmlischen Wässer zu zerstören.

— — — Schon wieder beginnt es mit echt tropischer Plötzlichkeit zu gießen. — —

Herr Gott! Die Weiber haben doch so oft zu Dir gebetet; kann's Dir wirklich gefallen, dies elende Volk noch elender zu machen, bist noch erbarmungsloser als die Spanier, noch zerstörungswüthiger als die Rebellen, dann — dann — — —

Doch der braune Mann am Wege rebellirt nicht. Er zieht den groben Sack, der ihm als Schutz gegen den Regen dient, über den Kopf. Dumpf, grau und unbestimmt, wie die Landschaft vor ihm, ist auch der Gesichtskreis seiner Gedanken, nur daß die grellen Blitze fehlen, die plötzlich dort den Horizont durchzucken und die Welt in ihrem Donnerkrach erzittern lassen.

„Was nützt das Rebelliren? Wenn ich gegen diesen Gott, der meine Felder zerstört, rebellire, holt mich der Teufel. Die Mambesi haben gegen die Spanier rebellirt, jetzt holt sie — der Amerikaner — —" Das ist die Philosophie des Rekoncentrado.

Digitized by Google

Im Lager der „Insurectos“.

Coloma, Cuba, 28. Okt., Hauptquartier des Insurgenten-Generals Lorento.

Auf der Landkarte sind am Wege nach Coloma resp. dem Lager General Lorento's die Ortschaften Barrigomas und Taironas eingezeichnet. Barrigomas mag existirt haben, eine Spur hat es nicht hinterlassen. Einige Ruinen am Wege markiren die Stelle, wo einst Taironas stand. Dicht dahinter hatte, wie uns der Kutscher, der damals spanischer Soldat war, mittheilt, die „Schlacht“ zwischen Maceo und General Velasquez stattgehabt. Jetzt ging es sanfte Hügel hinan und hinab an Ruinen und Palmhütten vorbei, durch ein Land, auf dem eben die wilde Natur wieder von Neuem anfing, aus Rand und Band zu schlagen, nachdem sie hundert Jahre, mehr oder weniger, gezwungen war, nur solche Frucht zu bringen, die gegen Gold, gegen viel Gold einzutauschen war.

Von Llanada stehen noch einige Häuser. Hier sah man keine Spuren der Brandfackel an den Ruinen; die Bewohner hatten sie einfach verlassen, als es in der Gegend ungemüthlich wurde. Eine Botica (Apotheke) und eine Bodega (Kneipe) bildeten den Mittelpunkt der Ortschaft. Beide hatten so ziemlich dieselbe „Kundschaft“, oder doch wenigstens dasselbe Publikum: spanische Offiziere, die mit einigen Insurgenten-Häuptlingen und -Lieutenants in der denkbar harmlosesten Weise verkehrten, einige wettergebräunte, schmutzbedeckte und bespornte Männer, die wie kleine deutsche Gutsbesitzer aussahen, und — Bettler.

Wir hielten bei der Bodega und wurden sofort von den Insurgenten mit Beschlag belegt. Keiner von ihnen sprach englisch, aber unter den spanischen Offizieren fand sich einer, der deutsch sprach und gerne geneigt war, als Dolmetscher zu dienen. Wir erfuhren durch ihn, daß General Lorento's Hauptquartier sich kaum zwei Meilen von der Ortschaft befand, und daß die anwesenden Insurgenten es sich zur Ehre machen würden, uns dahin als „Guarda“ zu begleiten. Die anscheinenden „Gutsbesitzer“ entpuppten sich denn auch richtig als kubanische Pflanzer, die über den unaufhörlichen Regen jammerten.

* * *

Um 10 Uhr Morgens hielten wir vor der großen Tabak-Fermentirscheune, die General Lorento als Hauptquartier dient. Zwei der uns begleitenden Rebellen waren voraus geeilt, um den General von unserem Besuch zu verständigen. Die Wände der Scheune waren aus Backsteinen gebaut; ein Ziegeldach erstreckte sich von allen vier Seiten bis etwa zur Hälfte der Mitte, wo auf Pfeilern ruhend ein zweites Stockwerk aus Palmen gebaut, dünn und gebrechlich im Vergleich mit dem soliden Unterbau, emporstieg. Kleinere Häuschen, Ställe und Remisen, sowie ein überdachter Ziehbrunnen füllten das übrige mit einer massiven Mauer umgebene Anwesen aus. Das Ganze gehörte offenbar zu dem zerfallenen Herrenhause, eine Viertelmeile weiter hinauf, auf der Anhöhe gelegen, zu dem eine prachtvolle schattige Allee emporführte.

Hübsche, wohlgenährte, kleine Pferdchen standen, gesattelt und gezäumt, entlang der Scheune an Ringen festgebunden, und ihr ungeduldiges Scharren verrieth deutlich, daß man im Lager des Generals Lorento viel Muse haben mußte. Eines der Seitengebäude schien als Küche zu dinen, und die darin von den schwarzen Köchinnen, die mit dem „Heere“, wenn man es so nennen darf, ziehen, entfaltete Thätigkeit ließ darauf schließen, daß es den Mannen des General Lorento's an nichts gebrach, dessen ein gesunder Appetit bedarf. Das konnte man auch übrigens den tapferen weißen und gelben und sehr wenigen schwarzen Soldaten ansehen, die gruppenweise vor dem Gebäude in Stellungen und Lagen herumlungerten, die aller europäischen Disziplin Hohn sprachen. Aber alle trugen frischgewaschene

Digitized by Google

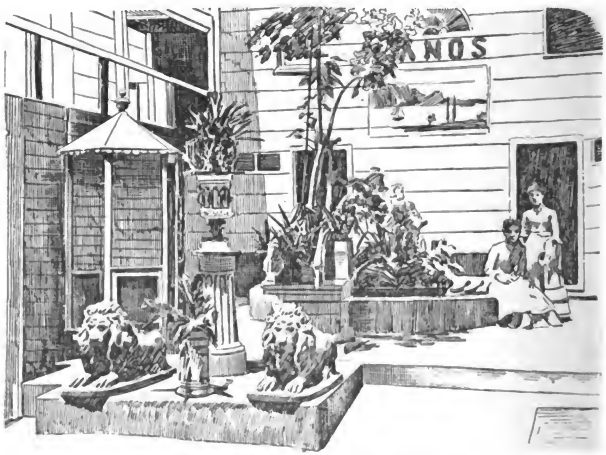
weiße Kittel, die keine Spur eines harten Dienstes aufwiesen. Und es waren wieder die schwarzen Weiber, die in einem Waschhause für die Reinlichkeit der Krieger sorgten.

Wir betraten die Fermentir-Scheune, einen weiten, länglichen Raum, dessen Fußboden aus gestampftem Lehm bestand. Die rohen Wände besaßen nur an dem einen Ende, dem „Allerheiligsten", einige Dekorationen in Gestalt einiger aus Zeitungen geschnittener Illustrationen und einer mächtigen kubanischen Flagge. Hängematten versperrten überall die freie Passage. Von den Balken des Daches hing zum Trocknen aufgehängter Reis herab, auch Kokosnüsse, Bananen und ähnliche Vorräthe bemerkte man dort. Ein Haufen Süßkartoffeln und Rüben, ein halbes Dutzend schnepfenartiger Vögel und anderer derartiger Proviant garantirte dafür, daß es sich hier gut sein ließ.

Im „Allerheiligsten" wurde uns „General-Major Lorento, Kommandeur der zweiten Division des sechsten Armeekorps des kubanischen Heeres", von zwei inzwischen herbeigeholten Dolmetschern vorgestellt.

General Lorento ist eine imponirende Erscheinung mit tiefschwarzen Augen, ebensolchen Haaren und einem martialischen Schnurrbart in gleicher Farbe, hoch und schlank gewachsen, mit guten Manieren, die aber eher an spanische Höflichkeit, als an republikanische Höflichkeit erinnern.

Er verneigte sich tief, als wir ihm vorgestellt wurden, und reichte Jedem die Hand. Wir waren die ersten Amerikaner, die er in seinem Lager begrüßte.



Das Innere eines Hauses in Santiago.

„Comandante (Major) Hermano Castro", wurde uns sein Sekretär, „Capitan Ignazio Merano" sein erster Adjutant, „Comandante Conrado Padron", sein Platz-Kommandeur und andere Offiziere seines Stabes vorgestellt, lauter Leute, deren Aeußeres verrieth, daß sie im gewöhnlichen Leben der sogenannten guten Gesellschaft angehörten, wie sich das denn auch im Laufe des Gespräches herausstellte: der eine war ein Anwalt von Mantanzas, der zweite der

Digitized by Google

Sohn eines reichen Pflanzers von Santa Clara, der dritte der Sohn eines berühmten Handelshauses in Havana. Der General selbst war in Santiago zu Hause, wo seine Familie große Weidegründe besaß, die aber augenblicklich kein Vieh mehr nährten.

Einer der beiden Dolmetscher war ein enthusiastischer Greis von 65 Jahren, der 20 Jahre in Philadelphia, wo seine Familie noch jetzt domicilirt, gewohnt hatte, der andere ein junger Mann von 26 Jahren, in einer Art von Phantasie-Uniform, der dem Genie-Korps der amerikanischen Armee anzugehören behauptete und erst eben von den Ver. Staaten, angeblich mit einer wichtigen Mission an die Insurgenten, zurückgekehrt war. Dieser junge Mensch war so dunkel von Gesicht, daß der Verdacht, er sei ein Mischling, sehr nahe lag; daß er die erste Gelegenheit ergriff, um uns unaufgefordert zu versichern, daß er kein „Nigger" sei, trug natürlich nur zur Verstärkung dieses Verdachtes bei.

Der General traute offenbar keinem seiner beiden „amerikanischen" Dolmetscher besonders, denn sobald es thunlich, ersuchte er uns, lieber spanisch zu radebrechen, wenn wir mit ihm zu sprechen wünschten.

Der General hatte jedoch selbst so viele Fragen an uns zu richten, daß wir eigentlich wenig von ihm erfuhren. Er konnte nicht begreifen, daß „Mackinlei", wie er den Namen des amerikanischen Präsidenten aussprach, nichts von sich hören lasse, daß er nicht kam und zu den Rebellenführern sagte: „So Brüder, jetzt „managed" Ihr 'mal die Geschichte, hier ist der Palast Blanco's, da setzt Euren Präsidenten hinein; und hier im Zollamte, da ist Platz für die Generäle und Obersten Eurer Armee, und da sind die Richterstellen und das Polizeidepartement etc. etc., lauter weiche Betten, die Ihr durch Euren Patriotismus verdient habt. Also, man rin!"

„Und unsere Soldaten müssen doch bezahlt werden," wandte er weiter ein, „sonst können sie ja nicht heimkehren und an die Arbeit gehen. Glauben Sie nicht, daß uns Mackinlei die nöthigen zehn Millionen dazu vorstrecken wird?"

„Werden die Amerikaner wirklich Truppen in Kuba landen," fragte er endlich, einigermaßen durch unsere in sehr versöhnlichem Tone gehaltenen, wenn auch nicht immer der Wahrheit entsprechenden Antworten, zufriedengestellt.

„Das werden sie allerdings, aber nur, um die Ordnung aufrecht zu erhalten."

Der General schüttelte mißgestimmt den Kopf. „Das kann das Insurgentenheer wohl besorgen, wenn erst die Spanier das Land verlassen haben. Wir werden dann ohnedies nichts zu thun haben, da mit diesem Hangen und Bangen, das MacKinley heraufbeschworen hat, die schöne Zeit der Aussaat verstreicht und folglich binnen Jahresfrist keine Ernte möglich ist. Die Amerikaner glauben doch nicht, daß wir unsere Soldaten mit leerer Hand nach den verwaisten Heimstätten schicken können, wo sie schlimmer d'ran wären, als die Reconcentrados unter Weyler?"

Der General sprach nicht von Abrüstung und vermied es ebenso sorgsam, auf das Thema der Annektirung einzugehen, offenbar mit der Absicht, uns den Glauben aufzudringen, daß „Cuba libre" die einzige Basis sei, auf welcher er mit uns konversiren könnte.

Wie er uns später erzählte, war er mit General Maceo von Santiago gekommen, und hatte den Zug quer durch die Insel mitgemacht. Seitdem hatte er die Provinz Pinar del Rio in den verschiedensten Gegenden nach Kräften unsicher gemacht. Sein jetziges Hauptquartier hatte er vor etwa drei Wochen bezogen.

Er ließ kräftigen, duftigen Kaffee kommen, um uns zu bewirthen, ein anderes Getränk hatte er angeblich nicht. Ob er da nicht am Ende ein bischen heuchelte, um uns mit seiner Frugalität zu imponiren?

Der Bediente, ein strammer Neger-

Digitized by Google

knabe, der die Macheta trug, brachte nun zwei Porzelan-Tassen voll des aromatischen Getränkes, doch waren der Gäste drei und der General und sein Stab wollten auch mittrinken.

„Wir haben nicht mehr," entgegnete der Bediente verlegen, als schäme er sich dieser Armuth, auf des Generals strengen Blick.

„Warum bringst Du nicht „Tazas de campana?"

Mit zwölf alten Preserven-Büchsen kehrte der Junge zurück und der General, seine Gäste und sein Stab tranken auf das Wohl von „Cuba libre". Wir tranken den Toast mit Kaffee!

„Den Kaffee hat man uns von Santa Clara geschickt," erklärte der General und wischte sich den Mund mit einem funkelnagelneuen seidenen Taschentuch, das in Kuba nicht billig sein konnte.

Mein fragender Blick auf die in der Ecke aufgestapelten und von der Decke herabhängenden Vorräthe veranlaßten ihn, zu weiteren Erklärungen. Alles das seien Geschenke von Pflanzern und Kleinbauern in der Umgegend, zu deren Schutze gegen spanische Uebergriffe die Insurgenten hier seien.

„Fragen Sie einmal die Leute, ob ein Spanier es wagt, ihre Felder zu schädigen, seit wir hier sind," warf sich der General in die Brust. „Meinen eigenen Soldaten ist das Stehlen bei schwerer Rüge, das Rauben bei Todesstrafe untersagt; natürlich sammeln wir freiwillige Gaben, denn wir müssen doch leben."

Die Arbeitsfrage mußte auch schon den General beschäftigt haben und er schien eine Lösung darin gefunden zu haben, daß die kubanische Regierung den spanischen Soldaten besondere Vergünstigungen in Aussicht stellen sollte, um sie zu bewegen, hier zu bleiben und die schwere Arbeit zu thun, das Regieren — doch, das sagte er nicht so deutlich — könnten die Kubaner wohl schon allein fertig bringen.

„Wissen Sie, wir haben nicht die Spanier, sondern die spanische Regierung bekämpft. Die Spanier sind uns lieber, als Neger oder Chinesen, die man eventuell importiren müßte, um die Bodenkultur zur Blüthe zu bringen."

Daß der viel solidere, kräftigere und energischere Spanier mit demselben Stimm- und Bürgerrecht, wie der Kubaner ausgestattet, gar bald über den letzteren dominiren werde, kam dem General nicht in den Sinn.

Wir wollten uns verabschieden und der General gab uns das Geleite bis auf die Straße. Seine Soldaten kamen und gingen in großen und kleinen Truppen: ich glaube, man ließ sie absichtlich mehrmals vorbeimarschiren, um uns über die Zahl zu täuschen. Er habe nur etwa 500 Mann um sich, die hier in den Schuppen und dort und dort —er deutete die Stellen mit dem Finger an— in den Ruinen und in verlassenen Palmhütten Quartiere gefunden. Die übrigen 900 — vierzehn Hundert beträgt sein Kommando — seien auf die Ortschaften und Estates der Nachbarschaft vertheilt, denn er müsse ja die braven Leute, die trotz aller Noth und Entbehrungen wieder zur Bodenkultur zurückgekehrt seien, gegen die Spanier schützen.

„Bis in die Sierra hinauf reiche seine Macht," schloß er stolz und sein Arm schweifte über die weite Ebene bis an die in Nebel gehüllten Berge.

„Hier Pancho," rief er dann einen zerlumpten gelben Kerl herbei. „Der ist eben aus der Sierra gekommen, um sich dem Rebellenheer anzuschließen, „von unserer Verbindung mit den Amerikanern, von „unseren Siegen" hat er keine Ahnung gehabt. Niemand kennt die großen Ereignisse des letzten Jahres in den Bergen. Ja, nach drei, vier Jahren werden die Leute aus der Sierra kommen und fragen: „Diga, (Diga, gleicht dem englischen „Say") haben Euch die Spanier nicht umgebracht? Hombre, hombre. Sie sagen der Krieg sei vorüber, die Spanier vertrieben!!"

Und der General und seine Leute lachten herzlich über die Verdutztheit der

Digitized by Google

guten Waldbewohner, die ihnen ihre lebhafte Phantasie in den komischsten Zügen malen mochte.

Wir verabschiedeten uns. Eine Ehrengarde von 6 Offizieren zu Pferde gab uns das Geleite bis nach Llandano. Kurz ehe wir dort anlangten, begegneten wir einem Insurgenten, der zum Fouragiren ausgeschickt worden, eine Aufgabe, die mit der eines Bettelmönches die höchste Aehnlichkeit haben mußte, wollte man den Versicherungen Lorento's glauben. Der Mann trug einen wohlgefüllten Sack auf dem Rücken, die Speckseite eines Schweinchens unter dem Arm und war — bis an die Zähne bewaffnet.

Weyler's Schreckensherrschaft.

Havana, 30. Okt. 1898.

Wir hatten Pinar del Rio in aller Herrgottsfrühe verlassen, um von Consolacion aus einen Ausflug nach dem Lager des Insurgenten-Generals Verona, Kommandanten der ersten Division des 6. Armeekorps des kubanischen Heeres, zu unternehmen, das sich in der Nähe von Vinales, einer nicht unbedeutenden Ortschaft, fünf Meilen von der Bahn entfernt, befindet. Der General hatte von unserer Ankunft in Pinar del Rio gehört und uns die Einladung zu einem Besuche durch einen Boten nach dem Hotel „Don Ricardo" überfandi. Sein Adjutant, der gut englisch spräche, und ein Dutzend Insurgenten würden uns auf der Eisenbahn-Station in Consolacion abholen.

Die Ueberschwemmungen zwangen uns jedoch, diesen Besuch aufzugeben. Spät Abends trafen wir in Artemisa ein, wo ein Kollege und ich den Zug verließen, und uns in dem einzigen, wie gewöhnlich zum größten Theil von spanischen Offizieren besetzten Hotel einquartirten.

* * *

Was die spanische Soldateska und die kubanischen Rebellen von hier ab, entlang der prachtvollen Landstraße nach Guanajay, Punta Brava, Marianao und Havana, an diesem herrlichen Land verbrochen haben, ist einfach unglaublich. Artemisa, einst das Centrum eines Wunderlandes von Fruchtbarkeit, das den leisesten Versuch von Bodenkultur tausendfach lohnte, ist zu einem Bettler-Dorf herabgesunken, das sich von den Krumen nährt, die aus Havanas Vorrathskammern sich hierher verirren. Wohl steht da noch eine Straße alter vornehmer Patrizierhäuser, aber die Besitzer sind geflohen oder vertrieben und getödtet worden, und statt ihrer hausen hier schmutzige, fieberkranke spanische Soldaten. In der Nachbarschaft ist Alles, aber auch Alles niedergebrannt, mit Ausnahme von drei Besitzungen, deren eine, eine Zuckermühle, Eigenthum eines Spaniers ist, während die beiden anderen einem Deutschen, Herrn D. H. Moenck, gehören. Letzterem wurde auf Betreiben des deutschen Konsuls gestattet, seine Leute auf den Gütern zu belassen, wo sie nun allerdings den Ueberfällen der Insurgenten ausgesetzt waren.

Artemisa bildete damals, als Weyler sein Henkersamt in Kuba antrat, den Centralpunkt für eine emsige Agitation zu Gunsten der Rebellen, die unter Führung Maceo's in sehr großen Schaaren in der Nachbarschaft aufgetaucht waren. Was Wunder, daß der Bluthund hier seine ersten Opfer suchte und fand. Kein Haus, keine Scheune, keine Palmhütte durfte unversehrt bleiben, Alles, Alles wurde niedergebrannt. Und wer, wie das nicht selten der Fall war, von dem Edikt Weyler's keine Kunde hatte, wer in seinen vier Pfählen blieb, anstatt sich der Hunger-Kolonie in Artemisa, den Rekoncentrados zuzugesellen, der wurde, von spanischen Soldaten, so betroffen, einfach niedergeknallt. Frauen und Kinder schlug man mit dem Gewehrkolben todt, und der Töchter wartete ein noch schlimmeres Loos.

Ich habe mich lange gesträubt, an diese mittelalterlichen Schandbarkeiten zu glauben, aber es hilft nichts; täglich höre ich Bestätigungen aus unparteiischem Munde, täglich sehe ich die Spu-

Digitized by Google

ren dieser unsagbaren spanischen Brutalitäten. Die Spanier selbst versuchen sie nicht abzuleugnen, sondern begnügen sich damit, alles auf Weyler zu schieben. Man höre:

Nicht weit von Artemisa das Haus ist zerfallen und Gras und Unkraut wächst auf den Ruinen — hatte zu Beginn von Weyler's Regierung ein spanischer Oberst, Sanchez mit Namen, sein Hauptquartier aufgeschlagen, der nach des Tyrannen Ansicht ein viel zu milder Herr war. Dem wollte er „Mores" beibringen. Auf einer Inspektions-Tour erschien denn auch urplötzlich der Herr General-Capitän im Hause dieses Obersten. Er konnte nichts an dessen Dienst aussetzen, Alles war in bester Ordnung. Die Frau Oberst hatte die Ehre, den Gewaltigen als Gast mit einem Mittagessen zu bewirthen. Gesprächsweise wird erwähnt, daß der Oberst einen kleinen Rebellen im Hause habe, das Kind kubanischer Eheleute, die man getödtet, während ein Soldat sich des armen Wurmes erbarmt und es hierher gebracht hatte.

Es sei ein so liebes, herziges Bürschchen, daß das kinderlose Ehepaar sich fast entschlossen habe, es zu adoptiren.

„Hm, hm," macht Weyler, „darf man denn das kleine Wunderthier 'mal sehen?"

Die Frau Oberst ging, den Kaffee zu bereiten, und schickte unterdessen das Kind mit seiner Wärterin zu den beiden Herren hinein.

Ein Jüngelchen von zwei Jahren, mit den schönen, zarten Zügen, die die kubanischen Kinder auszeichnen, kletterte ohne Furcht und Bangen an den Knien des Gestrengen empor und spielte mit den goldenen Tressen der Generals-Uniform, wie mit einem Lutschbeutel. „Wuh," sagte es, und patsch, da fuhr das Jüngelchen durch die fein gewichsten Spitzen des martialischen Schnurrbartes und richtete eine so heillose Zerstörung an, daß der Gewaltige laut knurrend das Kind zu Boden setzte.

„Und kann das Bürschelchen auch sprechen?" verlangte Weyler zu wissen.

„Jawohl," entgegnete der stolze Adoptivvater, und nahm das Kind auf den Schoß: „Was sagt das Baby?"

„Cuba libre, Cuba libre!" schrie das Kind aus vollem Halse.

Der Oberst lachte, wie über einen guten Witz. „Das hat er von seinen Rebellen-Eltern gelernt," erklärte er.

Weyler sagte kein Wort, sondern fuhr mit der Hand in die Rocktasche, um einen großen Revolver, den er stets bei sich führte, zum Vorschein zu bringen. Dicht vor den Mund hielt er dem Kinde den Lauf der Waffe und forderte es in einem Tone, der den Obersten über seine Absicht vollkommen irre führte, auf: „Nun, kleiner Rebell, wiederhole noch einmal deinen Spruch, wenn du Kourage hast."

„Cuba libre, Cuba — — —"

Ein Schuß krachte und ließ die Wände des Hauses ob der Schandthat erzittern. Mit zerschmettertem Haupte glitt die Kinderleiche von den Knien des vor Entsetzen erstarrten Obersten.

Einige Tage später brachte man diesen wahnsinnig nach Morro Castle; seine Frau starb wenige Monate nach der abscheulichen That. Daß sofort die ganze Garnison gewechselt wurde, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen.

Wer mir die Geschichte nicht glauben will, ich kann's ihm nicht verdenken. Es bedurfte erst all' der schreienden Zeugen von Weyler's Grausamkeit, der modernden Ruinen und verwüsteten Felder, der überfüllten Grabstätten, der von Krankheit durchseuchten, ausgehungerten Rekoncentrados, der verthierten Soldateska und der zu Bestien gewordenen, auf's Aeußerste gereizten Rebellen, der haarsträubenden Erzählungen fremder, unparteiischer, aber ohnmächtiger Zeugen dieser Greuel, um mein Begriffsvermögen auf ein Niveau herabzustimmen, wo man an solche Bestialitäten glauben kann.

* * *

Entlang der Landstraße nach Guanajay erstreckt sich die sogenannte „Weyler-

Digitized by Google

Trocha", die der General zum Schutze gegen den vor fast drei Jahren des Weges ziehenden Maceo erbaut hatte. Sie besteht aus einem etwa sechs Fuß hohen, von Erde und Steinen gebauten Wall an der südwestlichen Seite der Straße. Ein tiefer Graben und ein an manchen Stellen vierfach die Kreuz und die Quer geflochtener Stacheldraht-Zaun vervollständigen die Befestigung. Alles, was rechts und links davon wohnte, wurde gezwungen, sich auf die Ortschaften an der Straße zu koncentriren; trotz alledem bieten diese heute einen öden, verlassenen Anblick dar, insofern sie nicht von spanischen Soldaten besetzt sind. Auf der ganzen Reise hatte sich mir die erschreckende Entvölkerung des Landes nicht so aufgedrängt, wie jetzt, da wir auf der großen Heerstraße nach der Metropolis von Kuba zogen. Wir legten Meilen und Meilen zurück, ohne eine Menschenseele zu sehen. Da endlich leuchtete uns ein Schild entgegen mit der hübsch gedachten Aufschrift:

„Mi destinacion".

Wir hielten vor der Bodega und tranken einen schaurigen „Agua diente"; der einzige Gast, ein spanischer Gendarm, der uns schleunigst informirte, daß er ein Insular (Kubaner), kein Peninsular (Spanier) sei, trank mit und zeigte uns Löcher in der Thüre und in der Wand, die angeblich von den Kugeln Maceo's herrührten. Wir drückten unsere Verwunderung über die Entvölkerung der Gegend aus. Er zuckte mit den Achseln und führte uns die Straße hinab nach einer verlassenen Zucker-Plantage. Sie war von einer soliden Mauer umgeben, die am Eingang eine schöne, nach Innen gekehrte Kurve beschrieb, der entlang eine aus Marmorplatten gebildete Bank lief. Ein kunstreich geschmiedetes Thor aus Eisen gestattete Zugang zu einer herrlichen Allee von alten Bäumen, die zu dem kastellartigen Herrenhause emporführte. Die Mauern waren noch nicht gefallen und ließen den einstigen Wohlstand dieses Besitzes errathen. Die schweren Ziegeldächer aber existirten nicht mehr. Die Nebengebäude befanden sich in einem ähnlichen Zustande. Nur in einem gewahrte man — es fing bereits an, zu dunkeln — Licht. Ein Neger hatte sein Domizil hier aufgeschlagen, ein alter Mann mit grauen Haaren. Wir fragten ihn nach dem Besitzer des Anwesens. Er machte zuerst die eigenthümliche verneinende Gebärde des Kubaners mit dem linken Zeigefinger, und deutete dann auf den Erdboden: „Muerte! Muerte!"

Und seine Kinder?

Den Sohn hätte Weyler umbringen lassen, sagte der Alte, die drei Töchter und ihre Mutter seien geflohen, nachdem sie das Ende des Stammhalters gesehen hatten. Niemand wisse, ob die Erben noch und wo sie lebten. Er selbst, ein treuer Diener des Hauses, sei vor Monatsfrist aus dem Rebellenlager nach der alten Plantage zurückgekommen und habe alles in Ruinen gefunden. Der Mann riß ein Büschel Gras aus dem Mauerwerke.

„Wir sind nicht die einzigen, denen es so ging," wies er auf die Ruinen, die den Weg hinter und vor uns zu beiden Seiten einsäumten. — — —

Was soll ich weiter sagen? Ich habe schon zu viel von Ruinen und immer wieder Ruinen erzählt, aber ich sah hier wirklich nichts Anderes.

Was soll jetzt aus diesem gottvergessenen, verödeten und verwilderten Lande werden, dessen Bewohner unter der Erde liegen? Die ganze Insurgenten-Armee von Cuba wird nicht genügen, um nur ein Viertel der Provinz von Pinar del Rio wieder unter Kultur zu bringen!

Die Dunkelheit brach schnell herein. Wie schlanke Mädchengestalten mit großen Federhüten erschienen die langen Reihen der Palmen, entlang der noch hell schimmernden Landstraße, in der Mitte eine sanfte Schwellung, eine Eigenthümlichkeit dieser unfruchtbaren Art und oben die mächtige Blätterkrone, die mit dem Winde tuschelte.

Digitized by Google

Um acht Uhr Abends hielten wir vor dem Schlagbaum des reizenden Städtchens Guanajay.

Der hinter dem Schlagbaum patrouillirende Soldat rief die Wache aus der dicht dabei befindlichen Kaserne. Sechs Mann traten unter's Gewehr. Der Sergeant wurde informirt, daß zwei Amerikaner zu passiren wünschten.

„Haben sie Pässe?"

„Nein."

„Müssen bleiben, wo sie sind!"

Das waren nette Aussichten, zumal es seit einer Stunde wieder nur so vom Himmel herabgoß. Der Sergeant meinte es offenbar ernst, kommandirte „Rechts um" und marschirte mit seinen Leuten in die Wachstube zurück, die Sache offenbar als abgethan betrachtend.

Es gab nur eine Alternative für uns. Entweder wir erzwangen uns Eintritt in das Städtchen, oder wir mußten die Nacht im Freien und im Regen verbringen, denn wären wir auch nach Artemisa zurückgekehrt, wir hätten auch dort nicht Zutritt erhalten, da jedes Städtchen im Lande seine Thore um sechs Uhr Abends schließt. Wir hätten das wissen und uns mit Pässen versehen können, denn schon in Pinar del Rio hatten wir ähnliche Schwierigkeiten erlebt.

Der Kutscher sollte dicht an den Schlagbaum heranfahren, um uns das Parlamentiren mit der Wache zu ermöglichen, aber diese hob drohend das Gewehr, vor dem unser Rosselenker, beinahe das Fuhrwerk umwerfend, erschrocken zurückwich.

Wir stiegen jetzt aus und versuchten unsere Ueberredungskunst in schlechtem Spanisch; aber erst ein paar derbe Flüche, die dem Soldaten imponirten, weil sie in kräftigem Deutsch und scharfem Englisch fielen, veranlaßten ihn, den Sergeanten nochmals herauszurufen.

Wir verlangten peremtorisch, daß er den kommandirenden General der Garnison von unserer Ankunft benachrichtige, wolle er sich nicht persönlich mit der amerikanischen Regierung verfeinden. Das half! Noch ein Paar hinterhergeschleuderte Goddamns setzten den Boten in Trab.

Eine halbe Stunde später ging der Schlagbaum in die Höhe, die Wache präsentirte und wir fuhren in Guanajay ein.

Wo Maceo sein Zerstörungswerk endete.

Havana, den 6. November 1898.

Bis sie ihm den letzten Tropfen Jerez aus dem Schlauche gesogen, des letzten Kalbes Schlägel vertilgt, und den letzten Peso aus der Kasse gepumpt, hatte der spanische Wirth an der Plaza von Guanajay offenes Haus für die Offiziere Seiner Majestät Alphons des XIII. gehalten. Jetzt wandelt er am Bettelstabe in den Straßen Havana's herum, Almosen erflehend von jenen stolzen, goldbeliften Herren, welchen seine Gutmüthigkeit, sein übertriebener Patriotismus so lange die hungrigen Mägen gefüllt hatte. Wir fanden das recht imposante Hotelgebäude geschlossen, verödet. Soldaten hatten unter der Säulenhalle ihre Hängematten aufgespannt und schauten mürrisch auf, als wir zwischen und unter diesen vorbeikrochen. Das elektrische Bogenlicht auf der Plaza warf grelle Strahlen auf das in dem schwülen Nachtwind krächzende und ächzende Schild. Da stand es:

„Hotel Alfonso XIII."

In dicker, fast noch frischer Schrift die XII; daneben, schlank und dünn, als hätte sich der Maler gefürchtet, die Unglückszahl „13" voll zu machen, eine fast verblaßte I. Das Hotel hatte zu Lebzeiten des Vaters des jetzigen Königleins „Alfonso XII. geheißen und — so erzählte die Ortschronik in Gestalt eines Stammgastes im „Café Niagara" später — war damals eine wahre Goldgrube gewesen. „Aber als sie nachher aus der XII eine XIII machten," seufzte unser Freund, „da war's mit dem Glück des „Hauses Al-

Digitized by Google

fonso" aus." Ob er dabei wohl an sein Königshaus dachte?

Im „Café Niagara", wo die stolzesten spanischen Offiziere sich nicht scheuten, uns in einer Weise anzustaunen, wie einst die Inka-Lieutenants von Peru den mittelalterlichen Shafter, Francisco Pizarro, begafft haben mögen, gab es wohl all' die guten Dinge, die einem der Arzt in Cuba verbietet, aber nichts Solides zu essen, kein Nachtquartier. Das fand sich schließlich bei einem Chinesen, der seine Bodega das „Gran Hotel Oriente" nannte. Der saß mit einigen Offizieren beim Kartenspiel, und vor den beiden Vaterlandsvertheidigern lag wirklich Geld, echte, silberne Pesos. Man hatte den Truppen Tags vorher drei Monate Löhnung ausbezahlt und war ihnen jetzt nur noch sieben Monate schuldig. — Deshalb also, wir hatten das bei unserm Rundgang schon bemerkt, machten die zahlreichen Spielhäuser an der Plaza so gute Geschäfte.

Der Chinese hatte sich, wie die meisten seiner Landsleute in Cuba, so vollkommen akklimatisirt, daß er einem im ersten Moment ganz spanisch vorkam. Den ihm am Schopfe fehlenden Zopf entdeckte man jedoch sehr bald in seinem Hauswesen, wo die Ferkelchen sich benahmen, als gehörten sie zur Familie, und die Ratten sich in den possirlichsten Tänzen mitten in der Bodega vor den ungalanten, rücksichtslos weiter spielenden Lieutenants produzirten.

Es war nicht ohne Mißtrauen, wenn auch mit rüstigem Appetit, daß wir die uns vorgesetzten mysteriösen Erzeugnisse einer spanisch-chinesischen Küche verschlangen.

Wir schliefen in einem großen geräumigen Zimmer und guten, reinlichen Betten; aber wir hatten eine ganze Menagerie von Thieren zu Nachbarn, welchen der innere Hof als Stallung diente. Da lebten Ochsen, Pferde, Hühner. Gänse, Schweine, zahme Rehe, Truthähne, Ziegen, Hunde, Katzen, Aasgeier und Ratten in bewunderungswürdiger Eintracht zusammen, die nur der Wettkampf in der Ankündigung des neuen Tages, an welchem sie sich sämmtlich nach Kräften betheiligten, in für die Unbetheiligten nicht gerade angenehmer Weise störte. Von den Abenteuern, die ich auf einer nächtlichen Reise durch dies „himmlische Reich" Señor Woh Hi Lah's nach der auf der anderen Seite des Hofes gelegenen heiligen Halle erlebte, wo der Chinese seinen Hausgöttern opferte, will ich lieber schweigen.

Und in dieser gräßlichen Umgebung hatte eine Dame gehaust, nach der feinen Wäsche, die da wie ein Berg auf dem Tische lag, zu schließen, eine wirklich feine Dame. Dicht daneben lag eine frisch gewaschene Offiziersuniform und ein Säbel. Der Chinese war offenbar nicht so gutherzig, wie sein spanischer Kollege vom Hotel Alfonso XIII. Der Grausame hatte sogar die Dame ausgepfändet; ihm war nichts heilig, nicht 'mal die — — weißen Dinger mit den hübschen Spitzen und die eleganten seidenen Strümpfe — . —.

* * *

Guanajay starrte förmlich von Bajonetten. Vor lauter spanischen Uniformen sah man die Ortsbewohner kaum. Während sonst überall die Heerstraße beim Erreichen eines Ortes all' die guten, ihr von mir nachgerühmten Eigenschaften verlor und merkwürdiger Weise gerade hier ganz entsetzlich auszuarten pflegte, fanden wir sie in Guanajay im besten Zustande, glatt und sanft gewölbt und reinlich. Das ganze Städtchen zeichnete sich durch Sauberkeit aus, die Bewohner hatten offenbar nicht gehungert, und Bettler gab es wenig. Eine große Seilerei, die einem Deutsch-Amerikaner gehört, ist das bedeutendste industrielle Institut. Das Garn gewinnt man aus einer Gräserart, die hier in großer Fülle gedeiht. Das Fabrikat geht nach den Vereinigten Staaten. Man sagt, daß Gemüse aller Art hier in weniger als einem und nicht mehr als zwei Monaten gedeihe, für welche Havana und Vorstädte ein äußerst günstiges Absatzgebiet bildeten.

Digitized by Google

Spargel z. B. brauchen nur 20 Tage von der Aussaat bis zur vollkommenen Reife, Radieschen etwa 20, Blättersalat kaum 10 bis 15 Tage. Trotz alledem liefert Guanajay augenblicklich wenig oder nichts für den Gemüsemarkt. „Die Leute sind so indolent," erklärte der Leiter der Seilfabrik, der mir diese Dinge mittheilte, „daß sie ihre Tomatoes und Orangen verfaulen lassen, wenn nicht Jemand kommt und sie mit Gewalt zwingt, zu verkaufen."

Von Guanajay führt der Weg durch dieselben in üppiger Kraft von Unkraut überwucherten Felder, die uns in fast ununterbrochener Reihenfolge von Artemisa ab begleitet haben. Dieselben übermoosten Ruinen erinnern uns an den Bluthund Weyler, der im Senat zu Madrid sitzt und von der Ehre Spaniens faselt, die er hier in den Koth getreten und mit Blut besudelt hat.

Die Ausläufer der Sierra treten näher an die Heerstraße heran. An dem äußersten Punkte, wo die Bergstraße plötzlich abzubrechen scheint, starrt uns eine grimmige kleine Fortina entgegen, die sogar mit einer kleinen Kanone prahlt. Die Insurgenten, denen die nahen Berge willkommene Schlupfwinkel boten, behaupten freilich, die eherne Stimme der Kanone nie gehört zu haben. Sie krochen von Baum zu Baum bis auf dreißig Schritte heran

Spanische „Fortina" auf Kuba.

und forderten die „feigen Spanier" auf, doch 'mal herauszukommen aus ihrem Schlupfwinkel in der Fortina, „sie wollten ihnen dann schon zeigen, was cubanische Hiebe seien." Worauf die Spanier mit tausend schrecklichen Flüchen auf die unnennbarsten Körpertheile von einem Dutzend männlicher und weiblicher Heiligen antworteten und erklärten, nur darauf zu warten, bis die „feigen Cubaner" ihren Baumschutz verließen, um ihnen einen Denkzettel mit in's Jenseits zu geben. Die Kanone schwieg.

Digitized by Google

In Hoyo Colorado schien die Zerstörungswuth der Spanier und Cubaner ihren Gipfelpunkt erreicht zu haben. Hier trafen wir ein Städtchen, in dem absolut jedes Haus niedergebrannt war, Alles, Alles! Maceo hatte sich in der Nachbarschaft gezeigt und konnte gar leicht einen Schlupfwinkel dort finden oder es gar besetzen, und da brannten Weyler's Leute die Häuser einfach nieder. Hoyo Colorado liegt bereits auf dem Boden der Provinz Havana, kaum 15 Meilen von der Metropole der Insel entfernt, und Weyler hatte mindestens 100,000 Mann in unmittelbarer Nachbarschaft zur Verfügung. Mit 100,000 Mann war er nicht im Stande, ein Städtchen in unmittelbarer Nachbarschaft Havana's gegen einige Tausend schlecht bewaffneter Insurgenten zu vertheidigen!

Er wollte es nicht! Das ist die Wahrheit. Vielleicht waren diese wohlhabenden cubanischen Bürger obstinat, weigerten sich, genug zu bezahlen; wie dem auch war, die Brandfackel verschonte nur ein einziges Haus, das Haus Gottes.

Mit Palmenzweigen und dürrem Reisig haben einige der Bewohner die Dächer recht nothdürftig wiederhergestellt, aber die meisten hat die gütige Mutter Natur mit dem Mantel ihrer ewig grünenden Liebe zugedeckt, mit welchem sie die Gräuelthaten der Menschen den Blicken entzieht.

Punta brava! Hier zeigte man uns die Stelle, wo Maceo fiel, nachdem er eines Nachts mit nur 15 Insurgenten die Trocha überschritten hatte. Der Baumwuchs ist östlich hinter Punta brava dichter als sonstwo in diesem fast offenen Lande. Maceo glaubte sich hier sicher und die Ansammlung seiner Horden, die gleich Weyler sengend und brennend und raubend durch die Provinz Pinar del Rio zogen, abwarten zu können, um dann einen kühnen Zug bis nach Havana zu wagen. Es war Nachts, und Maceo und seine Leute gewahrten ein Feuer, vielleicht ein Lagerfeuer. Maceo voran, schlichen sich die Insurgenten herbei.

Spanier! Lumpige zwanzig Spanier! Maceo's Erscheinen mußte genügen, um sie in die Flucht zu jagen. Er, der gefürchtete Revolutionär, trat furchtlos in den Lichtkreis. Die Spanier kannten ihn nicht. Sie schossen, und Spanien's stärkster, zähester Feind sank todt zu Boden. So endete der große strategische Zug der kleinen Rebellenbande, die Gomez von Santiago aus unter dem Befehl von Maceo auf den Weg quer durch die Insel geschickt hatte. Ueberall die Brandfackel der Revolution schwingend, zog der energische, unerschrockene Neger-General mordend und verwüstend, heute sieggekrönt, morgen in eiliger Flucht durch das Land, unaufhaltsam, weder der Berge noch der Trocha, noch des weiten offenen Terrains, wo es Mauserkugeln und Kartätschen regnete, achtend, und seine Bande schwoll zu einer nach Tausenden zählenden Armee an, die ganz Cuba in Brand steckte.

* * *

Die einst mit Maceo durch das Land gezogenen Mannen halten heute Mariana, einen Vorort von Havana oder doch den in unmittelbarer Nachbarschaft gelegenen Küstenort gleichen Namens, besetzt. Auf dem höchsten Punkte dieses Ortes, dem Thurme des Yacht-Clubs, weht die Flagge, blau und weiß, mit einem großen Sterne. Die Leute aus Havana kommen und staunen. Wer hätte das vor wenigen Monaten noch gedacht, daß kaum zwei Stunden von Morro Castle entfernt das Banner von „Cuba libre" je könnte aufgezogen werden, so lange es noch roth und gelbe Stoffe auf der Insel gab.

„Was man doch Alles erlebt!" Und sie staunen und wundern sich, wie lange die Flagge wohl dort wehen wird, wie bald aus dem einen Stern fünf- und vierzig werden dürften. Und es beschleicht sie ein eigenthümliches, unheimliches Gefühl bei dem Gedanken.

Digitized by Google

31. Okt. Die amerikanischen Friedenskommissäre verlangen die Abtretung des ganzen Philippinen-Archipels. — Der Präsident der cubanischen Regierung fordert in einem Pronunciamento die vollständige Selbständigkeit Cuba's.

4. Nov. Die spanischen Friedenskommissäre lehnen die Philippinen-Forderung ab.

5. Nov. Während eines Sturmes scheitert der gehobene spanische Kreuzer „Maria Teresa" auf der Fahrt nach den Ver. Staaten an den Bahamas und geht gänzlich verloren.

9. Nov. Die Amerikaner antworten auf das Memorandum der spanischen Kommissäre.

10. Nov. General Miles übt an der Armeeverwaltung während des Krieges scharfe Kritik.

11. Nov. Unter dem „Orden Publico" findet zu Havana wegen nichtbezahlten rückständigen Soldes eine Meuterei statt.

Blanco's Abschied von Kuba.

Sein letzter Blick galt dem zerrissenen Eisenwerk der „Maine". — „El Sol" hat nach ihrem ehernen Abschiedsgruß „Selbstmord begangen". — Der neue Gouverneur Castellanos von kubanischer Abkunft. — Wohlthätigkeit und verschämte und unverschämte Bettelei. — Die Noth im Innern der Insel.

Havana, den 2. September.

Der letzte spanische General-Gouverneur Don Ramon Blanco ist nach dem Lande der Kastanien zurückgereist. Absichtlich hatte man die Bevölkerung Havana's zuerst über den Tag, nachher, als dies nicht mehr möglich war, sogar über die Stunde seiner Abreise irre geführt. Blanco wollte einer Demonstration seitens seiner Landsleute entgehen. Nicht, daß die Ergebenheitsbezeugungen für den stets gerechten, hochgeachteten, greisen Vertreter der spanischen Regierung, den revolutionären Geist der Cubaner entflammt haben würden; nein, Niemand würde Anstoß an einer des verdienstvollen Generals würdigen Abschiedsfeier genommen haben. Blanco wollte kein Aufsehen erregen. Den Gram, der ihm am Herzen nagte, konnte der Balsam der schönsten Lobrede nicht lindern. Kummer über das Schicksal der Perle der Antillen, bange Sorgen um das finanziell und moralisch bankerotte Vaterland verbittern das Ende seiner Tage. Der thatkräftige, gesundheitstrotzende Mann, der vor Jahresfrist in Cuba anlangte, kehrte als müder Greis heim, um unter den Schatten der Kastanien ein — Grab zu finden.

Hier in Kuba hatte er seine glanzvolle Laufbahn von der Pike auf begonnen. Für Kuba hatte er als junger Lieutenant zum ersten Male geblutet. In Kuba hatte er ein Weib gefunden, das ihn auf dem vermeintlichen Todtenbette mit einer Treue pflegte, die er ihr nachher mit seinem Namen lohnte. In Kuba erklomm er die ersten Sprossen jener steilen Leiter, die den einfachen Bauernsohn zu den höchsten Ehren führten.

Und in Kuba war es, wo der Marquès und General-Gouverneur Blanco, auf dem Gipfel seines Glückes, die tiefsten Demüthigungen, das Ende der Herrschaft des Landes erlebte, das ihn groß gemacht hatte.

Und er stahl sich hinaus in den Hafen, von nur wenig Getreuen begleitet, auf das große Transportschiff der spanischen Transatlantique Linie, das noch im selben Momente die Anker lichtete.

Schon begann es zu dunkeln. Wie das Gerippe eines Ungeheuers ragte das zerissene Eisenwerk der „Maine" aus den schwarzen Fluthe! Ein dumpfer Knall — der General richtete unwillkürlich seinen Blick auf das verhängnißvolle Wrack — zittert über die Spiegelglätte des Wassers. Das war „El Sol", das mittelalterliche Monster, das als Veteran unter den vielen eisernen Vetera-

Digitized by Google

nen auf Cabanas Fortreß, dem letzten General-Kapitän einen letzten Gruß nachzusenden auserwählt war. Das war ein unheimliches Adios, das knallte nicht, das heulte!

Und bum, bum, bum — — folgten die üblichen Salutschüsse aus den ehernen Schlünden jener modernen Geschütze auf den Forts und Festungen ringsum, die nie ihr Feuer auf den Feind gespiehen hatten. Zum letzten Male sah Blanco die rothgelbe Flagge von dem Leuchtthurm auf Morro Castle wehen! — — —

Die Spanier erzählen eine „spanische" Geschichte, sie sagen: „El Sol" sei gesprungen, „El Sol" habe Selbstmord begangen, wie die „Maria Theresa" *), die selbst der vielgeküßte Hobson nicht überreden konnte, Amerikanerin zu werden, die stolz und hartnäckig in ihr einsames Wellengrab zurückkehrte.

* * *

Aber Blanco ist todt, es lebe Castellanos! Ich glaube, die Kubaner werden ihn wirklich demnächst hoch leben lassen, wenn er so fort fährt, wie er eben begonnen hat. Kaum war sein Vorgänger fort, da schickte Herr Castellanos einen Maurer durch die „Obispo Straße" und ließ durch ihn die weißen Porzellan-Tafeln von den Eckhäusern nehmen, die in großer schwarzer Schrift den Namen

General Weyler

trugen.

Es ist merkwürdig, daß dieser Wütherich, dem es gelang, seinen Namen mit Blut unauslöschlich über die ganze Insel zu schreiben, zu kleinen zerbrechlichen Porzellan-Tafeln greifen sollte, um sein Andenken zu verewigen. Zu diesem Zwecke ließ der eitle Tyrann von einem gefügigen Stadtrath eine Resolution passiren, nach welcher der Name der alt-ehrwürdigen Shopping-Street „Calle Obispo", auf deutsch Bischofsstraße, in „General Weyler" umgewandelt wurde, und dieser Name wurde, nicht etwa, wie sonst üblich, an den Eckhäusern angeschlagen, sondern auf den erwähnten Porzellan-Tafeln in die Wände eingemauert. Das Volk weigerte sich jedoch hartnäckig, die Straße anders als „Obispo" zu nennen, sodaß heute kein Droschkenkutscher wohin wüßte, verlangte man nach „Calle General Weyler" gefahren zu werden. Man kann sich denken, was die rasch zusammengelaufene Menge für ein Freudengeheul anstimmte, als eines dieser verhaßten Schilder nach dem Anderen verschwand. Nur mit Gewalt vermochte man einige derselben vor Zerstörung zu bewahren; Kuriositätensammler boten hohe Preise dafür.

War schon Blanco kein Freund Weylers, so ist es Castellanos noch weniger — er ist Kubaner von Geburt.

Es ist schwer zu sagen, weshalb die spanische Regierung im letzten Moment einen Kubaner, der freilich einer alten loyalen Soldatenfamilie angehört, zu ihrem Vertreter ernennt. Es ist ja möglich, daß seine Kuba-freundliche Gesinnung bei Aufrechterhaltung der Ordnung in den letzten Stadien der Räumung zu Statten kommt und Kubaner an Exzessen hindert, es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß gerade dieselbe Eigenschaft Unwillen bei dem spanischen Militär und gefährliche Hoffnungen bei den Kubanern zeitigt. Bis jetzt hat Castellanos auf jeden Fall den besten Willen an den Tag gelegt, es Allen recht zu machen. Die Evakuation beschleunigt er in einer so erstaunlichen Weise, daß vor Ende Dezember sämmtliche spanische Soldaten die Provinzen Havana, Matanzas und Pinar del Rio verlassen haben dürften.

Fast täglich finden Versteigerungen von allerhand militärischen Utensilien, Pferden und Vorräthen, ja selbst Munition und Waffen statt, und ich habe es erst gestern wieder aus dem Munde eines eingeweihten spanischen Offiziers gehört, daß ein großer Theil dieser Dinge

*) Eine Anspielung auf das spanische Kriesschiff dieses Namens, das Hobson, der Held der Merimac und Abgott der Amerikanerinnen vergeblich zu heben versuchte.

Digitized by Google

von Leuten angekauft wurde, die als Agenten der kubanischen Armee bekannt seien.

Auf die den Kubanern in den verschiedenen Kriegen während des letzten halben Jahrhunderts abgenommenen Trophäen in Gestalt von Gewehren, Macheten etc. hat ein New Yorker Händler in Lumpen und altem Eisen ein Angebot gemacht, doch sind sich die betreffenden Behörden noch nicht ganz einig, ob sich eine solche Transaktion auch mit der spanischen Ehre verträgt. Sollte das Geschäft gemacht werden, so dürfte der Preis der „Kriegs-Souvenirs" in Amerika sehr empfindlich fallen.

Die Weißkappen (Offiziere) nehmen in Havana so rapide ab, daß es einem angst und bang um die Hälfte der hier existirenden Kaffeehäuser werden kann, die fast ausschließlich von den Offizieren lebten. Aber auch in vielen anderen Geschäftszweigen fängt man bereits an, die Räumung sehr unangenehm zu spüren. Die amerikanischen Truppen können, abgesehen davon, daß sie noch nicht da sind, schon deshalb nicht als Ersatz gelten, weil man ihren Verkehr in Havana sehr zu beschränken gewillt ist.

Noch härter empfinden den Verlust der spanischen Offiziere jene bescheidenen Mägdlein, die nie mit ihrer Tugendhaftigkeit protzen; ihnen waren diese Tausende und Abertausende von unverheiratheten Müßiggängern in der That gute Freunde. Jetzt giebt's keine Logensitze mehr, wo sich unter dem Schutz der Uniform seiner Majestät Alfons XIII. das leichtsinnigste Luderchen an dem Ellbogen der zimperlichsten Tochter der reichsten Patrizier-Familie reiben konnte, noch Champagner-Soupers und Kutschenfahrten. Traurig sehen sie Einen nach dem Anderen ziehen und haben nichts, als das Nachsehen.

Bis zum letzten Moment halten diese Offiziere den Schein vollen Besitzes und ungestörter Autorität aufrecht. Kein Mensch ahnt, daß sie packen, daß sie von intimen Freunden Abschied nehmen. Auf einmal sind sie weg. Ja, sie sollten sich aber auch nur 'mal mit einer Handtasche auf der Straße sehen lassen! Der Gassenjugend würde dieser Schritt vom „Erhabenen zum Lächerlichen" nicht entgehen.

Wie gesagt, mit der Räumung geht es jetzt sehr schnell vor sich, unheimlich schnell, sodaß ich fürchte, die Amerikaner werden nicht im Stande sein, die wünschenswerthen Punkte so schnell zu beziehen, wie die Spanier sie verlassen. Alles deutet darauf hin, daß uns die Geschichte Kopf über Hals kommen und es sich zeigen wird, daß Alger's Freunde in der Voluntär-Uniform noch heute dieselben Leute sind, die sie in Camp Tampa und anderswo waren. Hier in Havana wird heute schon das

V.

am Kragen des Soldaten, das ein Ehren-Abzeichen sein sollte, geringschätzig beurtheilt. In Marianao war gestern noch Nichts zum Empfange von Truppen bereit, da es noch an Bauholz fehlt. Guanabacoa, für welchen Ort heute oder morgen Truppen im Hafen von Havana eintreffen sollten, befindet sich in heller Anarchie. In Mariel soll man einige Schreiber an der Arbeit haben. Die einzige hiesige Brauerei, ein Spaniern gehöriges, aber von Deutschen geleitetes Unternehmen, bereitet sich, weiß Gott, besser für den Empfang der Truppen, als Algers Günstlinge vor.

* * *

Die Kubaner sehen die immer mehr zu Tage tretenden Absichten einer permanenten Okkupation der Insel durch amerikanische Truppen mit unterdrücktem Mißtrauen an. Sie sind merkwürdig zurückgehalten. In Mariano befindet sich augenblicklich wohl ein halbes Dutzend kubanischer Generäle, aber sie sehen nur und schweigen. Höchstens, daß General Lacret 'mal gelegentlich lospoltert, — gegen die Amerikaner nämlich, und er thut das in demselben

Digitized by Google

indiskreten, oft brutalen aber immer patriotischen Tone, den er einst den Spaniern gegenüber anzuschlagen pflegte. Seine Popularität wächst schnell.

Die Sammlungen für „Los Insurrectos" dauern fort. Gestern hat bereits die zweite Festlichkeit, ein Ball im Sport-Club zum Besten des Insurgenten-Fonds stattgefunden, durch die, da man $3 für die Eintrittskarte verlangte, wohl eine sehr anständige Summe erzielt wurde. Der Ball wurde von einigen Damen der hiesigen „Vierhundert" besucht, die der Affaire eine gewisse gesellschaftliche Weihe verliehen. Das Gros der Gäste setzte sich jedoch aus Geschäftsleuten bis hinab zu den Bank- und Hotel-Clerks zusammen. Die kubanischen Damen, die fast durchgängig hübschere Gesichter und prachtvollere Augen haben, können jedoch das Ballkleid viel weniger vertragen als ihre amerikanischen Schwestern. Ballkönigin war die schöne Elena Herera, Tochter des Conde de Fernandina, oder des „alten Grafen", wie man ihn hier, nicht seiner Jahre halber, sondern seines Stammbaumes wegen, nennt. Außerdem giebt es nämlich noch einen „neuen Grafen", d. h. einen reichen spanischen Kerl, dem die Regierung, um den mit den Kubanern sympathisirenden Conde zu ärgern, den Titel eines „Conde de Pinar del Rio" für $50,000 verkaufte. Der neue Graf baute sich einen Palast gegenüber dem des alten am Cerro und setzte, wie jener, zwei gewaltige steinerne Löwen als Wächter vor die Thüre. Natürlich waren die „neuen Löwen" noch eine Hand größer als die „alten". Da drehte der alte Graf den neuen Löwen die — Rücken der seinigen mit Verachtung zu, schloß das alte Palastthor und ließ ein neues nach seinen Park durchbrechen. Und wandert man jetzt am Cerro zwischen den beiden Palästen, so kann einem der Ausdruck tiefsinnigster Grübelei in den Physiognomien der beiden prächtigen Wüsten-Viecher mit den frischvergoldeten Fellen unmöglich entgehen, deren Augen wie festgebannt auf den beiden vollmondartigen Dingern dort drüben an dem verschlossenen Portal ruhen, und erst beim Nähertreten gewahrt man, daß man die beiden letzten Viertel der alten Löwen vor sich hat.

Der neue Graf war natürlich gestern nicht auf dem Balle, denn er ist Spanier. Hingegen hatte sich General Clous eingefunden, der ein Deutscher ist und wahrscheinlich 'mal Klaus hieß. Er machte die gewagten Sprünge des einheimischen Creol-Tanzes mit seiner bizarren Musik wie ein Jüngling und trug — um mit dem Vereinsreporter zu sprechen — „mit gewohnter Liebenswürdigkeit sehr viel zum Amüsement der Gäste bei."

Da waren noch einige jetzt hier ansässige Amerikaner, von welchen man, wie von General Clous, behauptet, sie seien „made in Germany", die im Verein mit einigen flott tanzenden Lieutenants das fremde Kontingent auf dem Balle bildeten.

Vorstellungen in Theatern zu Gunsten der „Insurectos" finden fast allwöchentlich statt, und außerdem haben sich so viele Damen-Kommittees zum Geldsammeln gebildet, daß man selten eine Mahlzeit essen kann, ohne von diesen unwiderstehlichen weiblichen Hülfstruppen überfallen zu werden. Manchmal giebt es ein Loos auf eine angeblich goldene Uhr, meistens aber blos eine Quittung für die gemachte Beute. In der letzten Zeit ist auch das abgekommen, was zur Folge haben soll, daß nicht jeder kollektirte Peso in den Säckel der „Insurectos" wandert. Die, die zu fünft oder sechst kommen, sind ehrlich, aber die hübsche Person mit dem verführerischen Munde und den blitzenden Augen, die nur eine alte Duena als Begleiterin hat und keine weiblichen Zeugen für die Großmuth der Männer wünscht, die, so habe ich gehört, soll sich in ihren Abrechnungen manchmal irren.

„Das ist ein Beispiel der hier herrschenden heimlichen Armuth, der keine

Digitized by Google

Red Croß-Gesellschaft, keine Almosen abhelfen können", erklärte mir ein hiesiger Deutscher, „sie können sich versichert halten, sie wird genug für sich behalten, um den Wolf für einige Tage von der Schwelle zu bannen." Es war ein gesetzter älterer Herr, der so sprach. Die junge Dame war eine auffallend hübsche Erscheinung, deren melodische Stimme allein genügt hätte, die Männer gefügig zu machen. Mit wunderbarer Anmuth hatte sie dem alten Herrn einen Peso aus der Tasche gezaubert, während ihre Duena, wahrscheinlich die Mutter, schweigend und bescheiden an der Thür stehen blieb. Beide waren in einfaches Schwarz gekleidet, das die jüngere trotz seiner Armuth elegant erscheinen ließ.

„Muchas gratias" zwitscherte sie und lachte so kindlich sorglos, als hätten die großen schwarzen Augen nie Thränen über das Brod vergossen, das es nicht gab. Die sollte stehlen!

„Sie müssen das nicht bei dem harten Namen nennen; das Mädchen ist sich kaum eines Unrechtes bewußt, wenn es genug Geld behält, um seinen und seiner Familie Hunger zu stillen. Sie ist eine von den vielen großen Babies, die in Reichthum aufgewachsen und jetzt total verarmt sind. Wir haben solche Familien in großer Menge, die jahraus, jahrein die reichen Erträgnisse ihrer Felder aufbrauchten und jetzt, da es Nichts zu ernten giebt, in ihren Häusern darben, wie der ärmste Nigger. Die Jungens hat man ihnen todt geschossen, die Mädchen sind schön und liebenswürdig, aber dumm und haben nichts gelernt!" Das ist das Urtheil eines alten Deutsch-Kubaners über eine nicht geringe Zahl der hiesigen Damen.

Selbst unter den kleinen, zerlumpten, schmutzigen Bettlerinnen auf der Straße, die jeden „Caballero" um einen „Centavo" angehen, giebt es Kinder, die sich mit einer Grazie benehmen, wie man sie nur in vornehmen Häusern zu finden pflegt. Einige von ihnen betteln nur Spanier, andere nur Kubaner an; wieder andere, doch deren sind nur sehr wenige, nur spanische Offiziere. Ein sechsjähriger kleiner Balg setzt sich ganz unverfroren auf einen leeren Stuhl zu dem nächsten besten Gast und unterhält ihn mit so drolligen Geschichten, bis er ihr einen Apfel oder etwas derartiges bestellt. Dann rechnet sie ihm sehr genau vor, was sie bereits „eingenommen" hat. Sie darf nicht eher nach Hause kommen, als bis sie einen Dollar voll hat. Ich glaube, sie kommt selten ohne die stipulirte Summe heim, denn das aufgeweckte Kind fühlt instinktiv, wo ihr Appell am meisten Wiederhall findet.

* * *

Ueber die Noth in Kuba kommen recht beunruhigende Nachrichten aus — den Vereinigten Staaten. Hiesige Korrespondenten sind in den letzten vierzehn Tagen von ihren eigenen Zeitungen sowohl, als von Privat-Personen förmlich mit Briefen überschüttet worden, um sie zu veranlassen, mit in das Wehegeschrei der mit fremder Wohlthätigkeit sich brüstenden Notoritätshascherinnen von der fünften Avenue und ihren männlichen Anhängseln einzustimmen.

Die Regierung selbst soll ja einen Fonds von fünf Millionen zur Linderung thatsächlicher Noth ausgesetzt und hiervon bereits über $300,000 ausgegeben haben. Ob diese Ziffern genau stimmen, läßt sich hier nicht feststellen. Jedenfalls sind in den letzten Wochen mehrere Schiffsladungen von allerhand Nahrungsmitteln, auch Kleidungsstücke in verschiedenen Häfen Kuba's gelandet worden, und sie mögen in einigen Fällen thatsächlich zur Vertheilung gekommen sein, doch kann sich der Segen dieser offiziellen Wohlthätigkeit kaum bis über die den Küstenplätzen am nächsten liegenden Dörfer ausgedehnt haben. Im Innern der Insel ist die Noth immer noch so groß wie früher, denn der Samariter vermag dort nur unter großen Mühsalen und tausend Hindernissen sein frommes Werk zu erfüllen. Von den vielen unbestimmten Gerüchten über das spurlose Verschwinden ameri-

Digitized by Google

kanischer Liebesgaben, ehe sie ihren Bestimmungsort erreichen, sei hier vorläufig nicht die Rede, da sich die Schuldigen bei den hier herrschenden wilden Zuständen doch nicht ermitteln ließen.

Sicher leidet namentlich die Landbevölkerung von Kuba unsägliche Noth, aber der können die Damen und Zeitungs-Redakteure in Amerika nicht abhelfen, indem sie ihre Bekannten zu Beiträgen zwingen, Kommittees ernennen, Wohlthätigkeits-Bälle und dergleichen veranstalten und dann nach Kuba schreiben, sie hätten so und so viel tausend Dollars gesammelt und möchten nun wissen, wie das Geld an die Bedürftigen vertheilt werden sollte. In neun aus zehn Fällen kann man versichert sein, daß solche Gelder oder Lebensmittel an die Unrichtigen kommen, oder irgendwo unbenutzt zu Grunde gehen, wenn sie nämlich nicht schon in Amerika gestohlen werden.

Was Noth thut, ist vor Allem die Bildung eines wirksamen Systems zur Vertheilung von Liebesgaben, welcher Art sie auch sein mögen. Daß die Regierung, d. h. die Leute, die Alger damit betraut, im Stande wären, diese Aufgabe zu erfüllen, glaube ich nicht; die verlassen sich gar zu gerne auf die Aussagen des nächsten besten Insurgenten-Häuptlings, der sich auch nur zu gerne bereit erklärt, die Last der Vertheilung auf sich zu nehmen. Der Landmann, der Reconcentrado kommt dabei immer zu kurz.

Was der Regierung aber nicht gelingt, wird auch unerfahrenen Privat-Personen nicht gelingen. Die Rothe Kreuz-Gesellschaft allein scheint bis jetzt mit einigem Erfolg gearbeitet zu haben. Sie hat eine ganze Anzahl von Hospitälern in den Städten des Innern neu eingerichtet oder doch gereinigt, ausgeräuchert und mit Medizinen versehen und manche andere Reformen begonnen, die zur Wiederbelebung des Landes beitragen mögen. Die Wohlthätigkeit dieser Organisation mag ihren Unterstützern viel Geld kosten, denn sie muß gute Saläre an ihre Aerzte, Agenten u. s. w. zahlen; aber man sieht doch wenigstens Etwas von ihren Thaten. Das hat sich schon während des Feldzuges vor und in Santiago und in Porto

Chas. A. Schieren,
ein Deutscher von Geburt, Ex-Mayor von Brooklyn, seit vielen Jahren Schatzmeister der American Red Cross Society.

Rico gezeigt. Sie hat Leute, die Erfahrungen und Kenntnisse besitzen, ohne welche selbst der beste Mensch mit dem größten Geldbeutel in Kuba nicht wirklich wohlthätig wirken kann. Der Red Croß-Society sollten deshalb alle zur Linderung der Noth gesammelten Gelder zur Verfügung gestellt werden. Und noch Eins: Kleider und Schuhe sind viel nöthiger als Lebensmittel. So hat z. B. in Cienfuegos die Red Croß Society Mehl, Bohnen und Fleisch für die hungernden Landbewohner aufgestapelt, aber in den Wäldern hausen fünfhundert Weiber — Die Nachricht ist verbürgt, die nicht in die Stadt kommen können, um sich satt zu essen, weil sie ihre Toilette nicht wechseln können. Sie gehen nämlich ohne Uebertreibung genau so, wie Eva vor dem Sündenfalle.

Digitized by Google

15. Nov. Eine vernichtende Kritik fällt General Breckinridge, der Generalinspektor der Armee über die Armeeverwaltung und General Shafter. — Farbige Bundessoldaten rauben und morden auf Cuba in gemeiner Weise.

16. Nov. Spanien schlägt eine schiedsrichterliche Entscheidung über die Auslegung des Artikels 3 des Friedens-Protokolls vor.

17. Nov. Das Räumungs-Protokoll wird von den Kommissionen in Havana unterzeichnet.

19. Nov. Iloilo, die zweite Hafenstadt der Philippinen, geräth in die Hände der Insurgenten.

21. Nov. Die Vereinigten Staaten bestehen auf der Abtretung der ganzen Philippinen und bieten dafür zwanzig Millionen Dollars.

23. Nov. Wegen der Abtretung Cuba's resignirt Generalkapitän Blanco.

25. Nov. Die ersten amerikanischen Okkupationstruppen betreten den cubanischen Boden.

26. Nov. Der Insurgentenführer Aguinaldo weigert sich abermals spanische Priester und Civilisten freizugeben.

27. Nov. Generalkapitän Blanco verläßt Havana.

28. Nov. Die spanische Friedenskommission nimmt die amerikanischen Forderungen an, wodurch die Philippinen-Angelegenheit zum Abschluß gelangt.

29. Nov. Die Arbeit der Formulirung des spanisch-amerikanischen Friedensvertrages ist beendet.

30. Nov. Für Freilassung der gefangenen Mönche fordert Aguinaldo hohes Lösegeld.

Die Deutschen in Havana.

Die maßgebenden deutschen Häuser und Vereine. — Gründung einer deutschen Schule in Havana. — Erfolge des deutschen Konsuls Dr. Falcke. — Das Eröffnungsfest. — Festveranstaltungen und Klubleben.

Havana, 10. Dezember 1898.

Wie Alles in diesem unglückseligen Lande unter der dreijährigen Revolution gelitten hat, so ist auch das Deutschthum von Havana und Kuba überhaupt von den, alle Organe des Handels und der Boden-Kultur lahmlegenden Folgen dieser Bruder-Mörderei nicht unberührt geblieben. Deshalb mag der Fremde vielleicht ein wenig enttäuscht sein, wenn er in Havana nicht eine Kolonie von großen Kaufherren findet, die mit weitreichendem Feldherrnblick Situationen und Möglichkeiten gewahren, wo ihren spanischen Kollegen die Welt mit Brettern zugenagelt ist, und deren überlegene Handels-Politik selbst über die Vorurtheile und den Widerstand eines mittelalterlichen Regierungs-Systems triumphirt. Solche Ansichten über die deutsche Kolonie von Havana — ich glaube, daß sie im Auslande ziemlich verbreitet sind — wären absolut falsch. Geniale, im großartigen Style arbeitende Handelsherren sind kaum drei vorhanden; die übrigen sind allerdings sehr tüchtige, fleißige Leute, die dem indolenten Spanier und dem faulen oder unbeständigen Kubaner als Muster gelten können, aber keineswegs dem Bilde entsprechen, das man sich allgemein vom „deutschen Handelsherrn in den Tropen" zu machen pflegt.

Aber, wie gesagt, das mag zu anderen Zeiten anders gewesen sein. Die Kolonie ist sehr alt und erfreut sich seit mehr als einem Jahrhundert des höchsten Ansehens, bei Kubanern und Spaniern. Das älteste Dokument, das ich bis jetzt gesehen, ist aus dem Jahre 1819 datirt und konstatirt die Gründung des jetzt noch florirenden „Deutschen Hülfsvereins". Unter den Unterschriften finden sich mehrere Namen, die auch heute noch in der Kolonie vertreten sind, wie z. B. der der sehr angesehenen Familie Will, Berndes u. A. Solche Kaufmannsfamilien lassen sich selten dauernd auf der Insel nieder, sondern schicken gewöhnlich nur einzelne Mit-

Digitized by Google

glieder, die nach Ablauf einer Reihe von Jahren von anderen abgelöst werden und in ihre Heimath zurückkehren.

Im Allgemeinen scheinen die Deutschen das Klima hier besser vertragen zu können, als Angehörige mancher anderen Nation, wie z. B. die Amerikaner. Die vernünftigere, ruhigere Lebensart der ersteren mag als Erklärung für diese Erscheinung gelten. Trotzdem sie sich natürlich ganz nach der landesüblichen Pariser Mode kleiden, kennt man sie doch stets sofort unter den Spaniern und Kubanern heraus, was ja in Anbetracht der grundverschiedenen Abstammung nicht zu verwundern ist. Sie sprechen ungefähr ebenso häufig, ebenso schlecht und recht spanisch, als wir Deutsch-Amerikaner englisch. Nebenbei besitzt fast ein Jeder auch einige Kenntniß der letzteren Sprache, was wiederum selbstverständlich erscheinen wird, wenn ich noch hinzufüge, daß 90 Prozent der hiesigen deutschen Kolonie aus Hamburg oder Bremen stammen.

In seinen äußerlichen Lebensgewohnheiten hat sich der deutsche Havanese natürlich seiner Umgebung angepaßt: Er frühstückt um 11 Uhr und ißt Abends um 6 oder 7 Uhr seine zweite Mahlzeit, das Diner, das er mit spanischem Wein hinabspült. In seinen Mußestunden langweilt er sich wie ein Kubaner und raucht die stärksten und schwärzesten Cigarren. Er flucht mit Vorliebe auf spanisch, obwohl er nie hoffen darf, es dem edlen Don in dieser Beziehung auch nur im Entferntesten gleich thun zu können.

Unter Spaniern und Kubanern ist er ein gern gesehener Gast, wenn auch nicht gerade behauptet werden kann, daß sie sich um seine Gesellschaft reißen. Daß ihm der gewandtere Amerikaner den Rang ablaufen wird, scheint nur eine Frage der Zeit zu sein, d. h. sobald eben die allein hier existenzberechtigten Elemente der Einwanderung aus Amerika anlangen werden.

* * *

Dasselbe gilt aber auch, fürchte ich, in Bezug auf manchen anderen Punkt. Wer amerikanischen Unternehmungsgeist kennt, kann sich nicht verhehlen, daß derselbe über die den vorhandenen Bedingungen sich wohl vortrefflich anpassenden, aber wenig erfinderischen Taktiken des hiesigen deutschen Kaufmannes den Sieg davon tragen muß, wie er es in jüngster Zeit in Mexico gethan hat. Viele der deutschen Geschäftsleute fühlen das selbst schon.

Man wendet hiergegen ein, daß der Spanier viel zu konservativ sei, um den Deutschen, der bisher den größten Theil seiner Geschäfte mit dem Auslande vermittelte, so mir nichts dir nichts über Bord zu werfen und daß, wenn amerikanische Unternehmen in Kuba ein günstiges Feld fänden, sie wohl längst den Deutschen Konkurrenz gemacht hätten, wäre ihnen das möglich, zumal Amerika so viele tausend Meilen näher liege als Deutschland.

Es benöthigt wohl kaum, hier zu wiederholen, daß die neuen politischen Beziehungen zu Amerika, der neue Zoll-Tarif, die neue Regierung auch nothwendiger Weise neue Handels-Beziehungen zur Folge haben müssen, somit beide Argumente zu Gunsten der deutschen Kaufleute nur auf „ante bellum"-Verhältnisse Anwendung finden können.

Ein anderes Argument hiergegen scheint vorläufig noch stichhaltig. Man behauptet, daß die bisherige minderwerthige Einwanderung aus den Staaten nicht geeignet sei, die einheimische Geschäftswelt zur Anknüpfung von neuen Verbindungen zu ermuthigen, und das ist ja wohl richtig; nur dürfte sich auch das sehr schnell ändern, sobald einmal der amerikanische Kapitalist die nöthige Sicherheit in einer halbwegs geordneten Landesverwaltung findet.

Daß der deutsche Geschäftsmann eine Unzahl von sehr profitablen Kapitals-Anlagen unbeachtet ließ, die der Amerikaner jetzt fast mühelos ausbeuten kann, liegt klar auf der Hand. Ich erinnere blos daran, daß Havana nichts als eine

Digitized by Google

sehr schlechte Pferdebahnlinie und einige noch miserablere Omnibus-Linien zur Erleichterung des Personen-Verkehrs in dem unendlich weitläufigen Stadt-Bezirk besitzt. Ein ausgebreitetes Trolleybahn-Netz wird demnächst an die Stelle füllt. Das weiß Niemand besser, als die deutschen Kaufleute, die die hohe Schule des Zollhauses von Havana durchgemacht haben.

Aber wie gesagt, die Deutschen Havana's sind keine großen Unternehmer,

Herr Gustav Bock,
Chef des größten Cigarrenhauses Henry Clay y Bock y Compa.

dieser veralteten Verkehrsmittel treten. Es wird mit amerikanischem, mit verhältnißmäßig wenig amerikanischem Geld gebaut werden.

Man wende hier nicht ein, daß die Spanier gegen solche Neuerungen waren, daß die Konzession nicht von ihnen zu erlangen war; die Spanier sind für Alles zu haben, das ihnen die Taschen

sie lieben ein ruhiges, stilles Geschäft, bei welchem sich ja, wenigstens bisher, auch sehr anständig leben läßt. Es mögen einige dreißig deutsche Kommissionshäuser bestehen, durch welche fast der ganze Handel mit dem Auslande, besonders in Taback und Zucker geht. Man hat mir die Reihenfolge des Interesses auswärtiger Nationen an dem Wohl-

Digitized by Google

stande Kuba's folgendermaßen angegeben: Obenan steht natürlich Spanien, dann folgt Frankreich und Deutschland ungefähr in gleicher Linie; den vierten Platz nimmt England ein, den fünften Belgien, den sechsten Italien und erst den siebenten die Vereinigten Staaten.

Da Frankreich's Interesse sich hauptsächlich auf den Kleinhandel in Kuba beschränkt, so kommt für den internationalen Verkehr, nach Spanien, zunächst also nur Deutschland in Betracht. Es sind deutsche Geschäftsleute, aber nicht deutsches Kapital, die fast den ganzen Tabaksmarkt kontrolliren. Obenan steht die weltbekannte Firma von Bock & Co., die ihre Geschäfte in wirklich großartigem Style führt. Bock & Co. kontrolliren etwa 60 Prozent der gesammten Cigarren-Produktion von Havana und haben erst jüngst, allerdings mit englischem Kapital, eine Anzahl der größten Cigarren-Fabriken aufgekauft, so daß sie deren jetzt nicht weniger als elf in Betrieb haben.

Der Chef des Hauses, Herr Bock, ein freundlicher Herr, der einige fünfzig Jahre alt sein mag, von welchen er vierzig auf der Insel Kuba zugebracht hat, theilte mir mit, daß das Geschäft einen unerwartet schnellen Aufschwung genommen habe.

Herr Bock beschäftigte sich früher mit dem Anbau von Zucker, findet die Tabaks-Kultur aber einträglicher. Er gehörte zu den intimen Freunden General Blanco's und eines seiner Vorgänger, Martinos Campos, der nicht selten seinen Rath zum Besten der kubanischen Tabaks-Industrie befolgte. Herr Bock stammt aus Bremen.

Neben der Firma Bock ist das Haus Berndes & Co. zunächst zu nennen, das sich gleichfalls hauptsächlich mit der Fabrikation von Cigarren und Tabakshandel, nebenbei aber auch mit allen übrigen Handelszweigen beschäftigt. Einer der Chefs des Hauses, Herr Berndes, ist österreichisch-ungarischer General-Konsul; der andere Chef, Herr D. H. Moend, hat große Tabakspflanzungen in der Nähe von Artemisa, die eine reiche Ernte versprechen. Neben den Tabak- und Cigarrenhäusern von Beck, Neuhaus & Neumann, Falk etc., existiren dann noch eine ganze Reihe von kleineren Häusern, die den Verkauf von Blätter-Tabak, hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten vermitteln. Die Firma Bauriedel & Co., die sich mit Kommissions-Geschäften aller Art beschäftigt, gehört gleichfalls zu den hervorragenden Häusern. Leonhardt & Co. versehen Kuba mit Apollinaris-Wasser und anderen wünschenswerthen Import-Artikeln, die man trinken oder essen kann; der Chef dieser Firma ist jetzt Herr Hermann Krause, der lange in New York wohnhaft war. Schwab und Tillmann sorgen für alle möglichen Biere aus Deutschland. Der einzige Vertreter deutscher Eisen- und Stahlwaarenfirmen ist Herr G. Breßler, ein Westphale, der aber auch ein riesiges Geschäft machen soll.

Das berühmte Haus von Upmann & Co. ist in den Vereinigten Staaten durch die „Upmann-Cigarre" allgemein bekannt geworden; doch kommt der Cigarren-Handel der Firma, wenn auch bedeutend an und für sich, erst in zweiter Linie neben dem riesig ausgebreiteten Bankgeschäft in Betracht. Upmann & Co. genießen mit Recht den Ruf, die bedeutendste Bankfirma auf Kuba, vielleicht in ganz Westindien zu sein. Die spanische Regierung war während der Blokade fast gänzlich auf die Geldschränke von Upmann & Co. angewiesen, die Dank der weisen Fürsorge der jetzigen Leiter der Firma, der Brüder H. und G. Runken, sich denn auch beinahe als unerschöpflich erwiesen. Die Firma soll durch den Ankauf der Madrider Wechsel ein „Heidengeschäft" gemacht haben. Das Haus genießt unter Spaniern und Kubanern den Ruf strengster Reellität, dessen sich überhaupt alle deutschen Firmen hier erfreuen.

In jüngster Zeit blüht auch die Firma Moeller gewaltig empor, die in New York als die Cigarren-Lieferantin

Digitized by Google

für das Waldorf-Astoria Hotel rühmlichst bekannt ist. Die Firma hat eigene weit ausgedehnte Tabakfelder in der Vuelta abajo, die eine ausnahmsweise reiche Ernte versprechen.

Andere bedeutende deutsche Handelshäuser auf Kuba sind Schuhmann & Co. in Santiago, welche unter Anderem die Leitung der dortigen Eisenbahnen und der „Juragua Iron Works" in Händen haben; der Chef des Hauses ist deutscher Konsul; sein Partner, Herr Hermann Michaelsen, ist den Lesern bereits aus Kriegsberichten von Santiago bekannt. In Cienfuegos ist Herr Huhnecke, gleichfalls deutscher Konsul, der bedeutendste deutsche Geschäftsmann; in Trinidad sind die Firmen von Schmidt & Ficher und Jansen zu nennen.

* * *

Die deutsche Reichs-Regierung sah sich bereits im Jahre 1872, in Anbetracht der wichtigen Handelsbeziehungen, veranlaßt, den bisherigen Wahl-Konsul in Havana durch einen Berufs-Konsul zu ersetzen. Der erste Berufs-Konsul war Herr Raschdau, jetzt Gesandter in Lissabon. Ihm folgte der jetzige General = Gouverneur der deutschen Provinzen von Ost-Afrika; dann der vor einige Zeit verstorbene Kammerherr von Seldeneck. Seit dem Juli 1897 liegt das Amt des deutschen Konsuls von Havana in den Händen des Herrn Dr. jur. P. H. Falcke, dessen diskrete Verwaltung während der heiklen Zeit des Krieges zwischen Spanien und Amerika jedem Zeitungsleser bekannt ist.

Herr Dr. Falcke hat es verstanden, unseren amerikanischen Jingos, die nur zu gerne eine Gelegenheit suchten, um an dem Verhalten des deutschen Konsuls in Havana während der Blokade etwas aussetzen zu können, allen Wind aus den Segeln zu nehmen. Das Kriegsschiff „Geier" stand während der Zeit der Blokade stets zu seiner Verfügung, ein Umstand, der ihn befähigte, der deutschen Kolonie manche Annehmlichkeit zu verschaffen, die die Angehörigen anderer Nationen entbehren mußten. Mit den Mitgliedern der verschiedenen amerikanischen Kommissionen, die jetzt hier schalten und walten, steht Herr Falcke im besten Einvernehmen.

Durch sein jüngstes Werk, die Gründung einer deutschen Schule, „El Colegio Aleman", hat sich der deutsche Konsul die hiesige Kolonie zu tiefem Danke verpflichtet. Den Plan dazu faßte er sofort nach seiner Ankunft in Havana, wo ihm der in Amerika leider nur zu bekannte Mißstand, daß die Kinder ausgewanderter Deutsche ihre Muttersprache sehr schlecht oder gar nicht reden konnten, sehr schmerzlich auffiel. Sein Aufruf zu diesem Zwecke fand übrigens freudigen Wiederhall bei der ganzen Kolonie. Im Handumdrehen war das nöthige Kapital gezeichnet, und das Projekt machte schnell Fortschritte. Als Lehrer wurden Herr Kreher aus Dresden, früher an der deutschen Schule in Mexiko, und Herr Reichhold aus Frankfurt am Main, früher am „Theological Seminary" in Bloomfield, N. J., verschrieben. In San Jose-Straße wurden prächtige Räumlichkeiten für die beiden Klassen gemiethet. Der Lehrplan umfaßt Deutsch, Englisch, Spanisch, Rechnen, Geographie, Naturkunde, Geschichte, Zeichnen und Singen. Es besteht die Absicht, die Kinder zum Uebertritt in deutsche Gymnasien oder amerikanische Hochschulen schon auf Kuba vorzubereiten.

Letzten Sonntag fand zur Feier der Gründung der Schule ein kleines Fest statt, zu welchem der Konsul sein eigenes prachtvolles Haus in Tulipan geliehen hatte. Da waren Büblein mit dem dunklen Typus von echten Kubanern, an welchen nur die blauen Augen die germanische Abstammung des Vaters oder der Mutter verriethen, die mit den Alten deutsch zu radebrechen versuchten und den kleinen flachshaarigen Mägdelein im flottesten „Kubanisch" das A B C südländischer Galanterie vorplapperten. Die Jungen scheinen überhaupt viel mehr Aeußerlichkeiten

Digitized by Google

von der kubanischen Mutter oder dem Vater zu erben, als die Mädchen. Nur ein Zwillingspaar war da, das echt germanischen Charakter trug, das hatte aber einen Deutschen zum Vater und eine Engländerin zur Mutter.

* * *

Es giebt in Havana vier Institute, welche der Pflege des Deutschthums gewidmet sind. Das erste ist die obengenannte Schule, das zweite der „Deutsche Hülfsverein", das dritte das „Casino Aleman" oder der „Deutsche Verein" und das letzte die „Deutsche Börse".

Der deutsche Hülfsverein, der am engsten mit der Geschichte der deutschen Kolonie von Havana verknüpft ist, ist ein höchst segensreiches Institut, das manchen armen Teufel, den die Wogen des Lebens nach Kuba verschlugen, vor dem sicheren Untergang gerettet hat. Ein bedürftiger Deutscher wird hier nie abgewiesen, und wenn er es wünscht, bezahlt man ihm sogar seine Reise in die Heimath zurück, oder wo immer er sonst sein Heil versuchen will. Laut dem vom 30. November 1898 abgelegten Rechnungsausweis besitzt der Verein einen Fonds von ca. 120,000 Mark, der zum größten Theil aus von den Gründern gestifteten Geldern besteht. Die Beiträge der Mitglieder und die Zinsen des Gründungsfonds haben bis jetzt stets genügt, die Ausgaben zu decken. Präsident des Vereins ist augenblicklich Herr J. F. Berndes; Herr H. Krause fungirt als Sekretär. Die übrigen Mitglieder, die zugleich ein großes Kontingent für den „Deutschen Verein" stellen, sind:

F. Bauriedel, C. E. Beck, J. F. Berndes, G. Bock, Th. Birker, Oskar Boening, C. Behrens, H. Becker, Gust. Breßler, Ph. Boland, A. Catterfeld, M. Eckelmann, M. Falk, Konsul Dr. Falcke, F. Daehne, H. Fehrmann, H. Frerichs, Th. Gabarde, A. Hachar, E. Krause, W. Looft, M. Linne, F. Lappenberg, C. Ludwig, D. H. Moenck, A. Moeller, Hinrich Moeller, Ed. Meyer, Paul Meyer, Fr. Metz, G. W. Michaelsen, W. Neuhaus, F. Neumann, H. Pahlcke, C. Pflüger, H. Runken, G. Runken, W. Reesing, E. Rasch, Ed. Rieckmann, C. Roehling, T. Sauter, G. Schliewiensky, A. Schmidt, M. Schwarzlose, M. Tillmann, H. Upmann, A. Will, E. Will, Otto Wiedenroth, H. Ziegler.

Der „Deutsche Verein", auf welchen die Kolonie besonders stolz zu sein scheint, würde in New York, wo das deutsche Vereinsleben bis zur höchsten Stufe gediehen ist, einigermaßen enttäuschen. Ich möchte jedoch gleich hier nochmals darn erinnern, daß man eine schwere Zeit hinter sich hat, die auch das gesellige Leben nicht unberührt ließ. Der „Deutsche Verein von Havana", wie ich ihn heute finde, kann sich mit keinem deutschen Verein erster Klasse in New York auf gleiche Stufe stellen. Sein Lokal befindet sich im obersten Stockwerk des spanischen Casino, dessen zweites Stockwerk an einen Spieler-Club vermiethet ist. Es befindet sich allerdings in bester Lage an der Ecke von Neptuno Straße Prado und Parke Centrel, aber drei Treppen hoch, ohne Elevator, und das in Cuba!

Die Lokalitäten des Vereins bestehen in einer schönen, mit Marmor geflasterten Vorhalle, einem Lesesaal, der gelegentlich auch als Ballsaal dient, einem Billiardzimmer, mehreren Spielzimmern und dem Buffet-Raum. Das Ganze ist in Weiß, und sehr hübsch ausgeführt. Oel-Portraits der drei ersten deutschen Kaiser, Bismarck's und Moltke's und andere Bilder von patriotischer Färbung zieren die Wände. Ein reich mit Zeitungen vieler Sprachen beladener Tisch ladet zum Lesen ein; die nicht unansehnliche Bibliothek sorgt für Abwechselung.

Im Buffet-Raum werden „amerikanische Drinks" und das Flaschenbier der „Tropical Brauerei" von Havana getrunken; man sagt, es gäbe auch Rheinweine hier. Die Brauerei ist ein spanisches Unternehmen, das bereits 23 Jahre existirt, aber erst einen Auf-

Digitized by Google

schwung nahm, als die Leitung in deutsche Hände gelangte. Das Bier scheint rein zu sein, doch dürfte es der Amerikaner ein wenig würziger wünschen. In der Vorhalle und den Spielzimmern wird Skat gespielt. Hier und da giebt es einen geselligen Abend. Da wird dann etwas musizirt, etwas deklamirt und etwas gesungen, viel Bier getrunken und schließlich wieder Skat gespielt. Damit wäre die Routine des deutschen Vereinsleben in Havana erschöpft.

Einmal im Jahre, an Kaisers Geburtstag, wird ein Ball gegeben, und der ist wirklich ein großes Ereigniß im gesellschaftlichen Leben Havana's. Kubaner und Spanier haben mir versichert, daß nur ihre „Vierhundert" sich etwas ähnliches leisten könnten. Die beste Gesellschaft aller Nationalitäten drängt sich zu diesem Balle, und schon Monate vorher versucht man, Einlaßkarten, die in Anbetracht der Räumlichkeiten natürlich an Zahl beschränkt werden müssen, sich zu verschaffen.

* * *

Das letztgenannte deutsche Institut, die „Deutsche Börse", befindet sich an Obispo Straße, mitten im Geschäftsviertel. Hier giebt es „Bullen" und „Bären", gerade wie in der Wall Str. in New York, nur mit dem Unterschied, daß die ersteren nicht mehr brüllen können, denn sie erscheinen höflicher Weise nur in der Form von schmackhaften Beefsteaks. Auch die „Bären" dürfen in der „Deutschen Börse" nicht wild herumlaufen, sondern sie werden meistentheils „aufgebunden". Trotz ihres modernen Namens dient „Die Börse"

Auf dem Wege von El Caney nach Santiago.

doch zur Pflege des allerältesten deutschen Brauches, über den uns die Spezial-Korrespondenten der „frech gewordenen Römer" berichten: „Sie tranken immer noch Eins". Auch in der Börse an Obispo Straße trinken sie immer noch Eins. Da versammeln sich die deutschen Kaufleute vor dem Frühstück und nach dem Schlusse des Comptoirs, und politisiren und streiten sich und versöhnen sich wieder, und reden „Shop" und tauschen die Neuigkeiten in der Kolonie aus, gerade wie an der

Digitized by Google

vierzehnten Straße in New York — und trinken immer noch Eins. Den anderen schönen alten deutschen Brauch: „Sie lagen auf der Bärenhaut", haben sich diese Havaneser Renegaten abgewöhnt. Hier liegen die Deutschen wahrlich nicht auf der Bärenhaut. Von der „Börse" gehen die alten reichen Herren nach dem Café Paris, die jungen, die es werden wollen, zu „Tante Lehnchen", die allein in ganz Cuba es fertig gebracht hat, auch in der Küche ein strammes deutsches Regiment einzuführen. Bei „Tante Lehnchen" wird deutsch gegessen und — sie trinken auch immer noch Eins.

„Die Schlacht im Parke Central".

Der mörderische Kampf zwischen Kubanern und Spaniern. Fünf Todte und 33 Verwundete zählt man. — Die Spanier waren stark provozirt worden. — Ein kubanischer Rebellen-Offizier feuerte den ersten Schuß ab.—Ueberfall auf einen Leichenzug.

Havana, Dezember 1898.

Havana befindet sich im Zustande der Anarchie; Spanier und Cubaner schießen und metzeln einander nieder, als lebten wir noch mitten in der blutigen Revolution. Der belebteste Park wird in ein Schlachtfeld verwandelt, die Heiligkeit des Heimes nicht länger anerkannt, und selbst ein Leichenzug ist überfallen und die Leidtragenden niedergeschossen worden.

Bis jetzt haben die Amerikaner bei allen blutigen Ereignissen eine nur passive Rolle gespielt; die Spanier haben sich Mühe gegeben, nur Cubaner zu treffen, von den vielen Amerikanern, die sich mitten im Schlachtgetümmel vor dem Inglaterra Hotel befanden, als letzten Sonntag die Feindseligkeiten zum offenen Ausbruch kamen, wurde kein einziger verletzt.

* * *

Ich hatte mit einem Herrn Becker von der Firma Upmann & Co. das Theater Albisu, das dem Inglaterra Hotel gegenüber auf der anderen Seite vom Parke Central gelegen ist, wo die Obispo Straße beginnt, besucht und trat eben nach Beendigung des zweiten Aktes auf die Straße. Hier, wo sonst um diese Zeit ein ungemein reges Leben zu herrschen pflegt, war kein Mensch zu sehen; auch der Park schien fast gänzlich verödet zu sein. Aber drüben auf der anderen Seite, auf der breiten Straße vor dem Inglaterra Hotel, wogte eine nach Tausenden zählende Menge auf und nieder, die sich unter den Arkaden des Hotels zu Knoten zu verdichten schien, um im nächsten Augenblick wieder nach allen Richtungen auseinander zu stieben.

In diesem Momente krachte an der San Rafael Straße, zwischen dem Tacon Theater und dem Inglaterra Hotel, der erste Schuß. Das Wuthgeheul der Menge drang bis zu uns herüber. Auf der anderen Ecke der Straße, gegenüber dem Albisu-Theater, hatte sich eine Schaar von anscheinend für die Ereignisse vollkommen unvorbereiteten Soldaten und Offizieren angesammelt, die den Vorgängen mit dem intensivsten Interesse folgten.

Jetzt krachte Schuß auf Schuß über den Park zu uns herüber; auch oben am Pairet Theater, welches den Park Central im Süden begrenzt, wurde geschossen.

„Vamos!" schrie ein spanischer Soldat, der auch nicht einen Zoll von Goldlitzen an der Uniform hatte und die ganze Schaar der Kameraden und selbst die Offiziere stürzten ihm nach über Straßen und Park hinweg, um mit einem donnernden „Viva Espana!" zum

Digitized by Google

Angriff auf die Menge am Inglaterra Hotel überzugehen.

All' das hatte sich in weniger als fünf Minuten abgespielt. Ich sah mich einen Moment um. Die Menge, die das Albisu Theater bis zur Fassungsfähigkeit gefüllt hatte, war verschwunden, als hätte der Erdboden sie verschlungen. Wir waren, Herr Becker und ich, die einzigen Menschen auf dieser Seite des Parks, außer den Kellnern des Theater-Kaffees, die furchtsam hinter die Buffets geflüchtet waren. Schon krachten auch aus dem Dunkel der auf unserer Seite befindlichen Arkaden vereinzelte Schüsse, während auf der anderen Seite wahre Salven gefeuert zu werden schienen. Herr Becker und ich kreuzten den Park; da riß ein Menschenstrom, der eben uns entgegenkam, meinen Begleiter mit fort. Ein Verwundeter, auf zwei Freunde gestützt, humpelte über den Weg, man hatte ihn in's Bein geschossen, „Halto!" schrie ihnen der Offizier einer Kompagnie von Infanterie entgegen, die fast geräuschlos auf den weichen Schuhen die Obispo Straße herausmarschirt war. Die Soldaten zogen achtlos an mir vorüber, stellten sich am Rande des Parkes vor dem Inglaterra Hotel auf und ehe man wußte, wie es geschehen, krachte eine Salve auf die sich an dem Gebäude auf der Straße vorüberwälzende Volksmenge. Wehegeschrei und Flüche übertönten den allgemeinen Wirrwarr von Geräusch. Im nächsten Moment reihten sich die Bürgerpolizisten hinter der Kompagnie von Infanterie auf, dieser den Rücken gegen den Park deckend und ich sah die kurzen Carabiner im Anschlag auf uns, die hier standen, gerichtet; aber nur einen Moment, dann ließen sie die Waffen wieder sinken. Ich drückte einen Gewehrlauf bei Seite, andere machten es ebenso, und gelangte zu meinem eigenen höchsten Erstaunen, ohne auch nur im Geringsten auf Widerstand zu stoßen, bis dicht hinter die Reihe der Infanteristen, die inzwischen einen großen Kreis um das Hotel, das Theater Tacon und benachbarte Cafés gezogen hatten und Niemand innerhalb dieses Kreises gestatteten, sich zu entfernen, aber auch Niemanden zuließen. Sämmtliche Lokale waren geschlossen. Der befehlshabende Offizier ließ die Thüren des Cosmopolito Café neben dem Inglaterra und die des Café Paris mit den Gewehrkolben aufbrechen, aber die gesuchten Flüchtlinge fand er nicht. Dicht am Café Cosmopolito auf dem Trottoir lag ein feingekleideter Herr offenbar in den letzten Zügen; eine Kugel hatte ihn in den Unterleib getrofen. Auf der anderen Seite von San Rafael Straße, zwischen dem Theater Tacon und dem Spritzenhaus, verblutete sich ein anderer Unglücklicher, in dessen Brust ein Bajonett gewühlt hatte. Drei oder vier Aerzte verbanden die Wunden von weniger schwer Verletzten. Das Schießen hatte für den Augenblick aufgehört. Da war alles mögliche Volk durcheinander. Soldaten aller Waffengattungen, Spanier in Civil, einige amerikanische Soldaten und Zeitungs-Korrespondenzen, Neger und Cubaner; die letzteren jedoch nur innerhalb des von dem Militär gezogenen Kreises. Man sprach sinnloses Zeug, Alles war Aufregung, Wuth; weshalb, schien Niemand zu wissen.

Plötzlich schloß sich der Kreis der Soldaten gegen die Thüren des Café Inglaterra zu, die eben weit geöffnet wurden. Wer konnte, benutzte diese Gelegenheit, um zu entschlüpfen, was nicht allzuschwer schien. In den Thüren erschienen Wachen mit Gefangenen, die Civilkleider trugen, andere kennzeichneten die neuen phantastischen Uniformen als Mambi-Offiziere. Die Kompagnie Infanterie gab den Platz frei und formirte sich um die Gefangenen und zog mit ihnen nach der Obispo Straße ab, eine starke Wache an den Thüren des Hotels zurücklassend.

Jetzt endlich gelang es mir, das Hotel zu erreichen. Das Café hatte man bereits geschlossen und verdunkelt, aber

Digitized by Google

in den Speisesälen und Corridors herrschte eine unbeschreibliche Aufregung. Oben in den Parlors lag ein Todter, ein Sterbender und ein leichter Verwundeter.

Der Todte war Sotolongo Lynch, ein kubanischer Rebellen-Offizier irländischer Abstammung. Er hatte den ersten verhängnißvollen Schuß abgefeuert. Die Sache wird so erzählt:

Gegen halb zehn Uhr langte hier die Nachricht von dem Tode von General Garcia aus Washington an und ein Komite von kubanischen Offizieren begab sich nach dem Tacon-Theater, um die Direktion zu ersuchen, dem todten Patrioten zur Ehre die Vorstellung abzubrechen. Der Direktor des Theaters, obwohl ein Kubaner, wollte davon nichts hören und er versuchte, das Komite zu überreden, daß solche Ehrenbezeugungen vorläufig wohl noch nicht am Platze seien. Nicht ganz überzeugt, ließen sich die kubanischen Offiziere an einem Tische im Theater-Café nieder, wo die Gründe für und gegen die Thunlichkeit der beabsichtigten Ehrung weiter erörtert wurden. Am nächsten Tische saßen Offiziere von zwei Bataillonen spanischer Regimenter, die erst vor Kurzem aus dem Lande angelangt waren, um sich von hier nach Spanien einzuschiffen. Diese Offiziere waren von vornherein durch ihr aggressives Wesen gegen die Kubaner aufgefallen. Am Tage ihres Einzuges in Havana marschirten sie mit klingendem Spiel, eine prachtvolle, seidene Fahne vorantragend, durch die Straßen der Stadt. Die Kubaner spöttelten über die „neue Flagge, die keine Kugellöcher aufzuweisen hatte," und die spanischen Offiziere zwangen die Spötter mit der flachen Klinge, die Häupter vor den Farben Spaniens zu entblößen.

Die Kubaner waren in der letzten Zeit sehr dreist geworden, sie hatten spanischen Offizieren höhnisch in die Gesichter gelacht, als wollten sie sagen: „Jetzt hat sich der Spieß gedreht." Die Spanier wollten sich diese triumphirende Miene ihrer früheren Sklaven, die sich in der Sonne des Sieges einer fremden Nation brüsteten, nicht gefallen lassen und so war es nur eine Frage der Zeit, wann der Krach kommen mußte, zumal der schwache Castellanos es offenbar weder mit seinen Kameraden noch mit seinen Landsleuten verderben wollte.

Das war in großen Zügen die Stimmung am Sonntag Abend, als im Café Tacon die enttäuschten kubanischen Offiziere sich am Tische neben den Spaniern niederließen.

Gott weiß, was für Worte gefallen waren, als plötzlich einer der spanischen Offiziere aufsprang und die Kubaner, bebend vor Zorn, daran erinnerte, daß sie sich vorläufig noch in einem spanischen Lande befänden. Die Antwort der Kubaner riß dem Spanier den Säbel aus der Scheide. Aber in diesem Momente erschien der neuernannte Polizei-Chef mit gespanntem Revolver auf der Scene. Er gebot Ruhe und ersuchte den Spanier, den Degen einzustecken, wenn auch seine Aufregung durch die gefallenen Redensarten vollkommen gerechtfertigt werde. Den Kubanern, die er als die Ruhestörer betrachtete, gab der Polizei-Chef die Weisung, das Lokal zu verlassen. Grollend gehorchten diese. Als sie aber draußen auf dem Trottoir am offenen Fenster des Cafés vorüberschritten, soll Sotolongo Lynch den Spaniern ein Schimpfwort zugerufen haben, das diese sofort auf die Beine brachte. Sie stürzten auf die San Rafael Straße und befanden sich Sotolongo und dessen Freunden gegenüber. Da feuerte dieser den ersten Schuß, der einen Spanier am Arme verwundete. Ein halbes Dutzend Revolver entluden sich in der nächsten Minute, aber Sotolongo entkam in das gegenüberliegende Café des Inglaterra Hotel, wo um diese Zeit Hunderte von Gästen an den Tischen saßen. Ihm nach die Offiziere. Wie die wilde Jagd ging's um die Tische durch die Thüren in den Speisesaal. Schüsse krachten aus allen Ecken,

Digitized by Google

blanke Säbel durchzuckten den dicken Tabacksqualm. Panische Furcht und wilde Wuth machte sich in lautem Geschrei Luft. Kugeln zertrümmerten Fensterscheiben und Spiegel und fuhren dicht an den Ohren von harmlosen Gästen vorüber, die gar nicht wußten, wie ihnen geschah. Frauen wurden ohnmächtig oder wanden sich in hysterischen Zuckungen am Boden.

General-Quartiermeister Humphreys, der mit anderen amerikanischen Offizieren an einem Tische im Café gesessen hatte, sprang auf und trat zur Seite, um die wilde Jagd passiren zu lassen. Alles, das amerikanische Uniform trug, schaarte sich um ihn. Die Kubaner und ihre wüthenden Verfolger schienen sie gar nicht zu bemerken.

Ein französischer Commis-Voyageur sank von einer Kugel in der Seite verwundet, im Speisesaal zu Boden; am Fuße der Treppe am anderen Ende des Gebäudes stürzte ein Kubaner, in den Magen getroffen, nieder, aber Sotolongo entkam in die oberen Stockwerke, obwohl ihm ein Dutzend Kugeln, die sich in die Wände eingruben, nachgeschickt wurden. Ein spanischer Offizier und ein gemeiner Infanterist folgten Sotolongo in das erste und bis in das zweite Stockwerk hinauf, dort wurden sie seiner ansichtig; er hatte den gespannten Revolver in der Hand. General Green *) befand sich unweit davon, umgeben von einigen amerikanischen Offizieren. Frauen erschienen an den Thüren der Zimmer, um weinend und schreiend wieder zu verschwinden, als sie der spanischen Uniformen ansichtig wurden. Der Infanterist legte sein Gewehr an auf Sotolongo, der unschlüssig den Revolver hob und senkte. „Feuer!" befahl der Offizier, — — und Sotolongo stürzte in die Brust getroffen zu Boden. Nach wenigen Minuten war er todt.

Man schaffte die Leiche in das Zimmer eines Kubaners in dem Momente, als ich das dritte Stockwerk erreichte, um mich nach General Green zu erkundigen. Eben trug man den vor Schmerzen ächzenden und stöhnenden Commis-Voyageur vorüber, den die Aerzte in einem Badezimmer operiren wollten. In einem anderen Raume desselben Stockwerkes lag das dritte Opfer, der fremde Kubaner, in den letzten Zügen. Die Aerzte hatten ihn aufgegeben; Morgens um sechs Uhr war er todt.

Inzwischen hatten sich auch General Humphreys und die anderen amerikanischen Offiziere bei General Green eingestellt, der die Sache sehr kühl zu nehmen schien. Hunderte von Kubanern bestürmten General Green, sie unter seinen Schutz zu nehmen, sie weigerten sich standhaft, in die unteren Stockwerke zurückzukehren, obwohl ihnen der General durch die ihm von Castellanos zugesandten Adjutanten versichern ließ, daß die spanische Regierung verpflichtet sei und ihr Möglichstes thun werde, ihr Leben zu schützen.

Ob der General einen speziellen Wunsch hege, wollten die Adjutanten Castellanos' wissen.

„Ich will Ruhe haben", erwiederte General Green trocken, aber entschieden.

Die Amerikaner maßen offen die Schuld an dem Aufruhr den Kubanern bei; die Kubaner den Amerikanern, denn, sagten sie, diese hätten längst für Militärschutz in Havana sorgen müssen.

Im zweiten Stockwerke hatte sich schon eine spanische Militär-Kommission niedergelassen, die bereits begann, Zeugniß entgegen zu nehmen, während draußen wieder einzelne Schüsse zu fallen begannen.

* * *

Ich mußte über den Parke Central hinweg, hinüber nach dem im südlichen Theil des Prado gelegenen Hotel Pasaje, um einen dort wohnenden Zeit-

*) General Green war bis zur Ankunft des amerikanischen General-Gouverneurs der Vertreter des Präsidenten.

Digitized by Google

ungs-Korrespondenten zu wecken, wie wir, solche Ereignisse längst voraussehend, mit einander abgemacht hatten. Das „Pasaje", meistens von Amerikanern bewohnt, wies ein äußerst lebhaftes Bild auf, aber — hinter dicht verschlossnen Thüren. Ich wurde um Neuigkeiten bestürmt, denn die meisten Gäste hatten in vernünftiger Befolgung des weisen Wortes: „Weit davon, ist gut vor'm Schuß", wenig oder nichts gesehen. Da der gesuchte Kollege sich bereits seit einer Stunde auf dem „Kriegsschauplatz" befand, entfernte ich mich schleunigst. Unter den Arkaden am Theater Pairet, wo sich auch die jedoch bereits geschlossene „Amerikanische Bar" befindet, traf ich eine Anzahl jüngerer Herren von der deutschen Kolonie, die, sich zwischen Mauser- und Revolverkugeln herumdrückend, seit einer Stunde in der Nachbarschaft umhergeirrt waren und sich jetzt natürlich mit einem Trunke zu stärken gedachten. Vor dem Inglaterra Hotel war eben eine neue Kompagnie Soldaten aufgezogen, — da gab's sicher nichts. Alle anderen Cafés waren stockfinster, obwohl es höchstens zwölf Uhr sein konnte. Nur im Café des Theaters Albisu war noch ein schwacher Lichtschimmer. Dorthin lenkten wir unsere Schritte. Kaum hatten wir Platz genommen, als ein spanischer Offizier hereinstürmte.

"Lichter aus!" gebot er und „Thüren zu!"

Im nächsten Moment befanden wir uns auf der Straße. Das Lokal war stockdunkel.

Im Laufschritt kam die Obispo Straße herauf eine große Anzahl Soldaten, schwenkte in die Straße zwischen dem Albisu-Theater und Parke Central ein und stürmte im Laufschritt, mit aufgepflanzten Bayonett auf uns los. Die deutschen Freunde suchten vernünftiger Weise ihr Heil in der Flucht. Ein einziger, der den Abend schon verschiedene Male „den Helden" gespielt hatte, ein Herr Metz, blieb, und ich ließ mich verleiten, gleichfalls mein Heil hinter einem Pfeiler unter den Arkaden zu suchen. Ich glaube nicht, daß uns die Spanier wehe gethan hätten, sobald sie uns als Ausländer erkannten, aber die Möglichkeit, ein Bayonett zwischen den Rippen zu spüren, ehe man die Zeit gehabt, sich erkennen zu geben, war ganz entschieden nicht ausgeschlossen. Im nächsten Moment mußten sie uns erreicht haben. Menschen, die sie vor sich herjagten, huschten lautlos an uns vorüber. Da im letzten Augenblick öffnete der Cafétier die Thüre zu seiner Küche und zog uns hinein. Mit einem Hurrah stürmte die Kolonne vorüber — noch einige Sekunden, und krachend entlud sich eine Salve aus ihren Gewehren.

Wir verließen unser Versteck. Die Soldaten befanden sich bereits am Ende der Straße gegenüber dem Pairet-Theater. Ihre Aufgabe war es offenbar, den Park nach dieser Seite hin abzuschließen. Ich glaube, sie hatten die Salve über die Köpfe der Menge hinweggefeuert. Der Park war jetzt vollständig von Militär besetzt, dessen Aufmarsch wir nicht früher bemerkt hatten, weil uns die eigene Gefahr zu sehr beschäftigte. Hinter dem „Bazar" am Westende des Parkes stürzte plötzlich ein Cubaner aus dem Dunkel der Arkaden in den lichtüberflutheten Park, gefolgt von einem spanischen Offizier, der ihm mit der flachen Klinge ab und zu einen Hieb auf das Gesäß der weißen Hosen versetzte. Der Kerl schrie fürchterlich und machte so komische Sprünge mit seinen weißen Beinen, daß man sich trotz des Ernstes der Situation eines Lächelns nicht erwehren konnte. Zwei, drei Soldaten hoben die Gewehre und leaten auf den Flüchtling an, jeden Augenblick glaubte ich ihn den letzten Sprung machen zu sehen, aber lachend senkten die Spanier ihre Waffen wieder.

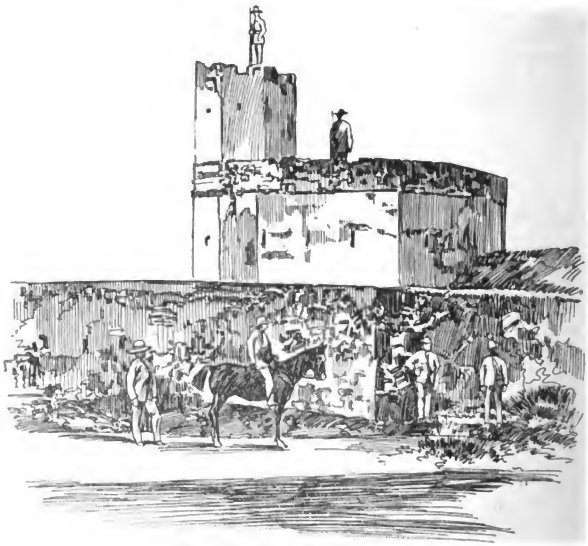
Hier und da krachten noch vereinzelte Schüsse, für die ich nur die eine Erklärung finden konnte, daß sie von den unter den Arkaden herumhuschenden und in den Nebenstraßen auftauchenden Dunkelmännern auf's Geradewohl

Digitized by Google

abgefeuert wurden. Im Park und so weit man sehen konnte, erblickte man nur spanische Uniformen.

* * *

Gestern waren an jeder Straßenecke Wachen postirt. Der General-Gouverneur Castellanos erließ eine Proklamation, die das Ansammeln von Publikum im Parke Central, besonders vor dem Inglaterra Hotel, verbietet, „weil dort viele Amerikaner wohnten". Sämmtliche Theater und Tanzhallen wurden geschlossen, Cafés in der Nachbarschaft des Parke Central müssen um 6 Uhr Abends ihre Thore schließen. Selbst Kutschen ist es nicht erlaubt, die Nachbarschaft zu passiren. Die Zahl der in der gestrigen Straßenschlacht Getödteten beträgt bis jetzt angeblich fünf; die Zahl der Verwundeten 33, und die der Gefangenen soll eine ganze Legion sein. Die Geschäftsleute gaben sich am Morgen der Hoffnung hin, daß mit diesem letzten blutigen Gemetzel die Leidenschaften auf beiden Seiten sich legen würden, und ein Seufzer der Erleichterung entrang sich jeder Brust, als gegen Mittag die ersten amerikanischen Truppen mit klingendem Spiel durch die Stadt nach den Bahnhöfen von Pinar del Rio und Mariel nach ihren zukünftigen Garnisonen marschirten. Es war das 202. New Yorker und das 161. South Carolina Regiment, die bereits



Spanisches Fort bei Santiago.

seit Mittwoch resp. Freitag der Ausschiffung im Hafen von Havana harrten.

Aber schon bald darauf verbreitete sich das Gerücht, ein spanischer Offizier habe den Trauerflor von der Thüre eines Hauses in St. Lazaro Straße gerissen, wo man ein Opfer der gestrigen Schlacht aufgebahrt hatte. Dann hieß es in Regla, einer Vorstadt Havanna's, auf der anderen Seite der Bay sei ein Kampf zwischen Kubanern und Spa-

Digitized by Google

niern ausgebrochen, der mehrere Leben gekostet habe.

Trotz des Verbotes sammelten sich im Laufe des Tages zahllose Menschen vor dem Inglaterra Hotel an, welche die Spuren der gestern abgefeuerten Kugeln anstaunten und die aufregenden Ereignisse besprachen. Bei einem Rundgang durch die bedeutendsten Straßen der Stadt fiel einem unwillkürlich die Grabesstille auf, die allenthalben herrschte. Frauen sah man gar nicht auf der Straße und die Privathäuser blieben fest geschlossen.

In Kompagnien bivouakirten die spanischen Soldaten während der Nacht im Park und unter den Arkaden am Prado. Alles blieb ruhig bis heute Morgen.

Während ich diesen Brief schließe, kommt die Nachricht, daß am Paseo de Carlos III. auf dem Wege nach dem Friedhof ein Leichenzug von spanischen Soldaten überfallen worden, die von ihren Gewehren Gebrauch machten, als die Cubaner sich weigerten, die einsternige Flagge, mit welcher der Sarg bedeckt war, zu entfernen. Von den zweihundert Leidtragenden stürzten zwei todt zu Boden und sieben wurden schwer verletzt. Der Sarg enthielt die Leiche Sotolongo Lynchs.

10. Dez. Der Friedensvertrag zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten tritt durch die Unterzeichnung desselben seitens der Kommissäre beider Länder in Kraft.

Die Räumung von Cuba seitens der Spanier.

In einem Freudenrausch taumeln Havana's Sansculotten durch die Stadt. — Ein Besuch auf der Festung Altares. — Die Unmäßigkeit der Amerikaner. — Weihnachten.

Havana, den 28. Dez. 1898.

Auf der alten Festung Altares am Ende des Hafens von Havana weht seit einigen Tagen das Sternenbanner. Altares ist ein unglaublich massiver Haufen von Steinen, in welchen man Löcher oder Höhlen eingetrieben zu haben scheint, um Quartiere für die Vertheidiger dieses einst wohl strategisch sehr wichtigen Punktes zu schaffen. Natürlich ist diese Beschreibung nicht wörtlich zu nehmen, denn in Wahrheit ist die Festung keineswegs eine natürliche, wie z. B. Gibraltar, sondern ein mit ungeheurer Mühe auf einer Bergspitze errichtetes Mauerwerk, dessen erstaunliche Stärke selbst Cabanas und Morro in Schatten stellt. Die Mauern sind theilweise bis zu 20 Fuß dick und von einem tiefen Graben umgeben, über welchen man mittels einer sehr mittelalterlichen Zugbrücke in's Innere gelangt. Sämmtliche Räumlichkeiten, die Quartiere der Soldaten, die Wohnung des Kommandanten, die Munitionskammer, das Gefängniß, die Küche und der Pferdestall sind mächtige Gewölbe, über welchen sich die eigentlichen Vertheidigungsapparate der Festung befinden. Bei meinem Besuche auf Altares war dasselbe noch von Spaniern besetzt. Der Kommandant führte mich über eine breite steinerne Treppe von außen zu den Zinnen der Feste empor. Er zeigte mir die herrliche Aussicht auf die Stadt Havana, den Hafen und das Meer im Norden und nannte mir die Namen aller der hübschen Punkte, die das Auge im Süden fesseln, offenbar bemüht, meine Aufmerksamkeit von den Kanonen abzulenken. Es mochten dieser etwa sechs sein, die drohend ihre Läuf gegen die Landseite hin über die Zinnen hinausreckten. Es waren riesige Mordwerkzeuge, die im ersten Augenblick imponirend wirkten. Sah

Digitized by Google

man aber näher zu, so entdeckte man das greisenhafte Alter dieser Kanonen, sämmtlich Vorderlader und keine jünger als 125 Jahre, wie die in Erz eingegrabenen Geburtsscheine bewiesen. Hinter diesen Geschützen befanden sich große Haufen von immensen Kanonenkugeln, alt und verrostet, die, innen hohl, präparirt waren, um Sprengstoffe aufzunehmen.

Gegen die Seeseite deutend, die gänzlich unbeschützt war, entschuldigte der Kapitän: „Die neueren Geschütze haben wir entfernt, deshalb finden Sie diese Seite vollständig entblößt." Der Kommandant log, denn offenbar war die Seeseite schon seit undenklichen Zeiten entblößt. Die Kanonen auf der Landseite bewegten sich auf Schienen, die auf einer verhältnißmäßig neuen Cement = Unterlage gebettet waren; auf der Seeseite fanden sich auch nicht die geringsten Spuren solcher Vorkehrungen.

„Hier," sagte der Kommandant, und wies auf eines der alten Ungethüme, „diese Wunde haben ihr die Engländer im Jahre 1762 beigebracht." In der Nähe des Zündlochs, das durch ein kleines hölzernes Dach geschützt war, wies die Kanone in der That eine Verletzung auf, die von einer feindlichen Kugel herrühren mochte.

Ich hob das hölzerne Dächlein auf und siehe, auf dem Zündloch saß ein dicker alter Frosch, um ihn herum eine zahlreiche Familie von Froschkindern und Kindeskindern in allen Größen, die hier offenbar seit langer Zeit ungestört gehaust hatten. Zehn Minuten vorher hatte mir der Kommandant versichert, daß seine Leute fleißig an den alten Geschützen geübt hätten, weshalb dieselben im Falle der Noth noch immer ein Wörtchen mitreden könnten.

„Quack," sagte der alte Frosch, und der Komandant schlug wüthend mit dem Säbel auf die unschuldige Amphibien-Familie los.

Das Gewölbe, auf dem diese Kanonen ruhten, war ungefähr zehn Fuß dick; durch die Luftlöcher konnte man in die Quartiere der Soldaten hinabblicken.

„Die englischen Kanonen von 1762 konnten hier keinen Schaden anrichten," sagte der Kommandant und führte mich an ein etwa zwei Fuß tiefes Loch im Mauerwerk des Gewölbes, das vom Aufschlagen einer Kanonenkugel herrühren sollte; „glauben Sie, daß die modernen amerikanischen Kanonen etwas gegen diesen Steinhaufen vermöchten?"

Ich erlaubte mir keine Meinung.

Obwohl die Festung in Folge ihrer Lage wahrscheinlich absolut werthlos im Kampfe mit Insurgenten sowohl, als mit Amerikanern gewesen wäre, ist der Spanier doch heute noch nicht wenig stolz auf Altares, das zu nehmen den Engländern während ihrer zweijährigen Okkupation der Insel (1760 bis 1762) angeblich nie gelungen ist.

* * *

In der Art der Räumung der Insel Cuba im Allgemeinen, besonders aber der Stadt Havana seitens der Spanier einerseits, und der Besetzung dieser Gebiete durch die Amerikaner andererseits, giebt sich ein sehr auffälliger und für die letzteren keineswegs schmeichelhafter Unterschied kund. Während die Räumung nach vorher scharf abgegrenzten Distritten und pünktlich zur angegebenen Zeit vor sich geht und die Spanier bis zum letzten Augenblicke ihre Autorität bis genau an eine bestimmte Straßenseite zu wahren verstehen, geht die Besetzung so langsam und systemlos vor sich, daß sie unwillkürlich zu einem Vergleich zwischen zielbewußter Erfahrung und im Dunklen tappendem Dilettantismus herausfordert. Es versteht sich von selbst, daß der tolle, vorläufig nur kindische Uebermuth der Cubaner, die seit letzten Mittwoch einen fortwährenden Feiertag machen, der sich wohl noch über eine volle Woche nach Neujahr ausdehnen dürfte, sich diese „herrscherlose Zeit" zu Nutze macht. Sie benehmen sich wie ungezo-

Digitized by Google

gene Kinder, die plötzlich den Zuchtmeister los geworden sind und ihrer Freude darüber in den absurdesten, verrücktesten Freudens-Aeußerungen Luft machen, die häufig, weil unerwartet, überraschend, zu unangenehmen Scenen, ja bereits zu Konflikten mit der neuen Autorität geführt haben.

Es scheint mir kaum möglich, ein treffendes Bild von dem Treiben in dieser Stadt zu geben, in der seit einigen Alles auf den Kopf gestellt zu sein scheint. Die Tausende und Abertausende von cubanischen und amerikanischen Flaggen, die über Nacht aufgetaucht sind, haben genügt, mit ihren frischen Farben den Hauch des Alters und der Verwesung, der sonst dem Häusermeer von Havana zu entsteigen schien, vergessen zu machen. Gestern konnte man noch ganz genau den Fortschritt der Räumung verfolgen, wenn man auf die gleichen Schritt haltenden Dekorationen achtete; aber um Mitternacht erließ General-Kapitän Castellanos eine Proklamation, nach welcher es den Bewohnern aller Stadtheile, ob schon geräumt oder noch nicht, erlaubt war, ihre Häuser mit welch' immer Farben es ihnen beliebte, zu dekoriren, und ehe man sich's versah, hatte sich sogar das ganze Geschäftsviertel in einem Chaos von cubanischem und amerikanischem Rothweißblau verloren. Die cubanische Flagge war freilich meistens viel größer und auch bei Weitem zahlreicher als die amerikanische.

Die Geschäftsleute rannten auf die Straßen und staunten halb erschrocken ihr eigenes Werk an und das der Nachbarn, und überall, überall wurde ihnen rothweißblau vor Augen. „Wer hätte das vor einem Jahr gedacht!"

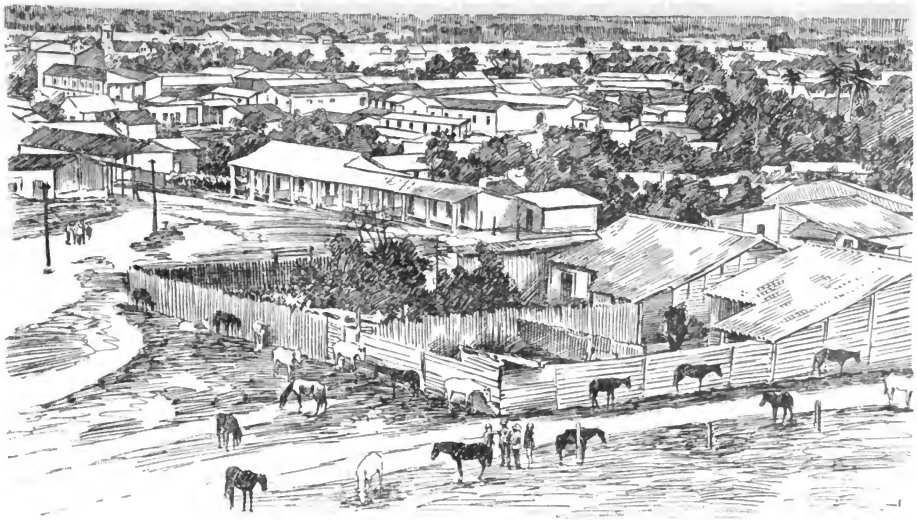
Selbst gegenüber dem Palaste, dicht vor des General-Kapitäns Augen, hatte ein vorlauter Cubaner das einsternige Banner auf seinem Dache aufgepflanzt. Spanische Offiziere spazierten hier noch herum und — wahrhaftig, sie ließen sich die Rebellenflagge ruhig gefallen. Nur am Prado zeigten sich keine bunten Wimpel, weder kubanische noch amerikanische. Es sind meistens reiche Spanier, die hier wohnen. Am Cerro waren aber selbst sie gezwungen, „Etwas zu thun", wollten sie nicht wie der Marquis von Pinar del Rio mit vorgehaltenem Revolver gezwungen werden, in den Ruf „Viva Cuba libre" einzustimmen. Sie halfen sich denn meistens aus der Verlegenheit, indem sie eine amerikanische Flagge zum Fenster heraushingen. In einigen Fällen, wohl Wohnungen von Deutschen, sah ich die schwarz-weiß-rothe Fahne neben dem Sternenbanner wehen.

* * *

Den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, treibt sich das Volk johlend, singend, tanzend auf den Straßen herum. Wie sie es fertig bringen, diese Begeisterung fortwährend im Gange zu halten, ja noch fortwährend zu steigern, vermag ich nicht zu erklären. In Truppen von Zwei- bis Dreihundert schwärmen sie einher, nicht die leiseste Spur von Ordnung oder System verrathend. Jetzt führt sie ein riesiger Neger an, der einen mächtigen Flaggenstock, gleich dem Stabe eines Tambour-Majors, schwingt und sich dabei in Gliederverrenkungen ergeht, die ihm auf einer Varietäten-Bühne New York's schweres Geld einbringen müßten. Hinter ihm folgt eine zügellose Bande, die ab und zu schwärmt, sich unterwegs verliert und doch stets wieder neu bildet, so daß der oberflächliche Beschauer unten an Saint Lazaro denselben Zug zu erblicken glaubt, den er vom Cerro ausgehen sah. Und doch hat sich die Bande inzwischen wohl sechs Mal erneuert, formirt und ebenso oft den Anführer gewechselt. Eben noch war dieser ein kleiner weißer Knabe, der ein neues Lied nach jener seltsamen, eintönigen Manier sang, die alle cubanischen Gesänge charakterisirt, jetzt tanzt ein tolles Weib in so grotesken Sprüngen vor der Prozession her, daß alle Zuschauer in lauter Lachen ausbrechen.

„Das sind die Sansculotten von Havana," mahnte ein alter Spanier, der

Digitized by Google



Die Stadt Pinar del Rio im Tabaks-Paradies.

Digitized by Google

neben mir stand, und runzelte finster die Stirne. Der Mann hatte nicht so unrecht. Da war nicht ein männliches Wesen unter ihnen, dem nicht ein sehr bedeutender Theil an den Beinkleidern fehlte, während die Weiber, meist farbige, welche die Alte mit ihren tollen Sprüngen elektrisirt htate, genug von dem, was unter ihren dünnen Röcken war, sehen ließen, um zu erkennen, daß auch auf sie die von dem besiegten Spanier gethane Aeußerung paßte.

Dabei schießen die wüsten Kerle ohne Unterlaß mit ihren Revolvern, die nicht etwa blind, sondern scharf geladen sind, „Feuer-Cracker" platzen einem fortwährend vor der Nase, und Raketen steigen jeden Augenblick aus dem unverdächtigsten Winkel empor — und das Alles am hellichten Tage. Viel schlimmer wie am 4. Juli in New York! Und das geht jetzt schon seit vier oder fünf Tagen ohne Unterlaß. Kaum ist eine Bande vorübergezogen, so stößt man auf eine neue, auf eine dritte u. s. w.

Klingeling kommt ein zweirädriger Redner-Wagen herbeigerollt, mitten in die tobende, tanzende tollende Menge hinein, die sich sofort um das Fuhrwerk drängt und stürmisch eine Rede verlangt. Aller Verkehr hört auf, selbst die Straßenbahn wagt nicht den Kreis der Andächtigen zu stören, die der in einer Singsang-Tone vorgetragenen Verhimmelung des „cubanischen Libertadores" lauscht. „Libertador" ist der neue Name für den Mambi, und Gott gnade dem, der seine Lobpreisung anders, als durch ein patriotisches „Viva Cuba Libre" oder „Viva Maceo y Gomez" stören würde. Das darf sich höchstens 'mal ein amerikanischer Wachtposten, wenn nämlich zufällig einer da sein sollte, erlauben. Der ist dann auch mitunter so „brutal", die Menge zu zwingen, eine Gasse für Passanten und Fuhrwerke zu bilden und so die heilige Feier zu stören. Aber was versteht der auch von „Cuba libre"!

Mitunter bekommt es aber selbst den blauen amerikanischen Jungen schlecht, sich in die Angelegenheiten der Cubaner zu mischen. So kam es letzten Sonntag in Tulipan zu einer kleinen Schlacht zwischen amerikanischen Wachtposten und cubanischen Patrioten, wobei lustig d'rauf losgeknallt wurde. In Jesus del Monte wollte ein kleines Detachement von Uncle Sam's Truppen eine große Negerversammlung, die auf unerlaubtem Gebiete stattfand, sprengen, mußte jedoch von den Gewehrkolben Gebrauch machen.

Für all' diese Mühsale findet der Held in Blau jedoch reichliche Entschädigung, wenn die Nacht anbricht. Im Dunkeln ist nicht nur gut munkeln, sondern auch gut küssen. Es brauchte einer kein Hobson zu sein, um in den Mitbewerb um den „Championship des Meistgeküßten" einzutreten; er braucht nur nach sieben Uhr Abends den vergitterten Fenstern entlang zu gehen, hinter welchen die schönen Cubanerinnen ihr Leben in Langeweile verschmachten, und überall bieten sich ihm durch die Gitter frische, süße Lippen, an welchen er naschen, nein förmlich diniren kann. Und diese übersprudelnde Zärtlichkeit hat die Cubanerin nicht nur für den uniformirten, sondern auch für den ganz gewöhnlichen Yankee. Es thut mir leid, bei dieser rührenden Geschichte erwähnen zu müssen, daß auch einige falsche Yankees ruchloser Weise sich den edlen Patriotismus der jungen Damen zu Nutze gemacht haben. Die Elenden!

Im Uebrigen sind die Papas und Mamas dieser reizenden „Mambisas" so vorsichtig, die Hausthüre stets hinter sich und ihren Lieben zu schließen, sobald es dunkel wird, und die Gitter an den Fenster sind eben auch nur so weit geöffnet, um den oben näher beschriebenen Akt von Patriotismus zu gestatten. Man kann nie wissen, was diesen Sanscu — Libertadores wollte ich sagen, einfällt. Man hat Beispiele, wo ihnen das Haus des gesinnungstüchtigsten Cubaners nicht heiliger war als das des blutigsten „Weyleriten". Und mit

Digitized by Google

den amerikanischen Soldaten ist das auch so 'ne Sache, die betrinken sich und benehmen sich dann nicht immer gerade fein.

* * *

So 'was von Betrunkenheit hat man in Havana noch nicht erlebt, als während der Weihnachtsfeiertage. Die ältesten Bewohner können sich nicht erinnern, so viele Räusche „auf einem Haufen" gesehen zu haben. Das Merkwürdigste dabei war, daß selbst Cubaner und Spanier plötzlich von der Trunksucht angesteckt schienen und einen ohnmächtigen Versuch machten, es den „nordischen Brüdern" gleich zu thun.

Spanier und Cubaner verabscheuen im Allgemeinen die Trunksucht, und ehe die Amerikaner kamen, sah man nie einen Betrunkenen auf den Straßen, obwohl die Wirthschaften Temperenz-Gesetze nicht 'mal dem Namen nach kennen. Sie berauschen sich auch, wie ich schon früher sagte, aber meistens nur an Schlagworten, Phrasen, an theatralischem Gepränge, an schönen Weibern. Was sie trinken? Ein Glas Bier mit Syrup vermischt (Wohl bekomm's), eine Limonade mit Panales, oder auch 'mal einen Café y cognac", aber höchstens einen! Das Kneipen und das „Treaten" kennt man hier nicht. Man kann sich also vorstellen, daß die „ungeschlachten Kerle" mit den rothen Gesichtern, die aus den amerikanischen Lagern*) bei Quembos und Marianao kommen, um in Havana für einheimische Begriffe ungeheure Quantitäten von Schnaps und Bier zu vertilgen, und dann obendrein oft nicht bezahlen wollen, häßlich klingende Schimpfworte im Munde und den Revolver in der „stets offenen Tasche" führen, den guten Leuten hier nicht sehr „sympatico"", wie sie sich ausdrücken, sind.

Trotz alledem muß es zur Ehre des amerikanischen Soldaten gesagt werden, daß er nur in vereinzelten Fällen Veranlassung zu den vielen Ruhestörungen in jenen Feiertagen oder vielmehr Nächten gab. Er bekommt nämlich sehr selten Urlaub, hat also wenig Gelegenheit dazu. Eines ist sicher: der amerikanische Soldat verträgt sich mit dem spanischen so vorzüglich, daß der letztere ihn „für den feinsten Kerl in der Welt" hält. Trotzdem sie nur durch Zeichen mit einander verkehren können, sieht man sie doch oft stundenlang in diesem stummen Zwiegespräch im Park oder an den Straßenecken. Sie tauschen die Knöpfe an ihren Waffenröcken und andere militärische Insignien aus, wechseln ihre Mauser-Patronen in Krag-Jorgensens ein und trinken aus einer Flasche, sei's Whiskey oder „Agua diente". Die Offiziere beider Nationen verkehren weniger, aber keineswegs unfreundlicher miteinander. Aehnliche Anzeichen eines wachsenden Verständnisses sind auch von Cubaner und Amerikanern zu berichten. Man hat Ersteren erlaubt, ihre Leute in Cerro zu postiren und General Menocal durfte vorgestern sogar mit einigen hundert Mann im Vedado paradiren. Du lieber Gott, sie haben sich ja drei Jahre mit den Spaniern 'rumgeschlagen, und jetzt endlich haben sie 'mal Gelegenheit, ebenso stolz wie die einstigen Unterdrücker durch die „eroberte" Stadt zu marschiren und auf den Pferden zu gallopiren — ebenso rücksichtslos, verwegen, wie früher die spanischen Lieutenants — nur in viel schöneren, funkelnagelneuen Uniformen. Ei, ei! das gefällt den „muchachas" (Mädchen)! Und was die ollen Spanier sich ärgern müssen.

* * *

Die neu ankommenden Truppen sind ob ihres Hierseins geradezu entzückt, — d. h. nur die paar ersten Tage. Sie freuen sich des frischen Laubes der Bäume, während zu Hause alles kahl und dürre ist, sie schwelgen in balsamischen Lüften, während daheim der Blizzard bitterkalt über das Land braust und alles mit Eis und Schnee bedeckt.

Jene intensiv grünen Hügel bei

*) Bei den genannten Orten, etwa 10 Meilen von Havana, lagen um diese Zeit bereits 10,000 Truppen, meistens Infanterie, unter dem Befehl von Major General Fitz Hugh Lee.

Digitized by Google

Regla, gegenüber dem Landungsplatze, mit den bunten Villen, die aussehen, als seien sie eben einer fremdländischen Spielschachtel entnommen und darüber der tiefblaue Himmel, dicht am Hafen die graue Festung Cabanas und Morro mit dem schlanken Leuchtthurm, der noch die Farben Spaniens trägt, dann zur Seite die fremdartige Stadt, mit ihren maurischen Häusern und Säulenhallen, langsam fast terassenförmig emporsteigend, die an die Bilder von alten Städten in den Geschichtsbüchern aus der Schulzeit erinnert, die kleinen Spanier in ihren seltsamen Uniformen, die zierlichen Frauen mit den sanften Augen, — das Ganze ist ihnen eine riesige Ueberraschung — ein Geschenk zu Weihnachten.

Das Regiment landet; schwer bepackt — der Mann trägt 60 Pfund und mehr — marschiren die Truppen über das holperige Pflaster der erstaunlich engen Straßen im Geschäftsviertel, bis sie am Prado eine breite Avenue „la Reina" erreichen. Die Bewohner bleiben offenen Mundes stehen und staunen. Sie haben dasselbe Schauspiel jetzt schon wohl ein Dutzend mal gesehen und noch immer scheint's ihnen unbegreiflich. Das sind also die berühmten amerikanischen Soldaten, die die Spanier verhauen haben! Diese großen ungeschlachten Kerle! Und diese derben Schuhe! Unwillkürlich fährt der kleine Kubaner bei dieser Betrachtung mit der Hand nach dem zum Sitzen dienenden Körpertheil. Die dicken blauen Hemden, die schweren Hosen, die offen zur Schau getragenen Hosenträger und die Zahnbürsten, die die braunen Schlapphüte zieren, wie bei den Spaniern die Kokarde, alles, alles kommt ihm ebenso seltsam, vielleicht sogar häßlich vor, wie der Mann selbst. Und Kubaner und Spanier sehen sich an; darin sind sie sich einig: der, der da kommt, ist nicht von unserer Art! Ein wenig Mißtrauen malt sich in ihren Gesichtern, ein wenig Angst und auch ein wenig Schadenfreude. Oder ist's gar wirkliche, echte Freude, — der „ungeschlachte große Kerl" in der blauen Uniform ist ja ihr Weihnachtsgeschenk!

Hier und da erinnert sich auch Einer, daß die Amerikaner sie ja vom Joch der Spanier befreit haben und bricht in ein zaghaftes „Vivant los Americanos" aus, in das die Umstehenden furchtsam einstimmen. Aber im großen Ganzen ist der Empfang die erste Enttäuschung für den amerikanischen Soldaten.

Hinter den Truppen folgt in unendlicher Wagenreihe der Train, mit den riesigen vierräderigen Fuhrwerken, den kolossalen Mauleseln, gegen die selbst das größte kubanische Pferd zwerghaft erscheint und last not least der Neger, der englisch spricht, oder vielmehr brüllt und einen steten Kampf mit seinen Thieren aufführt. Das Alles sind Wunder, an welchen sich die Havanesen nicht satt sehen können. Ich glaube, sie kommen sich wie der Bauer in der Schürze des Riesentöchterleins von Burg Niedeck vor.

Digitized by Google

Erster Tag der Freiheit.

Die Hissung des Sternenbanners in Havana. — Das letzte Opfer, das Spanien auf Kuba dargebracht hat. — Einzelheiten des weltgeschichtlichen Ereignisses der Uebergabe der spanischen Souveränität auf Kuba an die Ver. Staaten. — Ende der 400jährigen Herrschaft Spanien's.

Havana, den 2. Januar 1899.

Die weltbedeutenden Ereignisse, die sich gestern in der Metropole der Antillen vollzogen, sind in einer Weise verlaufen, daß sie einen Ehrenplatz in der Geschichte der Vereinigten Staaten verdienen.

Man hatte Ruhestörungen*, Riots, ja sogar den Beginn einer neuen Revolution der Kubaner gegen die „neuen Herren" erwartet, statt dessen erlebten wir einen Tag der Ehre, des Friedens, den ersten Tag, an dem man sich in Kuba wirklich des Lebens sicher fühlte, den ersten Tag der Freiheit!

* * *

Um 11 Uhr Morgens spielte eine amerikanische Militärkapelle zum ersten Male die spanische Nationalhymne. Auf der Plaza de Armas vor dem Regierungspalast stand General Brooke im Glanze all' des militärischen Gepränges, den eine Republik einem hohen Würdenträger gestattet, umgeben von Generälen, anderen hohen Offizieren und Adjutanten in prächtigen Gala-Uniformen. Zwanzig Schritte dahinter eine doppelte Reihe von stämmigen, sonngebräunten Blaujacken. Die Obispo Straße, die hier einmündet, war nach beiden Seiten abgeschlossen; an O'Reilly Str. bildeten andere brave Marsjünger Onkel Sam's Spalier, so daß der ganze große Park vor dem Palast dem Publikum vollkommen unzugänglich war. Auf den Dächern der alten Häuser in der Nachbarschaft aber sahen Tausende mit Thränen in den Augen und andere Tausende mit Frohlocken auf den Lippen die letzten Minuten der vierhundertjähigen Herrschaft Spanien's zu Ende gehen.

General Brooke nahm den spitzen Hut ab, als die ersten Töne der spanischen Nationalhymne erklangen. Alles folgte seinem Beispiel; die Blaujacken präsentirten das Gewehr. Noch immer fuhren Wagen vor, welchen Damen entstiegen, Amerikanerinnen, die sich auf denBalkon eines dem Palaste gegenüber befindlichen Regierungsgebäudes begaben. Adjutanten in dunkelblauer, reich verschnürter Gala-Uniform sprengten ab und zu, und General Ludlow und Generab Chaffey, letzterer in seiner Eigenschaft als Adjutant-General der Administration der Insel, beide offenbar die exekutiven Elemente in der Vorbereitung dieses glorreichen Tages, gaben ihre letzten Befehle.

Dann zog die ganze Schaar der Würdenträger der neuen Regierung in den Palast ein. Unter der Säulenhalle präsentirte die spanische Wache, etwa 100 Infanteristen, die letzten jenes gewaltigen Heeres von 240,000 Mann, die Weyler zur Unterdrückung der Revolution nach Kuba gebracht hatte. Kaum war der letzte Lieutenant und der letzte Zeitungs-Korrespondent im Portal verschwunden, da kommandirte der spanische Kapitän: „Rechts, schwenkt, marsch!" und die kleine Truppe setzte sich nach dem in nächster Nähe gelegenen Hafen in Bewegung. Ehe noch der Flaggenwechsel sich vollzogen

*) Die Cubaner waren durch ein plötzlich von General Gouverneur Brooke erlassenes Verbot, daß alle die seit langem vorbereiteten Feste und öffentlichen Absperfungen, sowie in der Stadt das Paradiren von cubanischen Truppen untersagte, auf's Höchste erbittert und scheuten sich nicht ernste Drohungen auszustoßen.

Digitized by Google

hatte, befanden sich diese spanischen Soldaten auf spanischem Boden, auf einem sie erwartenden Dampfer der „Transatlantica Espanol!"

* * *

Der „Empfangssaal" im zweiten Stockwerk des Palastes war für den historischen Moment ausersehen. Zierliche Möbel im Rococco-Stil mit rother, schäbiger Seide überzogen, einige kleine Marmor-Tischchen und Divans, alles Dinge, die man ihrer Altersschwäche wegen nicht ernst nehmen konnte, füllten den weiten Saal. An den Wänden glänzten hohe Spiegel mit prächtig vergoldeten Rahmen, welchen das Wappen Spaniens eingefügt war.

Ohne Herold, ohne Ceremonienmeister, aber in trefflicher Ordnung ging die Gruppirung der Amerikaner für die feierliche Aktion vor sich. Außer fünfzehn Zeitungs-Korrespondenten, waren kaum ein Dutzend Civilisten anwesend, lauter Militärs, lauter glänzende Uniformen. General Brooke nahm auf einem Divan Platz und erklärte General Ludlow, daß er „bereit" sei. Gleich darauf trat auch schon der spanische General-Gouverneur Castellanos durch eine Seitenthür ein, gefolgt von etwa 30 Adjutanten und anderen Offizieren.

Welch' ein Kontrast! Nichts als drei winzige Sternchen am Aermel der blauweiß gestreiften Drillig- oder Tropen-Uniform des Spaniers verriethen dessen hohen Rang. Sein Gefolge legte gleichfalls diese, offenbar absichtliche Schmucklosigkeit an den Tag. Welch' ein Kontrast mit vergangenen Zeiten, wo man bei außerordentlichen Gelegenheiten kaum die Farbe der darunter befindlichen spanischen Gala-Uniform erkennen konnte vor lauter Goldlitzen und bunten Ordensbändern. Welch' ein Kontrast zwischen diesem kleinen Spanier mit dem gutmüthigen, traurigen Gesicht und der imposanten Figur von General Brooke, der in all' seiner martialischen Herrlichkeit, mit einer gelbseidenen Schärpe und zehn Orden, oder doch Dingen, die so aussahen auf der breiten Brust, auf seinem Divan thronte. Das Gefolge Castellanos' musterte neugierig die würdigen alten amerikanischen Krieger und die schmucken jungen Offiziere, die ihnen in ihren prächtigen Gala-Uniformen ebenso neu waren, als uns selbst. Wenn sie Vergleiche anstellten, die konnten nicht zu ihren (der Spanier) Gunsten ausfallen.

Castellanos begrüßte General Wade und Butler sehr herzlich, ebenso General Ludlow und Lee, welch' letzterer von allen höheren Offizieren in ganz gewöhnlicher Uniform erschienen war. Ich sah nicht, daß Brooke einen Gruß mit Castellanos tauschte, und da General Clous, der sich als eine Art von Ceremonienmeister gerirte und dem spanischen General alle möglichen Leute vorstellte, es unterließ, den „neuen Herrn" mit dem „alten Herrn" bekannt zu machen, muß ich wohl annehmen, daß sich das so gehörte, resp. Theil des Programms war.

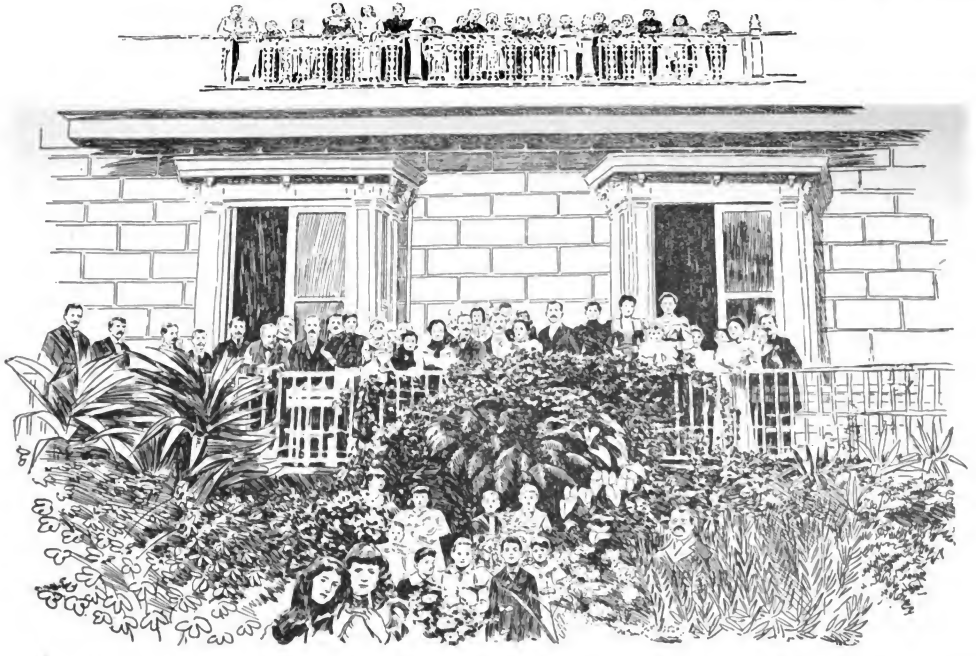
Zuletzt ging General Castellanos auf die drei kubanischen Generäle Rodriguez, Lacret und Menocal zu, die man zu den Ceremonien eingeladen hatte, und die ohne Waffen, wie es in dem „bando americano" hieß, erschienen waren. Keiner der höheren amerikanischen Offiziere hatte sich, nach flüchtiger Begrüßung, viel um sie gekümmert. Sie standen mit ihren Adjutanten direkt vor den Zeitungs-Korrespondenten.

Da geschah das Unerwartete! Der Vertreter Seiner Majestät Alfons XIII. von Spanien reichte dem kubanischen Rebellen Rodriguez die Hand, die dieser bewegt ergriff.

„Ich freue mich, Sie begrüßen zu können", sagte der General-Gouverneur, „der Krieg ist vorbei, möge nun immer Frieden bleiben auf Cuba. Empfangen Sie meine besten Wünsche für die Einwohner der Insel!"

Spanien hatte sein letztes Opfer gebracht! Ein Opfer, das den in Kuba verbleibenden Spaniern zu Gute kommen sollte.

Digitized by Google



Ein Fest der deutschen Schule von Havana im Garten des Konsuls, Dr. Falcke.

Digitized by Google

General Rodriguez, ein kränklicher, fast schüchtern erscheinender Mann, dem eine Kanonenkugel das linke Bein fast zerquetscht hat, stammelte überrascht und verlegen eine Antwort. Auch den übrigen kubanischen Generälen reichte Castellanos die Hand, in welche die Rebellen, offenbar gerührt, einschlugen.

* * *

Plötzlich donnerte von Cabanas herüber der erste Kanonenschuß. Es war zwölf Uhr. Stolz entfaltete sich im selben Momente auf dem Palaste, auf Morro, Cabanas, Atares und La Reina, auf dem Palast in Matanzas, in Pinar del Rio, Santa Clara und Puerto Principe das amerikanische Banner. Ueber ganz Kuba wehten in diesem Augenblicke die Sterne und Streifen, während allüberall die spanische Flagge zur selben Stunde sank. Schuß auf Schuß donnerte über das Wasser, und Schuß auf Schuß erwiederten die amerikanischen Kriegsschiffe im Hafen. Plötzlich stieg hinter dem altersgrauen Gemäuer von Cabanas eine zweite Flagge empor, und die Kubaner, die Dächer, Docks und Straßen-Mündungen auf den Hafen zu in dichten Schaaren besetzt hatten, brachen in einen Jubel aus, der fast den Donner der Geschütze übertönte und bis in die Stille des Palastes drang. Richtig, über Cabanas erhob sich der Stern Kuba's mit den weißen und blauen Streifen! Immer höher stieg die Flagge empor — ein Ballon trug sie, von einer Leine regiert. Da riß der Strick; einen Augenblick schwankten Ballon und Flagge unsicher über dem Sternenbanner, bis der nächste Windstoß sie entführte. Am fernen Horizont verschwand der Stern Kuba's wie ein Meteor.

Im Palast herrschte eine fast andächtige Stille, die der von außen eindringende Kanonendonner noch um so intensiver empfinden ließ. General Brooke hatte sich erhoben und trat gegen die Mitte des Saales vor, indem sich ihm Castellanos von der anderen Seite näherte.

Castellanos sprach, während unten auf der Plaza fünfzig starke Kehlen das „Star spanggled banner" in die freie Luft Kuba's hinausschmetterten, während die Kanonen die neue Herrschaft mit gebieterischer Stimme antündigten. Kein Wunder, daß man den schwachen Mann, dem's wie ein Klumpen im Halse würgte, nicht verstand. Der Draht hat seine Worte besser gehört und in alle vier Winde hinausgetragen. „Auf Befehl seines Königs höre heute um zwölf Uhr die Herrschaft Spanien's auf Cuba auf!" Stolz geht der Spanier zu Grunde. Stolz waren auch Castellanos' Worte, aber seine Züge belogen sie. Armer Castellanos, er hielt eine Leichenrede!

Kein Zeuge dieser Ceremonie schien sich des Gefühls der Trauer erwehren zu können. Erst Brooke's kräftige Stimme, sein fast kalter Ton rief die Amerikaner zu dem Bewußtsein zurück, daß der Spanier Trauer doch eigentlich ihre Freude war. Mit Brooke's Wunsch einer glücklichen Reise endete diese welthistorischen Minuten. Spanien's Herrschaft in der neuen Welt hatte aufgehört.

Der spanische Ex-Gouverneur Castellanos reichte dem amerikanischen General-Gouverneur Brooke die Hand zum ersten Male, wie es schien, und — zum letzten Male. Spanische Offiziere Offiziere seines Gefolges verabschiedeten sich von Amerikanern ihre Bekanntschaft, dann folgten sie General Castellanos in den nebenan befindlichen Thronsaal, wo noch einige privilegirte, treue Spanier Zutritt erhielten, um Lebewohl zu sagen.

Der Kanonendonner dauerte noch immer fort, hatte doch jedes amerikanische Kriegsschiff allein 21 Schüsse zu feuern und die spanischen Kanonen redeten auch mit. Dazwischen klang bald „Dixie", bald „Yankee doodle" oder das „Star Spangled Banner", ja ich glaube sogar „God save the Queen" haben sie gespielt. Der englische Konsul, Herr Jerome, war im vollen Wichs erschie-

Digitized by Google

nen, um — eine Statisten-Rolle zu spielen. Die übrigen Konsuln fremder Mächte waren nicht da, auf Verabredung, denn man hate es wohl verabsäumt, sie, die bisher nur bei der spanischen Regierung akkreditirt waren, offiziell anzuerkennen. Die Offiziere beglückwünschten einander und drückten ihre Freude, Zeuge dieses Momentes gewesen zu sein, aus. Mit Castellanos war das Gefühl der Trauer gewichen. Die kubanischen Generäle und ihre Adjutanten fingen an sich unbehaglich zu fühlen. Ihre Uniformen stachen ungünstig gegen die reich verzierten Gala-Waffenröcke der Amerikaner ab. Sie schienen neben diesen so klein und müssen sich wohl selbst so vorgekommen sein. Sie fühlten sich überflüssig, obwohl den Amerikanern nichts ferner lag, als sie das empfinden zu lassen. Niemand schien in diesem großen Augenblicke, wo Feinde wieder Freunde wurden, wo das erzürnte Mutterland sich mit den rebellischen Söhnen ausgesöhnt, eines unduldsamen, häßlichen Gedankens fähig. Die Kubaner entfernten sich, fast ohne daß man es merkte..

General Brooke war auf den Balkon getreten. Die Plaza war noch immer für das Publikum abgeschlossen, das sich in dichten Schaaren an allen Straßen angesammelt hatte und „Hurrah die Amerikaner" und „Viva Cuba livre" schrie. Die Musik spielte noch immer und von den Dächern und aus der Tiefe knallte es, wie am vierten Juli in New York, hier am 1. Januar. Der Himmel wölbte sich blau und wolkenlos über Havana, und die Sonne brannte, wie daheim im Hochsommer.

* * *

Plötzlich verstummen die amerikanischen Nationalweisen; die Kapelle stimmt abermals die spanische Volkshymne an, abermals donnern die Kanonen. In die Rufe der Kubaner mischt sich ein wirres hysterisches Geschrei; die Leute auf den Dächern dem Palast gegenüber werden lebendig, spanische Flaggen zeigen sich hier und dort, heftig die arme unschuldige Luft peitschend, und immer lauter, deutlicher und kräftiger erklingt der Ruf „Viva Espana!"

Unten auf der Plaza erscheint ein kleines Häuflein von Männern in schlichter blauweißer Drillig-Uniform, von welchen die Galaröcke zweier sie begleitenden hoher amerikanischer Offiziere auffällig abstechen. Es mögen ihrer dreißig sein. Voran der kleine Mann, der es so eilig hat, daß die Amerikaner kaum Schritt mit ihm halten können, das ist Castellanos, der frühere Statthalter König Alfons des Dreizehnten. Die Spalier bildenden amerikanischen Soldaten präsentiren 's Gewehr. Bis hinunter an das Dock, ungewünschte Zeugen fernhaltend, dehnt sich ihre Kette zu beiden Seiten von O'Reilly Straße aus. Castellanos und seinem Gefolge ist's, als müßten sie Spießruthen laufen; — ja sie laufen in der That beinahe, bis sie das Dock erreichen. Auf's Schiff, auf's Schiff, auf spanischen Boden!

So verließen die Spanier die neue Welt, deren Herren sie so lange gewesen!

Digitized by Google

Ueber die Zukunft Kuba's.

Wer soll nach Kuba gehen? — Was sind die Hauptprodukte und wie lassen sie sich auf dem Weltmarkte verwerthen? — Was man in Kuba verkaufen kann. — Der neue Zoll-Tarif. — Die Währung.

New York, im März 1899.

Cecil Rhodes, der bekannte englisch-afrikanische Staatsmann soll sich unlängst in einem Interview im Verlaufe dessen er auf den spanisch-amerikanischen Krieg zu sprechen kam, geäußert haben, daß es der anglo-amerikanischen Rasse Mission sei, die spanischen Republiken von Süd-Amerika zu erobern und zu unterjochen, gerade so wie England dereinst ganz Afrika erfolgreich bekriegen und beherrschen werde. Darob natürlich allgemeine Entrüstung von Mexiko bis hinunter nach den Fire Islands.

Was kann Herr Rhodes zur Begründung dieser „großen Worte" anführen? Etwa die Thatsache, daß es Lord Kitchener gelang, eine Bande schlecht bewaffneter Nigger und Araber für eine Weile auseinander zu jagen. Das war wahrlich ein leichteres Spiel noch, als die verlotterten Spanier zur Raison zu bringen.

So lange die Engländer einen Abenteurer, wie Doktor Jamison zur Eroberung von Afrika ausschicken und die Amerikaner einen Corporal wie Shafter zum Feldherrn machen, mag die Welt ruhig sein, so lange werden es die Herren „Angel-Sachsen" beim „Bluffen" bewenden lassen. Der planlose, überhastete Feldzug von Santiago ist wahrlich nicht geeignet, uns eines Besseren zu belehren.

Die Herren Offiziere, die von der Washingtoner Regierung als Gouverneure und hohe Regierungsbeamte nach Kuba, Porto Rico und den Philippinen geschickt wurden, um die Bevölkerung zu pazifiziren und in der Kunst des „Selbstregierens" zu unterrichten, lebten noch vor Jahresfrist mit ganz wenig Ausnahmen ein recht beschauliches, harmloses Dasein auf ihren einsamen Forts im wilden Westen. Manche von ihnen hatten nur selten ihr Regiment (500 bis 600 Mann) vollzählich gesehen, eine Brigade oder gar eine Division kannten die jüngeren nur aus ihren Büchern. Was man also unter diesen Umständen von militärischen Wissenschaften lernen konnte, mögen sie ja vorzüglich verstehen. Es sind pflichteifrige, zuverlässige Leute, sicherlich, aber mit Staatswissenschaften, mit Völkerkunde, mit Nationalökonomie haben sie sich wohl nie abgegeben. Jetzt sollen sie Probleme lösen, die einem Bismarck Kopfzerbrechen machen würden, sollen für wildfremde Völker, von deren historischer Entwickelung, Tradition, Charakter-Anlagen sie kaum eine Ahnung haben, eine Regierungsform erfinden, die diese zufriedenstellt und den Amerikanern in den Kram paßt. Ein General, der sein ganzes Leben lang nichts geleistet hat, als ein paar Tausend Mann in Zucht zu halten, wird plötzlich dazu berufen, ein ganzes Land zu regieren. Ein Hauptmann, der vielleicht seiner Compagnie ein vorzüglicher Exerziermeister war und nie eine Requisition indossirte, die er nicht bis auf's I-Tipfelchen gutheißen konnte, aber von dem großen internationalen Handelsverkehr auch nicht die geringste Idee hat, wird plötzlich zum obersten Zollbeamten einer großen tropischen Colonie gemacht u. s. w.

Das ist der Anfang der amerikanischen Kolonisation in Westindien und den Philippinen. Wo Ignoranz und Nepotismus, auf der anderen Seite Böswilligkeit und Mißtrauen gegenüberstehen, wäre das Resultat leicht abzusehen, käme nicht noch ein dritter Fak-

Digitized by Google

tor in Betracht, der stärker ist als beide Anderen.

Was der amerikanischen Heeresmacht nie gelungen ist, nie gelingen wird, West Indien und die Philippinen für das

unter seinen professionellen Politikern, seinen Beamten und Militärs findet man hier die besten Köpfe, zu dem Dienste König Mamons drängen sich die genialsten, energischsten Männer. Er, der

Unter der Säulenhalle des Inglaterra-Hotel in Havana.

Sternenbanner zu erobern, das wird dem amerikanischen Dollar ein Leichtes sein. Man sehe sich doch nur um in diesem großen, blühenden Lande: nicht

die Vereinigten Staaten so groß, so reich gemacht hat, kann sie besser lohnen, als die Republik.

Erst müssen jene untergeordneten

Digitized by Google

Pioniere in Uniform, die jetzt in den Kolonien „regieren", die gröbste Arbeit gethan haben, dann werden amerikanisches Kapital und Unternehmungsgeist mächtiger und unskrupulöser, als alle Mächte der Welt, einen Eroberungszug beginnen, wie er glänzender nie ausgeführt wurde.

Wie lange das dauern mag, ist nicht leicht zu sagen. Deutschland treibt bereits fünfzehn Jahre lang Kolonial-Politik und ist immer noch nicht über die Kinderkrankheiten, Büreaukratismus und Unteroffizierfieber hinaus. So lange wird's in dem praktischen, durch Traditionen nicht behinderten Amerika wohl kaum dauern. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß das Kapital schon jetzt ungeduldig des Augenblickes harrt, wo es sich des reichsten Landes der Welt, der Perle der Antillen bemächtigen kann. Ob Kuba annektirt werden wird, oder ob man ihm gestattet, eine unabhängige Republik zu etabliren, ist ganz egal, das Kapital wird sich doch seinen Weg bahnen und wäre er auch noch so krumm und noch so steil, es wird an's Ziel gelangen. Es wird den Rahm von Kuba abschöpfen, was immer auch seine politische Gestaltung in der Zukunft sein mag. In diesem zum größten Theile noch jungfräulichen Lande, von einer Fruchtbarkeit, die auf der Erde ihres Gleichen schwerlich findet, wird es grünen und wuchern und tausendfältige Früchte tragen, Millionen von Menschen Existenz, Wohlstand ja Reichthum gewähren und der ganzen Welt ein Paradies erschließen, wie es sich schöner nicht träumen läßt.

Wo man zwanzigmal von derselben Zuckerpflanze ernten kann, wo Gemüse aller Art kaum einen Monat zur völligen Reife bedürfen, wo der Weizen tausendfach die Aussaat zahlt und Kaffee und Tabak ein Aroma entwickeln, wie nirgends in der Welt, da lohnt sich's dem Unternehmungsgeist, da wird sich der Reichthum bis in's Unendliche vermehren.

Das Kuba, das so lange geschlafen, wird unter der Thätigkeit von Tausenden von Maschinen, wie sie der emsige Geist des Menschen zum Ersatz der in den Tropen schnellversagenden Körperkraft geschaffen, von Zeit und Distanzen kürzenden Lokomotiven zu einem Leben erwachen, wie noch keine moderne Kolonie es gesehen. Aus allen Ländern der Welt strömen die erfahrensten, die energischsten Männer herbei, um ihre Kräfte an der Insel zu probiren, die so lange von den Spaniern mit einer Mauer umgeben war, gegen welche die chinesische reines Kinderwerk ist. Wissenschaft, Kunst und Industrie werden hier in wenig Jahren vollbringen, was in Java Jahrhunderte in Anspruch nahm, sie werden aus der Perle der Antillen die Perle der Welt machen!

Diese Spanier! Wie konnten sie solch' ein Land fast ohne Schwertstreich ausliefern!

* * *

Die amerikanische Einwanderung.

Aber freilich, der Beginn der Amerikaner auf Kuba war kein sehr ermuthigender. Es sei dem Schreiber gestattet, eine seiner Korrespondenzen (vom 16. Januar 1899) zu citiren, welche diesen Gegenstand zu beleuchten geeignet ist.

„Die augenblicklich sehr langsame Entwickelung der Dinge läßt uns keinen klareren Einblick in die Zukunft Kuba's thun. Es will fast scheinen, als ob seit dem ersten Januar eine allgemeine Stockung im Gange der Ereignisse eingetreten sei. Aeußerlich, freilich, hat sich viel verändert. Die die Parks und Promenaden bevölkernden uniformirten und privilegirten Müßiggänger, vulgo Weißkappen*), sind verschwunden, an ihre Stelle sind — nicht etwa die amerikanischen Offiziere getreten, denn diese haben mehr zu thun als „nur zu spielen", oder sind doch wenigstens gezwungen, in ihren Lagern bei Quemados zu blei-

*) Spanische Offiziere, so genannt wegen ihrer weißen Mützen.

Digitized by Google

ben. Die spanischen Offiziere haben also eine Lücke gelassen, und wenn auch des lieben Friedens halber zugegeben werden soll, daß ihrer Dreie noch keinen einzigen amerikanischen „Private" aufwiegen, insofern ihr Werth als Männer in Betracht kommt, so kann man doch nicht übersehen, daß sie für die Ausstattung „des Havana'er Lebens" besser geeignet waren, als die Amerikaner, daß sie eine harmonischere Umgebung zu den Statuen der mit dem Königsmantel bekleideten Buhlin Isabella, der von Carlos dem Dritten und jener des ehemaligen Seeräubers und späteren General-Gouverneurs Tacon bildeten, als die amerikanischen Jungen in ihren blauen Hemden und gekreuzten Hosenträgern, mit welchen sich der Hintergrund von altersgrauen Palästen und pretentiösen Säulenhallen absolut nicht vertragen will.

Aber noch in anderer Hinsicht macht sich die Lücke, welche das spanische Militär hier zurückgelassen hat, fühlbar, im Detail-Geschäft nämlich, das augenblicklich viel mehr darnieder liegt, als selbst während der Blokade. Die 15,000 amerikanische Truppen, die bei Quemados liegen, können auch hier die spanische Armee nicht ersetzen. Während der letzten Monate vor der Räumung der Insel kamen alle Augenblicke neue spanische Heeres-Abtheilungen nach Havana, die alle ein Andenken von Kuba mit nach Hause bringen wollten, und die Folge war, daß sämmtliche Detail-Handlungen für eine kurze Weile geradezu glänzende Geschäfte machten. Mit dem Auszuge der Spanier am 1. Januar waren diese geradezu wie abgeschnitten. Die Amerikaner kamen meistens wohl versehen mit allen Bedürfnissen des Leibes hier an. Es lag ihnen fern, sich sofort ungewohnte spanische Geräthe oder Kleidungsstücke zu kaufen. Die Truppen haben gar keine Gelegenheit, ihr Geld in Havana los zu werden, denn man gestattet ihnen den Aufenthalt in der Stadt nur in sehr beschränktem Maaße; geistige Getränke dürfen ihnen überhaupt nicht mehr verkauft werden. Ihre Kleidung kommt aus den Ver. Staaten, ihr Proviant wird gleichfalls von dort geschickt. Für den hiesigen Kaufmann oder Kleinhändler sind sie also sehr wenig werth.

Aber auch die gewöhnlichen amerikanischen Bürger haben die Havanesen stark enttäuscht. Hier stellte man sich früher unter einem „Yankee" einen Mann vor, der das Knausern absolut nicht leiden kann, das Geld stets mit vollen Händen wegwirft, „Goddamn" flucht, wenn man es nicht aufhebt, und mit einem gutmüthigen „all right" jeden Dank für seine Freigebigkeit ablehnt. Dieser fabelhafte Yankee hat sich noch immer nicht in Kuba sehen lassen. Statt dessen aber hat sich eine nach Tausenden zählende Schaar von Dollarjägern aus dem wilden Westen Amerika's eingestellt, die alle möglichst schnell den Kubanern und Spaniern die Pesos abnehmen möchten, ohne ihre Dollars, wenn sie solche überhaupt haben, zu riskiren, um womöglich noch vor Beginn der Regenszeit mit gefülltem Beutel zurückzukehren.

Niemand will Etwas riskiren. Der Unternehmungsgeist dieser neu Eingewanderten hat sich bis jetzt nicht über die Eröffnung eines kleinen Ladens an Obispo Straße, wo Ramschwaaren verkauft werden, verstiegen. Halt! — am Prado hat er wirklich das zweite Stockwerk erklommen, um ein Boarding-Haus zu eröffnen. Auch in anderen Stadttheilen befinden sich einige solche Etablissements, die geeignet wären, die amerikanischen Witzblätter ein wenig aufzufrischen. Im Pairet-Theater spielt allabendlich vor — leeren Häusern eine amerikanische Varietäten-Kompagnie und im Irijoa wird vor — leeren Stühlen gemimt, d. h. geschossen, „Jungfrauen" aus den Händen böser Buben gerettet und Falschspieler zu Helden gestempelt, gerade wie — an der Bowery in New York.

Daß die Havanesen nicht in's Pairet

Digitized by Google

oder Irijoa gehen, oder doch nicht wieder gehen, wenn sie einmal dagewesen, ist ganz natürlich, denn sie besitzen im Albisu eine ausgezeichnete Operetten- und Schauspiel-Bühne. Daß auch die Amerikaner beide Theater nur äußerst wenig frequentiren, ist theilweise der geringen Qualität des Gebotenen, theilweise dem Umstande zuzuschreiben, daß die Jagd nach dem Peso ihnen keine Zeit läßt, und daß es einem schon im Freien „warm genug ist", so daß es eine Qual wäre, drei Stunden in dem heißen Theater zu sitzen. Der amerikanische Soldat „auf Urlaub", der die Gallerien spärlich füllt, ist der beste Kunde dieser „Shows". Die Unternehmer waren gekommen mit der Idee, daß sie mit diesem amerikanischen Firlefanz die Stadt im Sturm nehmen würden, und die Enttäuschung ist groß. Daß man hier weit Besseres gewohnt ist, ahnten sie nicht, wollten sie nicht glauben, und ich bezweifle sehr, daß man sie selbst jetzt davon überzeugen könnte.

Wie mit diesen „Shows" verhält es sich auch mit dem Können, Kapital und Kram der abenteuerlichen Kaufleute, die aus Amerika hierhergekommen sind, um mit dem Civilisationswerk zu beginnen und nebenbei schnell reich zu werden. In ihrer Ueberhebung und Beschränktheit können sie nicht einsehen, daß es Menschen von anderen Gedanken, anderen Wünschen giebt, daß man ihre Methoden, ihre Waaren nicht will. So kommt's, daß der Spanier und Kubaner seine Pesos nicht bei ihnen riskirt, die sie doch selbst kein Geld in Circulation bringen. Und der Kleinhandel stockt, die Enttäuschung ist groß!"

* * *

Inzwischen wird sich das wohl schon etwas geändert haben. Es soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß sich nicht auch damals schon solide Elemente unter der amerikanischen Invasion befanden, aber diese hielten sich vorläufig noch im Hintergrunde; das leichte Zeug schwamm oben in dem Strom nach Süden.

Man konnte unmöglich von den Bewohnern von Kuba verlangen, daß sie die Spreu von dem Weizen sonderten, ehe sie den letzteren noch gesehen hatten. So gut wie sie hier Schnee mit Eis verwechseln, ein Glas Wasser, „con nieve" (Schnee), statt „con hielo" (Eis), verlangen, weil sie diese Produkte nordischer Kälte erst auf Umwegen kennen lernten, ebensowenig werden sie den amerikanischen Geschäftsmann von dem Industrieritter zu unterscheiden wissen. Und der letztere machte sich leider weit mehr bemerkbar, als der erstere, eine Thatsache, die nicht geeignet war, das Feld in Kuba für lebensfähige Unternehmungen mit amerikanischem Kapital vorzubereiten.

Jeden Tag hört man, daß Amerikaner mit Erwartungen auf ein äußerst günstiges Geschäft nach Kuba gingen und bis jetzt eigentlich Nichts, rein Nichts erreicht hätten. Das kann Niemanden wundern, der den Charakter der bisherigen amerikanischen Invasion kennt. Aber das „gelobte Land" wird seine Versprechen doch halten; nicht Abenteurern gegenüber, sondern vernünftigen, zielbewußten Leuten. Kuba braucht ganz andere Elemente der Einwanderung, als es anfangs aus Amerika erhielt. Kuba ist wie die Vereinigten Staaten, welchen selbst der miserabelste Kriegssekretär, trotz aller Anstrengungen, keine Niederlage bereiten konnte. Ebensowenig ist es Kubanern und Spaniern gelungen, diese Perle aller Inseln, trotz ihres besten Willens, todt zu machen. Man gebe dem Lande nur die geringsten Chancen, und es wird aufblühen und tausendfältige Früchte bringen. Doch diese zu ernten, sind nur die Besten und Tüchtigsten berufen, denn es wird Intelligenz, Ausdauer und Energie bedürfen, die mit Kapital gepaart sein müssen. Mittellose Leute dürften sich nie einfallen lassen, nach Kuba auszuwandern. Es kann dies nicht oft genug betont werden, wenn man von armen Leuten hört, die ihre wenigen Sparpfennige anwendeten,

Digitized by Google

Hotel Inglaterra in Havana.

Digitized by Google

um Land zu kaufen, das vielleicht gar nicht existirt. Doch selbst wenn ihnen ein Stück Land in irgend einer unwirthlichen Gegend, ja selbst, den unmöglichen Fall angenommen, in der Vuelta abajo, zugewiesen würde, das tropische Klima würde ihnen die Bearbeitung unmöglich machen. Nicht einmal die akklimatisirten Spanier können auf den Feldern unter der südlichen Sonne arbeiten, sondern sind nur in überdachten Werkstätten, Zuckermühlen, Fermentir-Scheuern etc. verwendbar; zur Bodenkultur eignet sich eben nur der Neger und Eingeborene. Also wandere Niemand nach Kuba aus, der nicht Geld genug hat, um Andere für sich schwitzen zu lassen. Das klingt hart, aber es muß gesagt werden.

Der Erwerb von tropischen Kolonien bedeutet eben nur eine Mehrung der Chancen zur Vermehrung des Reichthums einiger Weniger; die Massen des Volkes, die Arbeiter können aber nichts dabei profitiren.

Der Arbeitsmarkt in Kuba.

Der Mangel an Arbeitskräften ist wohl das schwierigste Problem, das sich dem Kapital auf Kuba entgegenstellen wird. Vor Ausbruch der letzten Revolution, im Jahre 1895, schätzte man die Zahl der weißen Eingeborenen auf 700,000, die der Spanier und übrigen Fremden auf 300,000 und die der Neger und Mischlinge auf 500,000. Ob diese Schätzung korrekt war, bleibe dahingestellt. Thatsache ist, daß wohlunterrichtete Leute die heutige Bevölkerungszahl nicht über 1,000,000 veranschlagen. Ungezählte Tausende von Kubanern und Spaniern büßten ihr Leben in den Kämpfen ein und mehr noch starben in Folge von Entbehrungen in den Reconcentradodörfern. Meistens gehörten diese Opfer früher der arbeitenden Klasse an, denn die besser situirten Kubaner erhoben erst gegen das Ende der Revolution die Waffen gegen die Spanier und auch dann nur in vereinzelten Fällen. Daß also die Arbeiterklasse, niemals sehr zahlreich, ganz bedeutend durch den Krieg verringert worden, ist offenbar. In Folge dessen ist der Taglohn entsprechend in die Höhe gegangen. In Havana bezahlt man für die allergewöhnlichste Arbeit von $1 bis $1.50 per Tag. Da viele der Insurgenten sich der Arbeit gänzlich entwöhnt haben und nach der Abrüstung lieber in die Wälder zurückkehren werden und von den Früchten der Bäume oder eines gelegentlichen Raubes leben werden, als wieder in geordnete Verhältnisse zurückzukehren, die Nachfrage in Folge ausgedehnterer Bodenkultur aber stetig steigen muß, so dürfte sich sehr bald ein recht empfindlicher Mangel an Arbeitskräften geltend machen.

Diesem Uebelstande hat man bisher durch die Einführung von Arbeitern von den kanarischen Inseln theilweise abgeholfen. Die Kanarier ein braunes Mischvölkchen, das sich vor den Kubanern durch Arbeitsamkeit und soliderem Charakter auszeichnet, werden meistens auf Tabaksfeldern beschäftigt, weil diese Kultur viel Geduld und Sorgsamkeit bedingt. Jede Arbeiterfamilie erhält ein Stück Feld zur Bebauung. Ein Viertel des Ertrages liefert sie an den Eigenthümer resp. Arbeitsgeber als Pachtgeld ab; die übrigen drei Viertel kauft er zu dem landesüblichen Preise. Eine solche Arbeiterfamilie verdient etwa $600 von Ernte zu Ernte.

An den Zuckerrohrfeldern arbeiten fast nur Neger und Mischlinge; ihre Aufgabe ist bedeutend einfacher, als der Tabaksbau und weniger theuer.

In den Bergwerken sind durchwegs Spanier beschäftigt.

In den Cigarrenfabriken ist der Kubaner in der Mehrzahl, wie überhaupt auf jedem Arbeitsgebiete, das mehr Geschicklichkeit, denn körperliche Anstrengung bedingt.

Aber in allen Zweigen der Industrie und des Ackerbaues macht sich, wie gesagt ein so empfindlicher Mangel an Arbeitskräften geltend, daß große amerikanische Unternehmer sich wohl nach

Digitized by Google

Italien werden wenden müssen, um Abhilfe zu schaffen. Auch das kleine Porto Rico dürfte einen Theil seiner verhältnißmäßig großen Bevölkerung an Kuba abgeben. Der Einfuhr von chinesischen Kulis, wie man sie auf Kuba nach Aufhebung der Sklaverei im Jahre 1880 nicht sehr erfolgreich versuchte, dürften sich die Amerikaner widersetzen.

Die Bodenkultur und ihre Zukunft.

Tabak. — Von allen Erzeugnissen Kuba's dürfte der Tabak die größte Zukunft haben. Die letzte Ernte (1898—1899) ist allerdings quantitativ, sowie qualitativ schlechter, als seit langen Jahren, gerathen. Wenn man früher in den Fabriken jede Cigarre, die nur den geringsten Defekt im Deckblatt aufwies, bei Seite warf und als Ausschuß verkaufte oder zu Cigaretten verarbeitete, so ist man dieses Jahr gezwungen, jedes Blättchen zu verwenden. Der Regen, der zur unrechten Zeit kam und zur unrechten Zeit ausblieb, hat den außerordentlich schlechten Ausfall der Ernte verursacht.

Schon im Jahre 1895, vor Ausbruch der Revolution, produzirte Kuba 600,000 Ballen oder etwa 63,000,000 Millionen Pfund Tabak.

Davon lieferte die Provinz Pinar del Rio 260,000 Ballen Tabak, welcher im Handel als „Vuelta Abajo Leaf" bekannt ist. 140,000 Ballen wurden in Havana zu Cigarren und Cigaretten verarbeitet, die übrigen 120,000 nach Amerika und Europa exportirt.

Die Provinz Havana produzirte 70,000 des als „Partido Leaf" bekannten Tabaks, wovon in Havana etwa ein Viertel verarbeitet, der Rest exportirt wurde. Dieses Blatt ist heller als das „Vuelta Abajo Leaf".

Die Provinzen Matanzas und Puerto Principe bauen nur wenig Tabak, der im Lande konsumirt wird und im Handel unbekannt ist.

Die Ernte der Provinz Santa Clara erreichte 130,000 Ballen des als „Remedios Leaf" bekannten Blattes, von welchem sie etwa 30,000 Ballen verbrauchte. Die Vereinigten Staaten und Deutschland nahmen den Ueberschuß ab.

„El Oriente", d. h. die Provinz Santiago hat es bis auf 100,000 Ballen gebracht, von welcher Quantität 40,000 in dem Distritte konsumirt wurden. Die übrigen 60,000 Ballen sind seit Jahren an die Staats-Monopole von Oesterreich, Ungarn, Italien etc. verkauft worden. Dieser Tabak ist unter dem Namen Gibara oder Mayari im Handel bekannt.

Man sieht also, daß das aromatische Kraut fast überall auf der Insel gedeiht, und zwar in Qualitäten, die, wenn sie auch lange nicht die Feinheit des „Vuelto Abajo Leaf" erreichen, doch immer noch weit über den meisten Produkten anderer Länder stehen.

Seit dem Ausbruch der Revolution ist die Produktion von Tabak natürlich bedeutend zurückgegangen, denn Aussaat und Bestellung der Felder konnte nur unter den schwierigsten Verhältnissen geschehen. Während sich übrigens spanische und kubanische Soldaten die Hälse abschnitten, Kinder erwürgten und Frauen und Töchter schändeten, existirte zwischen spanischen Großgrundbesitzern und sogenannten „loyalen" kubanischen Pflanzern, die in Havana mit Wort und That gegen die Revolution wirkten und wütheten, einerseits und gewissen Insurgenten-Führern andererseits ein Abkommen, nach welchem letztere gegen eine entsprechende Entschädigung sich verpflichteten, die Plantagen der ersteren vor Zerstörung zu bewahren. So gelang es manchem Pflanzer, eine reiche Ernte einzuheimsen und sie unter dem Schutz der Insurgenten nach der Bahn zu schaffen, und, nachdem sie sich durch nach beiden Seiten hin bezahlten Tribut Immunität zu sichern gewußt, nach Havana in Sicherheit zu bringen.

Geschah es, daß der in der Nachbarschaft garnisonirende spanische Kom-

Digitized by Google

mandant Wind von dem zwischen Rebellen und Pflanzern abgeschlossenen Pakt erhielt, bei dem er etwa leer ausgegangen war, so pflegte er die betreffenden Plantagen bei Nacht und Nebel zu überfallen, Alles, was sich widersetzte, niederzumetzeln und die Gefangenen des Einverständnisses mit den Insurgenten zu beschuldigen und gewöhnlich erschießen zu lassen.

Der letzte autonomistische Civil-Gouverneur von Havana, Senor de Castro, soll z. B. einen solchen Kontrakt mit Bezug auf seine reichen Besitzungen in der Provinz Santiago mit dem damaligen Rebellengeneral Garcia abgeschlossen haben; trotzdem wurden seine Felder verwüstet, seine Häuser ein Raub der Flammen. Aber in diesem Falle waren es nicht Spanier, die das Unheil anrichteten, sondern Garcia's eigene Leute, seine schwarzen „Unter-Generäle", die mit einem unauslöschlichen Haß gegen alle weißen „loyalen" Cubaner erfüllt sind.

So verloren Bock & Co. im Jahre 1896 Taback im Werthe von fast $300-000, der bei Coloma der Versendung harrte, weil sie nicht sofort auf das Verlangen der Insurgenten eingingen, diesen eine Abgabe von $30,000 zu bezahlen.

Der Betrieb von Tabakfeldern im Kleinen wird hauptsächlich dadurch erschwert, daß die Zinsen für auf die Pflanzungen aufzunehmendes Betriebskapital fast unerschwinglich sind. Man berechnet mindestens zwei Prozent per Monat, häufig aber auch drei und vier Prozent. In Folge dessen ist es kein Wunder, daß sich das Groß-Kapital mehr und mehr der Kultur und Industrie bemächtigt. Bock & Co., ursprünglich ein deutsches Haus, das jetzt aber zum großen Theil mit englischem Gelde arbeitet, ist das bedeutendste derartige Unternehmen bis jetzt. Die Firma verfügt über ein Aktien-Kapital von sieben Millionen Dollars und kontrollirt elf der bedeutendsten Cigarren- und Cigaretten-Fabriken in Havana. Sie beschäftigt etwa 6000 Leute und produzirt einen großen Theil des Rohmaterials selbst. Die Firma besitzt ausgedehnte Tabaksfelder und hat Tausende von Cavalerias (33 Acker) des besten Tabaklandes in der Vuelta Abajo durch Pachtkontrakte, die auf fünf Jahre lauten, an sich gebracht.

Inzwischen haben sich andere, kleinere Gesellschaften, angeblich mit amerikanischem Kapital, gebildet, welche die übrigen mehr oder weniger bedeutenden Fabriken, etwa fünfzig an der Zahl, aufzukaufen suchen, bis jetzt aber wenig Erfolg gehabt haben.

Das höchste Interesse beansprucht natürlich das großartige Unternehmen jenes amerikanischen Syndikates, welches im Begriffe steht, die ganze Produktion von Vuelta Abajo-Tabak zu monopolisiren. Herr Bock hat eine Offerte dieses Syndikates, auf den Plan einzugehen und „to come in on the ground floor" vorläufig abgelehnt.

Seitdem sollen sie anderswo angeklopft, z. B. Inclan & Co. eine Offerte gemacht haben. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß die bedeutendsten Fabriken bereits von Bock & Co. kontrollirt werden. Die anderen besitzen wenig oder gar keine Tabakfelder und sind in Bezug auf das Rohprodukt von den Bauern oder Plantagen-Besitzern abhängig. Es wäre also hinausgeworfenes Geld, wollte man diese Fabriken für theures Geld ankaufen, wenn das New Yorker Syndikat das Rohprodukt zu monopolisiren beabsichtigt. Der Ankauf der Tabaksfelder von Vuelta Abajo würde den hiesigen unabhängigen Fabrikanten die Quelle ihrer Existenz abschneiden, sie müßten sich den Vorschriften des Syndikates unterwerfen oder zu Grunde gehen.

Der Kampf mit Bock & Co. aber würde zu einem lustigen Cigarren-Krieg führen, bei welchem der Liebhaber seiner Havanas am meisten profitiren dürfte.

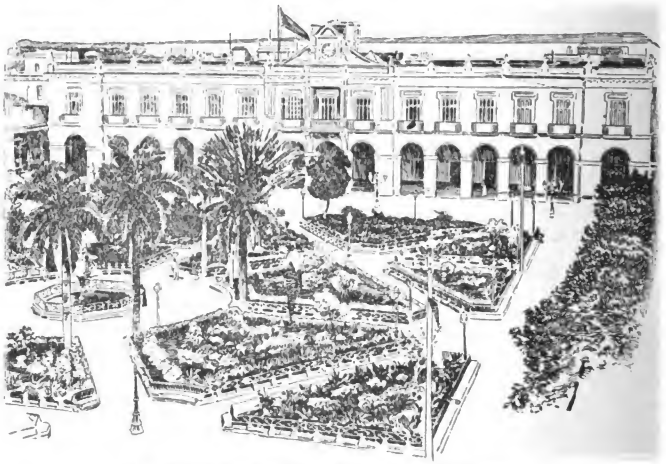
Auf jeden Fall beweist diese Geschichte, wie rege die Spekulanten auf

Digitized by Google

diesem Gebiete bereits sind und daß viel Geld in Tabaksfelder gesenkt werden wird und Kultur und Industrie sich zu rascher Blüthe erheben dürften.*

Zucker. — Vor dem Ausbruch des Aufstandes i. J. 1894—95 erzeugte die Insel nahezu eine Million Tonnen Rohrzucker. Noch heute ist der Zuckerbau eine der wichtigsten Reichthumsquellen Kubas. Der glänzendste Beweis für die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Insel ist gewiß, daß trotz der furchtbaren Steuern, die auf dem

vermochten. Dabei ist zu berücksichtigen, daß nur der kleinere Theil des für Zuckerbau geeigneten Bodens unter Kultur ist. Würde das ganze verwendbare Gebiet herangezogen, so könnte Kuba allein ganz Amerika mit Zucker versorgen. Bemächtigen sich amerikanische Großkapitalisten des Zuckerbaus unter Anwendung bester Maschinen und geeigneter Arbeitskräfte, so dürfte der fernere Wettbewerb Kubas die Rübenpflanzer Europas und der Ver. Staaten mit berechtigter Sorge erfüllen.



Der Palast des spanischen Gouverneurs in Havana.

Zuckerbau lasten, trotz der schauderhaften Brandschatzungen aller Art, die die Zuckerpflanzer sich Seitens der spanischen Beamten gefallen lassen mußten, trotz der ungünstigen Arbeiterverhältnisse, trotz des starken europäischen Wettbewerbs und trotz des bedeutenden Niederganges der Zuckerpreise die Besitzer kubanischer Zuckerplantagen fortwährend noch Ueberschüsse zu erzielen

Man unterscheidet auf Kuba Quintas und sogenannte „Centrales". Unter „Centrales sind solche Zuckerplantagen zu verstehen, die außer dem Ertrag ihrer eigenen Zuckerfelder, das Zuckerrohr kleinerer Plantagen (Quintas) gegen eine gewisse Prämie mahlen und zu Zucker verarbeiten. Noch vor zehn Jahren baute und verarbeitete eine jede Zuckerplantage ihr eigenes Zuckerrohr, heutzutage aber ist dies anders. Fast die gesammte Produktion wird jetzt von den „Colonos" (Koloni-

*) An anderer Stelle des Buches finden sich Daten über die auf Tabak lastende Export-Steuer.

Digitized by Google

sten) gebaut und von den großen Plantagen verarbeitet. Viele alte kubanische Zuckerpflanzungen, die sich seit fünfzig und mehr Jahren unter Kultur befinden, ohne je gedüngt worden zu sein, werden jetzt wohl aufgegeben werden, da sie nicht mehr ertragsfähig genug sind. Neue Ländereien dürften in den Urwäldern erschlossen werden. Die jüngste Ernte (1899) betrug kaum 200,000 Tonnen in ganz Kuba. Viele Pflanzer versichern, daß sie nicht mehr als fünf Prozent von dem Werthe ihrer Pflanzungen zu verdienen erwarten. Arbeit ist in manchen Fällen überhaupt nicht zu haben, und die vernachlässigten Wege, der Mangel an arbeitsfähigem Zugvieh erschweren den Transport. Nur solche Pflanzungen, die in unmittelbarer Nähe der Hafenorte, wie Matanzas, Sagua Grande, Cienfuegos etc. gelegen sind, infolgedessen Transportkosten ersparen, werden höhere Profite aufzuweisen haben, einige wohl bis zu 25 Prozent. Zucker wächst überall auf der Insel, am lohnendsten aber in den Niederungen.

Kaffee und Kakao.

Nach Tabak und Zucker bildet der Kaffee- und Kakao-Bau einen Hauptzweig des Ackerbaues. Kaffee und Kakao werden auf ein und der nämlichen Plantage gezogen. Die kleine Kaffee-Staude benöthigt zu ihrem Gedeihen den Schatten, den der blätterreiche Kakaobaum ihr spendet. Der Kakaobaum liefert den Haupt-Ertrag im November, doch werden, da die Früchte nicht alle auf einmal reifen, drei Lesen gehalten; die erste im November, die zweite im Januar und die dritte im März. Die dreimalige Lese wird ferner wegen der großen Menge Ratten bedingt, die der Frucht, sobald sie auf dem Baume gereift ist, nachstellen und dieselbe vernichten. Große Mengen Kakaobohnen sind alljährlich nach Spanien und Frankreich exportirt worden zu Preisen von $15 und $17 per Zentner. Kaffee ist jedoch seit Jahren keiner mehr zum Export gekommen; kaum wird genug für den eigenen Konsum produzirt, so daß eine große Quantität in den verschiedenen Häfen importirt werden muß. Der kubanische Kaffee ist von solch vorzüglicher Qualität und solch feinem Aroma, daß er im Inland solch hohe Preise bringt, daß ein Export sich nicht lohnen würde. An Ort und Stelle bringt der kubanische Kaffee von $21 bis $25 per Zentner. In früheren Zeiten waren die Kaffeeplantagen (Cafetales) der Stolz der spanischen Granden, fürstliche Einkommen warfen einstmals diese Plantagen ihren Eigenthümern ab. Später ging der Besitz der Kaffee-Plantagen in die Hände von Franzosen über, die von Haiti vertrieben, in Santiago eine mächtige französische Kolonie gründeten. Der meiste Kaffee wurde in den Provinzen Puerto Principe und namentlich in Santiago gebaut.

Gemüse. — Mais, Yams, Süß-Kartoffeln und fast alle anderen Feld-Früchte wachsen überall, ohne daß sie viel Mühe bedingen. In wenigen Monaten gelangen sie zur Reife. Auf den meisten früheren Kaffee-Plantagen werden jetzt anstatt Kaffee diese Feldfrüchte gezogen. In den größeren Städten Kubas findet sich ein außerordentlich lohnender Markt für dieselben.

Früchte. — In allen Provinzen Kubas verrotten jahrein, jahraus ungezählte Millionen der köstlichsten Früchte, weil es bisher an Gelegenheiten fehlte, den Reichthum fortzuschaffen. Eröffnet sich mit den neuen Transportgelegenheiten die Aussicht, daß diese gesunden und wohlschmeckenden, als wirkliche Nahrungsmittel immer noch nicht genug gewürdigten Früchte billiger werden, so daß sie von den großen Massen des Volkes auch massenhaft verbraucht werden können, so ist dies gleichfalls als eine Errungenschaft zu begrüßen. Kokosnüsse, Plantanen, Orangen, Ananas und

Digitized by Google

Aquacartes, bilden schon jetzt einen bedeutenden Ausfuhr-Artikel. Kuba könnte bei einiger Sorgfalt jedes konkurrirende Land aus dem Felde schlagen.

Nutzhölzer. — An Nutzhölzern bietet die ganze Insel, namentlich aber das östliche Kuba, einen außerordentlichen Reichthum und zwar herrschen Mahagony, Cedernholz, Rosenholz und das berühmte edle „Majagua" vor. Die großen, werthvollen, mächtigen Urwälder im Innern der Insel sind bis jetzt von der Axt verschont geblieben. Sie bedecken noch 13,000,000 Acker Land. Die „Yaya" und das „Lignum vitae", das von Drechslern für Kegelkugeln so gesucht ist, wachsen hier in Waldungen von tausenden von Ackern. Oberst Hecker, ein sehr bedeutender Fabrikant von Eisenbahnwagen in Michigan, Ver. St., und Freund des amerikanischen Kriegsministers Alger hat bereits einen Plan zur Ausbeutung der Mahagony- und Rosenhölzer gefaßt. Ein Deutscher, Namens Grupe, war bisher der bedeutendste Unternehmer auf diesem Gebiete. Er besitzt zahlreiche Waldungen auf den Bergen von Santiago, bei Manzanilo und Holquin. Auch andere deutsche Firmen, wie Bauriedel & Co., Leonhardt & Co., sowie verschiedene Spanier haben große Quantitäten von Nutzhölzern zur Abfuhr bereit. Es giebt keine größeren Hindernisse zu überwältigen, als die, welche die Abfuhr dieser Hölzer in den wilden Urwäldern der Sierra von Kuba bietet. Ein Amerikaner soll deshalb auf den Gedanken gekommen sein, Elephanten aus Indien zu importiren. Diese riesigen Thiere verrichten bekanntlich ähnliche Arbeiten in ihrer asiatischen Heimath, sie bahnen sich ihre Wege selbst und streiken nie. An Futter kann's ihnen auf Kuba nicht fehlen, und das Klima dürfte ihnen gewiß auch zusagen; der Plan scheint trotz seines exotischen Aussehens „Fuß und Rüssel" zu haben.

Palmblätter. — Eine große Menge Palmblätter wird nach Europa und den Ver. Staaten zur Hutfabrikation exportirt. Auch bilden Honig und Wachs einen wichtigen Export-Artikel.

Schildpatt findet in Paris einen guten Absatz.

Viehzucht. — Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war die Viehzucht für Kuba und Porto Rico eine Haupt-Einnahmequelle. Im Jahre 1891 besaß Kuba zweieinhalb Millionen Stück Rindvieh. Es stellt sich jetzt von Tag zu Tag deutlicher heraus, daß der Viehbestand der Insel ein weit geringerer ist, als man gleich nach der Blockade glaubte. Spanier sowohl als Rebellen sollen scheußlich damit gewüstet haben. Zwei oder drei Soldaten pflegten eines dieser prächtigen, starken Zugthiere zu tödten, nur um ein gewisses saftiges Stück Fleisch aus dem Körper zu schneiden und den Rest den Aasgeiern als Beute zu überlassen. So ist es ihnen denn richtig gelungen, den einst so reichen Viehbestand auf wenig mehr als Null zu reduziren. Die Reконcentrados, die heute auf ihre Farmen zurückkehren, finden Nichts, als die von den Raubvögeln abgenagten, von Sonne und Regen gebleichten Gebeine ihrer Zugthiere. Soweit ging die Verheerung, daß schließlich sogar die Aasgeier gezwungen waren, sich vom Lande auf die Stadt zu „reconcentriren" — sie fanden nichts mehr zu fressen — und es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß sie gerade die Nachbarschaft von Los Fosos, unter Weyler das Hauptquartier für die Reконcentrados in Havana, heute ein Armen-Hospital, als Niederlassung wählten. Hier hausten sie ungestört zu Tausenden und Abertausenden, ein kümmerliches Leben von widerlichen Fäulnissen fristend. Nicht selten aber drangen sie, von Hunger angespornt, selbst in die Häuser und Küchen der Reichen ein, aus welchen sie nur mit Mühe zu vertreiben waren; Niemand wagt es, eines dieser Thiere zu tödten. Alte Zucker-Plantagen sind in jüngster Zeit in großen Mengen in Wiesen umgewandelt

Digitized by Google

worden und werfen bei der vortrefflichen Weide einen Gewinnst von mehr als 30 Prozent ab.

Bergbau. — Kuba besitzt in seinen Eisen- und Mangan-Erzen außerordentliche, natürliche Hülfsquellen. Die Erzgruben von Santiago sind im Betrieb von drei Gesellschaften: Juragua Bergwerks-Gesellschaft, Spanisch-amerikanische Gesellschaft und Sigua Bergwerks-Gesellschaft. Die Juragua Company ist die größte, Präsident derselben ist Major Bent von der Pennsylvania Steel Co.; der Versandt dieser Gesellschaft an Bessemer Erz hat sich seit 1881 auf mehr als 3,000,000 Tonnen gestellt; die Produktion der Juragua Gruben wird von den Bethlehem Iron Works, Pennsylvania Steel Co. und der Maryland Steel Co. kontrollirt; die monatliche Maximal-Produktion stellt sich auf 40,000 Tonnen. Siboney ist der Versandthafen für diese Gruben.

Die spanisch-amerikanische Bergwerks-Gesellschaft (Spanish-American Iron Co.), deren Präsident Charles F. Rand von New York ist, besteht seit 1889 und hat deren Versandt sich bis jetzt auf 400,000 Tonnen gestellt; der monatliche Maximal-Ertrag stellt sich auf 29,000 Tonnen. Baiquiri ist der Hafen für diese Gruben. Diese Gruben werden sofort wieder in Betrieb gesetzt. Die Gesellschaft beschäftigt ca. 600 Mann; die Jaragua Co. über 800.

Die Sigua Bergwerks-Gesellschaft (Sigua Iron Co.), die im Jahre 1890 gegründet wurde, hat seit 1894 keinen Versandt mehr gemacht; die Gruben sind seitdem nicht mehr in Betrieb. Die Gesammt-Anlagen dieser Gesellschaft im Werthe von ca. $2,000,000 sind von den Insurgenten niedergebrannt worden.

Der Preis des Santiago'er Erzes ist zur Zeit $3 per Tonne.

Die Pempo Bergwerks-Gesellschaft fördert Mangan-Erz; es ist dies ein neues Unternehmen, bis jetzt sind erst 400 Tonnen zum Versandt gekommen.

Die Förderung der Erze ist mit geringen Kosten verbunden, namentlich stellt sich der Transport von den Gruben nach dem Versandthafen äußerst billig. Derselbe geschieht einfach mit endlosem Kabel, wobei der zu Thal gehende mit Erz beladene Wagen für den Aufzug des leeren Wagens die Triebkraft liefert. Der Arbeitslohn der Bergleute stellt sich auf $1 per Tag, wobei zu bemerken ist, daß im Gegensatz zu den berüchtigten Kompagnie-Läden Pennsylvaniens den Leuten alle Lebensmittel, Kleidungsstücke etc. in dem betreffenden Kompagnieladen zu äußerst billigen Preisen geliefert werden. Die meisten der Bergleute kommen aus dem nördlichen Spanien; es sind ehrliche, fleißige Menschen.

Der ganze Eisendistrikt ist bis zur höchsten Spitze der Sierra Maestra abparzellirt; die meisten Besitztitel sind in Händen von Spaniern. Der Besitztitel des Landes schließt nicht gleichzeitig das Recht der bergmännischen Ausbeutung in sich. Der Eigenthümer des Landes muß, ehe er an den bergmännischen Ausbau gehen kann, sich mit dem betreffenden Schürfer, der das Mineral entdeckt, abfinden. Das deutsche Bergrecht enthält übrigens ähnliche Bestimmungen.

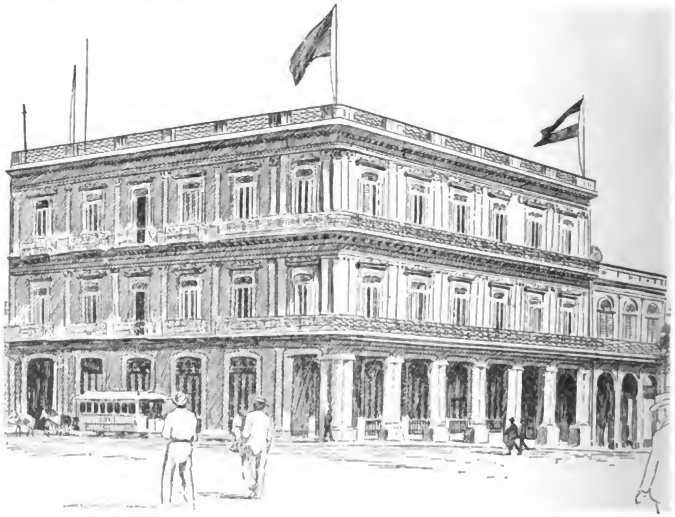
„El Cobre", ca. 15 Meilen von Santiago, bildet das Herz der Kupferdistrikte Kubas. Diese Kupferbergwerke sind äußerst werthvoll; sie sind schon seit zu Anfang dieses Jahrhunderts in Betrieb, seit ungefähr 30 Jahren liegen sie aber in Folge von Prozeß-Streitigkeiten, die die Bergwerks-Gesellschaften mit der Cobre Eisenbahn-Gesellschaft hatten, brach. In Puerto Principe, ja fast in jeder Provinz Kubas finden sich werthvolle Mineralien. In Pinar del Rio bei San Diego und auf der Insel Pinos existiren Mineralquellen, die wenig oder gar nicht ausgebeutet werden.

Eisenbahnen, die den Perso-

Digitized by Google

nen-, hauptsächlich aber den Güterverkehr erleichtern, sind leider auf Kuba verhältnißmäßig wenig vorhanden. Sie haben insgesammt eine Länge von 1600 Kilometer. Englisches Kapital hat die meisten gebaut. Ihr Betrieb liegt sehr im Argen. Vor vielen Jahren hatte die spanische Regierung, um ihre Truppen schnell von Ort transportiren und so besser im Stande zu sein, die fortwährenden Unruhen unterdrücken zu können, den Plan gefaßt, eine Eisenbahn vom Cap Maisy, dem östlichsten Punkte, quer durch die Insel bis nach Cap Antonio, dem westlichsten Punkte, zu bauen. Man verschrieb die tüchtigsten Ingenieure aus Europa und ließ die Vermessungen mit einem Kostenaufwand von über $80-000 vornehmen. Es giebt Leute in Kuba, die behaupten, daß wenn dieses Projekt ausgeführt worden wäre, die letzte Revolution nie die riesige Ausdehnung hätte annehmen können.

Aber die Bahn wurde nicht gebaut, obwohl sie, abgesehen von ihrer strategischen Bedeutung, längst ein Bedürfniß für den Handel und Verkehr auf der Insel geworden war und sicherlich bald große Profite gemacht haben würde. Von der Möglichkeit resp. der Billigkeit des Transportes hängt in Kuba, noch mehr wie irgend wo anders in der Welt, der Werth aller Produkte ab. Der feinste Kaffee, das beste Zuckerrohr und der duftigste Tabak, der in Puerto Principe wächst, geht zu Grunde, weil man ihn nicht nach der Küste und weder per Schiff, noch per Eisenbahn befördern kann — weil es eben keine giebt. Der Besitzer der fruchtbarsten Hacienda im Innern der Insel geht zu Grunde, während der Pflanzer auf dem ausgemergelten Boden von Matanzas oder einem anderen Hafenorte noch immer seine 25 Prozent verdient. Was hilft der Reichthum eines Landes, wenn man ihn nicht auf



Der deutsche Club in Havana.

Digitized by Google

den Markt bringen kann. Da können nur neue Bahnen abhelfen und ohne Zweifel werden deren in den nächsten Jahren Tausende von Meilen auf Kuba gebaut werden. Bereits haben auch sich in den Ver. Staaten verschiedene kapitalskräftige Unternehmen zu diesem Zwecke gebildet, wenn auch der Eisenbahnbau sich für's Erste nicht als sehr günstige Kapitals-Anlage erweisen dürfte, da das Land fast entvölkert ist, man also nicht auf Passagierverkehr rechnen kann. Wo aber keine Menschen leben, sei auch wenig Fracht zu holen. Wer aber die Entwicklung des amerikanischen Eisenbahn-Systems kennt, wer gesehen hat, wie die Schienenstränge Tausende von Meilen in bisher ganz unbekannte, wilde Länder vordrangen, die sie der ihnen folgenden Kultur und Civilisation dann im Nu eroberten, der kann sich der Hoffnung nicht verschließen, daß den Eisenbahnbauern in Kuba eine verhältnißmäßig noch viel günstigere Zukunft beschieden ist, als selbst den Pionieren in den Ver. Staaten.

Die Küstenschifffahrt ist ziemlich rege und ersetzt wenigstens den Hafenorten einigermaßen den Mangel an Transportwegen über Land. Doch ist auch sie bedeutender Verbesserungen fähig. Das Privilegium der Küsten-Schifffahrt lag früher ausschließlich in den Händen einiger bevorzugten Spanier. Jetzt ist das anders geworden.

Von Telegraphen sind 3548 Kilometer in Betrieb. Telephon-Systeme finden sich fast in jedem Städtchen; ebenso elektrische Beleuchtungs-Anstalten.

Die Export-Steuer.

Die provisorische amerikanische Regierung auf Kuba hat die spanischen Export-Steuern etwas reduzirt, aber im Allgemeinen doch beibehalten. Auf der am 1. Januar 1899 in Kraft getretenen Liste stehen: Cigarretten in Kisten 90 Cents pro 1000 Stück. Wird Deckblatt- und Fülltabak in demselben Packet exportirt, so wird die Export-Steuer für Deckblatt-Tabak erhoben, wenn das Gewicht des letzteren 10 Prozent des Gesammtgewichts übersteigt. Die Export-Steuer für geschnittenen Tabak beträgt $3.75, für allen anderen $6.30 und für Cigarren $1.35. Blättertabak, der in der Provinz Santiago de Cuba geerntet wurde und beim Export durch die Zollämter von Santiago, Gibara oder Manzanillo geht, $2.20 pro 100 Kilo. Blättertabak für Cigarren-Deckblätter zahlt eine Zuschlagssteuer von 100 Prozent.

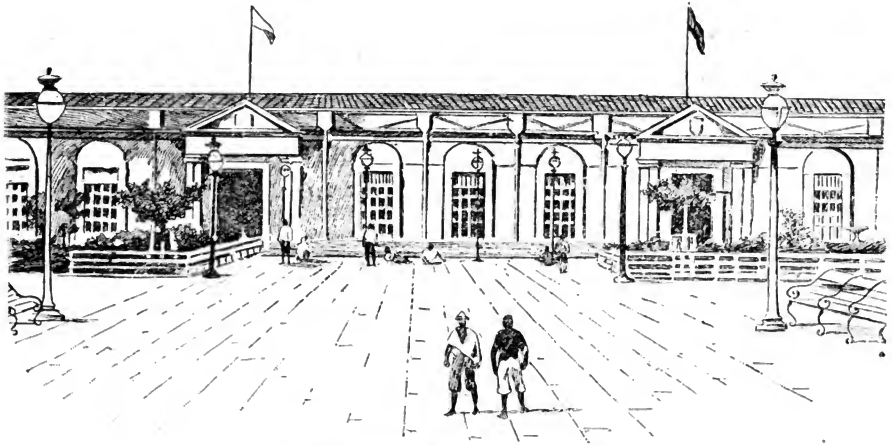
Was man in Kuba verkaufen kann.

Wer in Kuba Geschäfte machen und sich dauernd niederlassen will, sollte vor Allem daran denken, daß er sich nicht in einem kühlen Klima, wie das von New York oder Berlin, aufhält, sondern in einem ungesunden, tropischen Lande, für dessen sanitäre Verhältnisse auch die Eroberer bisher herzlich wenig gethan haben, und seine Lebensweise den vorhandenen Bedingungen anpassen.

Ich habe unter den jüngst eingewanderten Amerikanern nur sehr wenige getroffen, die nicht mehr oder weniger von Fieber zu leiden gehabt hätten; viele hat es dahingerafft. Unkenntniß hiesiger Verhältnisse, noch mehr aber die allen ungebildeten Amerikanern anhaftende Ueberzeugung, daß, was in Oshkosh gute Sitte, was in den Rocky Mountains „gesund" ist, und was man auf der Bowery thut und treibt, in Havana geradezu das Heil bedeute, sind schuld, wenn sie mehr an kubanischen Krankheiten leiden, als Angehörige anderer Nationen.

Derselbe schlecht angebrachte Dünkel giebt sich in ihrer ganzen Anschauung kubanischer Verhältnisse kund. Schon jetzt suchen sie Bauplätze für Tenementhäuser aus und nennen die Straßenecke, wo der erste große „Departement-Store" à la Siegel & Cooper erstehen soll. Gott

Digitized by Google



Das Regierungs-Gebäude von Matanzas.

Digitized by Google

sei Dank, ein Trost ist mir geblieben: die Kerle, die hier jetzt davon faseln, Havana zu amerikanisiren, haben kein Geld dazu. Leute, die das Geld für solches Unternehmen haben, besitzen hoffentlich auch Verstand genug, um die Fruchtlosigkeit eines Versuches, die alte südliche Metropole in ein Chicago umzuwandeln, einzusehen.

Ein Grauen erfaßt selbst den praktischsten, oder, um mich zutreffender, wenn auch härter auszudrücken, den ordinärsten Menschen bei dem Gedanken, die schöne Harmonie von maurischer Baukunst, Schläfrigkeit, Schmutz und malerischem Zerfall in den Straßen von Havana durch ein modernes amerikanisches, zweistöckiges „Framehouse*) gestört zu sehen. Man denke sich die alten, ehrwürdigen Säulenhallen des Prado unterbrochen von einem dünnwandigen Backsteinhaus, mit Unterbau von „gefälschtem" Marmor und einem Dach von Pappendeckel. Na, die gute Mutter Natür würde schon mit Sonnenstrahl und Regen dafür sorgen, daß solcher Vandalismus nicht allzu viel Nachahmung fände.

Doch auch noch durch andere, weit mehr in's Gewicht fallende Umstände ist Havana, in der nächsten Zukunft wenigstens, vor amerikanischer Bauwuth geschützt, nämlich durch die riesige Zahl von leerstehenden Gebäuden, deren frühere Bewohner der Krieg mit seinen Folgen dahingerafft oder aus dem Lande vertrieben hat. Man giebt die Zahl der Bevölkerung auf etwa 250,000 an. Das Territorium, das die Stadt bedeckt, erreicht jedoch wohl den Flächenraum einer amerikanischen Stadt von mindestens doppelter Bevölkerung.

Ich habe so ziemlich alle Stadttheile besucht, und was mir auf diesen Touren am Meisten auffiel, war die gänzliche Abwesenheit von neuen Häusern; alle trugen sie die unverkenntlichen Spuren ehrwürdigen Alters. An St. Lazaro Str. fand ich das einzige im Bau begriffene Haus, einstöckig an der Straßenfront, mit einem Aufsatz von einem Stockwerk nach hinten.

Mag nun auch die Einwanderung von Amerika während der Winter-Monate noch so stark werden, Havana hat Platz genug, um noch viele Tausende in seinen alten Häusern zu beherbergen, und mit Hausbau-Spekulations-Ideen komme Niemand hierher!

* * *

Oefter, als von irgend einer anderen Spekulation, hörte ich von zu errichtenden „Departement-Stores" reden. Nun scheint es allerdings, als müsse ein moderner Großladen das ganze Geschäft von Calle Obispo, Havana's „Shoping"-Quartier, auffressen, denn erstens sind die hier verkauften Waaren gut und theuer, was man gerade nicht von den meist frequentirten derartigen Häusern New York's sagen kann und zweitens wollen sich die Geschäftsmethoden der Havanesen der mit Dampfes-Eile hastenden Mitwelt absolut nicht anpassen.

Man kennt hier nicht die dienstbeflissene Höflichkeit des „Drygoods Clerks" in den Staaten; der kubanische oder spanische Krämer scheint sich keinen großen Kummer darüber zu machen, daß Du seinen Laden, ohne gekauft zu haben, unbefriedigt verläßt. Man muß ihn dazu zwingen, einem eine Auswahl von Waaren vorzulegen, sonst verkauft er einem, was er für das Beste hält, ohne sich viel an die Wünsche der Kunden zu kehren.

Wenn vielleicht auch nicht ein „Departement-Store", wie wir sie in New York kennen, so dürfte doch vielleicht ein nach modernem Muster eingerichtetes Magazin sehr bald die alte Konkurrenz aus dem Felde schlagen. Man darf sich aber auch nicht verhehlen, daß dieses starrköpfige, ignorante Volk nur schwer dazu zu bewegen sein wird, wirkliche Vorzüge in den Geschäftsmethoden der Neuankömmlinge schätzen zu lernen, besonders wenn die eigenen Brüder oder Väter unter diesen Neuerungen leiden.

*) Holzhaus.

Digitized by Google

Wer trotzdem sein Glück in dieser Linie probiren will, muß Zeit, Geduld und vor Allem Geld genug haben, um zu experimentiren und sich den Verhältnissen anzubequemen. Wer mit der Idee hierher kommt, Land und Leute seiner eigenen Person anzupassen, wird zu Grunde gehen.

Der Import von Drygoods und anderen Waaren dieser Art kann augenblicklich natürlich nicht sehr lukrativ sein und wird sich erst, nachdem das Land sich einiger Maaßen erholt hat, lohnen.

Eisenwaaren werden ein höchst günstiges Absatzgebiet auf Kuba finden. Deutschland dürfte der größte Konkurrent für Amerika in dieser Branche werden.

Der Bijouterie- und Porzelanhandel befindet sich in den Händen der Franzosen. Der Zoll wird auch in Zukunft diese Artikel reguliren.

Schlachtvieh von Mexico und Texas importirt brachte kurz nach der Blokade enorme Preise. Später sanken diese jedoch in Folge von übergroßer Zufuhr; trotzdem dürften sich noch in der Folge recht gute Geschäfte auf diesem Gebiete machen lassen, doch ist das Ende absehbar, denn die außerordentlich fetten Weiden von Kuba liefern Rindfleisch, das in Qualität das amerikanische weit übertrifft.

Der Import von Milchkühen, wie auch Zuchtvieh dürften in der nächsten Zeit recht glänzende Profite abwerfen. Milchereien nach amerikanischem Muster wären für Havana, wo das Quart Milch 75 Cents kostet, ein wahrer Segen und müßten den Unternehmer in kurzer Zeit zu einem reichen Manne machen.

Für amerikanische Kleider- und Schuhwaaren scheint mir das Feld weniger günstig, da Spanier und Kubaner zu sehr an französischen Schnitt gewöhnt sind.

Amerikanisches Mehl ist ein gut zahlender Import-Artikel, wie auch Getreide aller Art.

Bier wird jetzt, wo 35,000 amerikanische Truppen in Kuba liegen, sehr viel konsumirt. Amerikanisches Produkt hat das deutsche, das früher den Markt beherrschte, bereits fast aus dem Felde geschlagen, obwohl kein Grund vorhanden ist, weshalb letzteres nicht konkurrenzfähig sein sollte. Die deutschen Agenten besitzen nicht die Findigkeit ihrer amerikanischen Kollegen.

Der Schnapshandel ist auf dem kubanischen Markt zwar stark vertreten, macht aber nicht viel Geschäfte. Der Kubaner zieht seinen einheimischen Ron (aus Zuckerrohr gebrannten Schnaps) und „Aqua Diente" dem amerikanischen Whiskey vor.

Nach Mineralwasser aller Art ist stets eine starke Nachfrage. Dieser Artikel steht jetzt auf der Freiliste. Die halbe Flasche Apolinaris z. B. kostete bis zum 1. Januar 1899 etwa 30 Cents (amerikanisch) im Detail-Verkauf.

Delikatessen wurden bisher fast nur aus Spanien bezogen und fanden stets einen guten Preis. Deutsche und amerikanische Spezialitäten, namentlich Würste und Preserven, die das Klima ertragen können, dürften den spanischen Waaren empfindliche Konkurrenz machen.

Champagner wird wenig getrunken, weil das Land verarmt ist.

Für deutsche Schaumweine sollte sich in Kuba ein Feld finden lassen. Der moussirende Jerez (Sherry) kostet vier spanische Pesos, etwa drei amerikanische Dollars per Quartflasche.

Von Weinen anderer Art werden fast nur spanische und französische getrunken. Rheinweine finden sich fast nirgendwo.

Maschinen und mechanische Apparate aller Art für Hausgebrauch, Laden und Restaurants gelten als gute Handelsartikel.

Digitized by Google

Strumpfwaaren wie sie in Chemnitz hergestellt werden, könnten ohne große Schwierigkeit die viel theurere französische Waare verdrängen.

Dampfmaschinen und agrikulturelle Maschinen werden in Kuba demnächst natürlich in großen Mengen eingeführt werden. Fachstudium allein kann Aufschluß über die in Kuba wünschenswerthe Waare geben.

Eine Brauerei könnte nicht verfehlen, gute Geschäfte zu machen. Die einzige auf Kuba (in Havana) befindliche liefert nur ein mittelmäßiges Getränk und kann der Nachfrage nicht gerecht werden.

Einige gute Hotels in Havana, Santiago und anderen großen Städten würden bei den hohen Preisen, die man bezahlt ($4.00 pro Tag), gute Geschäfte machen.

Grundeigenthum. Wer Geld und ehrliche Freunde hat, die Kuba kennen und ihm beistehen können, kann in Grundeigenthums-Spekulationen viel Geld verdienen. Wer eines von beiden nicht hat, lasse die Finger davon.

Klaviere. Dieser Luxusartikel wird in Kuba, sobald es sich erholt hat, sehr stark in Nachfrage kommen.

Bücher — liest man nicht!

Gummiwaaren — starke Nachfrage.

Der neue Zoll-Tarif.

Seit dem 1. Januar 1899 werden auf Anordnung der provisorischen amerikanischen Regierung folgende Importzölle erhoben:

Geflügel und Kleinwild, lebend oder todt, 8 Cents pro Kilo, Rindfleisch, gepökelt oder gesalzen, $2.80 pro 100 Kilo, Schweinepökelfleisch do. $2.80, Schweineschmalz $2.80, Speck $4.00, Schinken $5.50, an der Sonne gedörrtes Rindfleisch $3.96, Büchsen-Rindfleisch $5.00, frisches Rindfleisch $4.50, frisches Hammelfleisch $4.50, frisches Schweinefleisch $4.00, Butter $7.00, Käse $5.00, alles pro 100 Kilo. Kondensirte Milch 10 Prozent Werthzoll; gesalzener Stockfisch $2.00, marinirter Häring $1.00, marinirte Makrele $2.00, Büchsenlachs $5.00 und Eier $5.00 pro 100 Kilo.

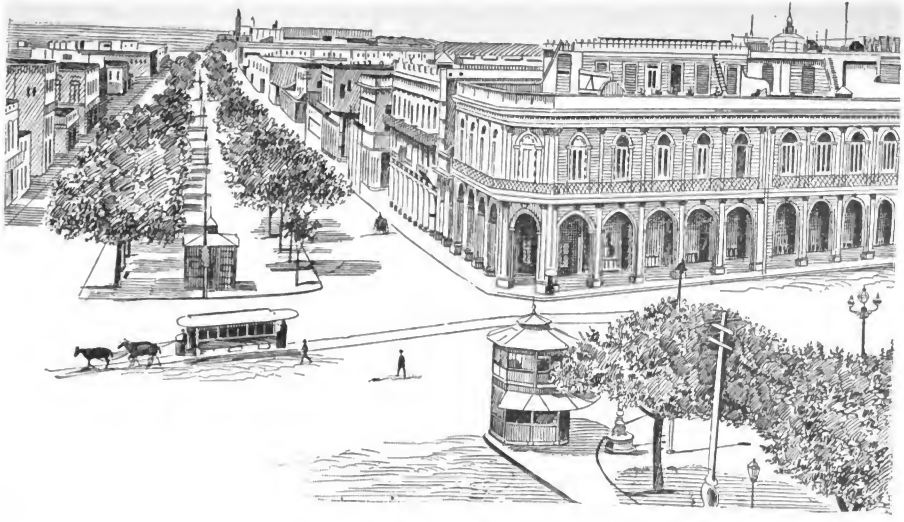
Reis $1.00, Weizen 60 Cents, Mais 30 Cents, Kartoffeln 50 Cents, Roggen 40 Cents, Gerste 50 Cents, Hafer 40 Cents, Weizenmehl $1.50, Reismehl $2.00, Maismehl 50 Cents, Hafermehl $1.20, Bohnen $1.10 pro 100 Kilo.

Maschinen und Apparate zur Herstellung von Zucker und Branntwein, Bruttogewicht 100 Kilos, 10 Prozent ad valorem ebenso landwirthschaftliche Maschinen und Apparate; stationäre Dampfmotoren 20 Prozent ad valorem, Schiffsmaschinen, hydraulische Dampfpumpen, Petroleum-, Gas- und Luft-Motoren 20 Prozent ad valorem, ebenso Kessel aus Eisenblech und Röhrenkessel.

Pferde über Normalhöhe $10, alle anderen $5, Maulesel $5, Esel $5, Ochsen $1, Kühe $1, Farren, Kälber und Jungkühe $1, Schweine $1, Schafe, Ziegen und sonstige Thiere $1.

Petroleum und andere raffinirte Mineralöle, pro 100 Kilo Brutto $4.76, Petroleum, das ausschließlich zur Fabrikation von Leuchtgas bestimmt ist, 70 Cents pro 100 Kilo, Cordage Oel $2.35 pro 100 Kilo; künstlicher und chemischer Dünger 5 Cents pro 100 Kilo, nicht glasirte Lehmziegel 30 Cents pro 100 Kilo, Dachziegel aus Lehm, nicht glasirt, pro Viereck (10×10 Fuß) $1.50; Gewebe aus Hanf, Leinen, Ramie, Jute oder anderen Pflanzenfasern, die 35 Kilo oder mehr pro 100 Quadratmeter wiegen, $2 pro 100 Kilo, bis zu 5 Fäden, 5 Cents pro Kilo von 6 bis 8 Fäden, 8 Cents für 9 Fäden und mehr; Bücher etc. $7.20 pro 100 Kilo; Klaviere 40 Prozent ad valorem, ebenso Uhren, Nähmaschinen 20 Prozent ad valorem; Wagen und Karren 40 Prozent ad valorem; Alkohol und Brand $5.00 pro Hektoliter; Liköre, Cognac etc. $10 pro Hektoliter, wenn in Fässern

Digitized by Google



Ansicht des Prado in Havana.

Digitized by Google

und $15 in Flaschen, Whiskey in Gebinden $5, Schaumwein pro Liter 10 Cents; Malzgetränke in Gebinden $1.65 pro Hektoliter, in Flaschen $1.83; Kaffee $12.15 pro 100 Kilos; Cacao $20.25; Schnupftabak 12 Cents, Blättertabak $5, Cigarren, Cigaretten aller Arten $4.50 und 25 Prozent ad valorem.

Baumwolle, gebleicht, halbgebleicht oder gefärbt 8 Cents pro Kilo; bedruckt oder mit gefärbten Garnen bearbeitet 20 Cents, Unterhemden und -Hosen mit einfacher Naht 70 Cents pro Kilo, do. mit doppelter Naht 80 Cents; Strümpfe, Socken, Handschuhe etc. mit einfacher Naht 70 Cents, mit doppelter 90 Cents pro Kilo.

Auf der Freiliste stehen:

Natürlicher Dünger, lebende Bäume und Pflanzen, von Ausstellungen zurückgebrachte nationale Produkte (als solche zu legitimiren), Fuhrwerke, Zuchtthiere, tragbare Theater, Panoramas, Wachsfiguren u. s. w., wenn für gewisse Zeit importirt und Bürgschaft geleistet wird. Ferner leer zurückgebrachte Behälter, in denen aus Cuba Obst, Zucker, Honig, Branntwein und Alkohol exportirt ward, mineralogische, botanische und zoologische Sammlungen, kleine Modelle für Museen, Anstalten und wissenschaftliche oder Künstler-Gesellschaften, die gebrauchten Möbel von Einwanderern, Proben von Filz, Tapeten und Geweben von vorschriftsmäßiger Größe, sowie alle Muster ohne Werth, außerdem Antiken und Münzen, für Museen etc., Kunstwerk für Museen, Gallerie etc., Gold in Baaren, Pulver und Münzen, nationale Silber- und Kupfermünzen, persönliche Effekten und Handwerkszeug von Touristen und Einwanderern; Steine, aus denen Pflastersteine gemacht werden sollen, Pflüge, Hacken, Beile, Macheten, Stockmesser etc. für landwirthschaftliche Zwecke, sowie alle anderen landwirthschaftlichen Geräthe (aber nicht Maschinen). Fernen Chinin und alle Schwefel-, Doppelschwefelsalze und Alkaloide der China-Rinde, Hanf, Flachs und Ramie unbearbeitet oder bearbeitet, sowie alle anderen Pflanzenfasern, wie Manila-Hanf, Heniquen, Pita und Jute, gesponnene Jute für Anfertigung von Zuckersäcken; Bücher, Atlanten und wissenschaftliche Apparate für Schulen; Kohlen und Coke; Mineralwasser, Root-Beer, Ginger Ale etc.

Die Währung in Kuba.

Am ersten Januar 1899 wurde in Cuba folgende von Präsident McKinley erlassene Verordnung bekannt gemacht:

„Es wird hierdurch angeordnet, daß vom 1. Januar 1899 ab und bis auf weitere Vorschrift alle Zölle, Steuern, öffentliche und postalische Abgaben in Ver. Staaten-Geldmünzen oder in ausländischem Goldgeld wie die spanischen Alfonsinos (Centen) und französische Louisd'ors bezahlt werden sollen. Dieses ausländisches Goldgeld soll in Zahlung auf solche Zölle, Steuern, öffentliche oder postalische Abgaben zu folgendem Kurs angenommen werden:

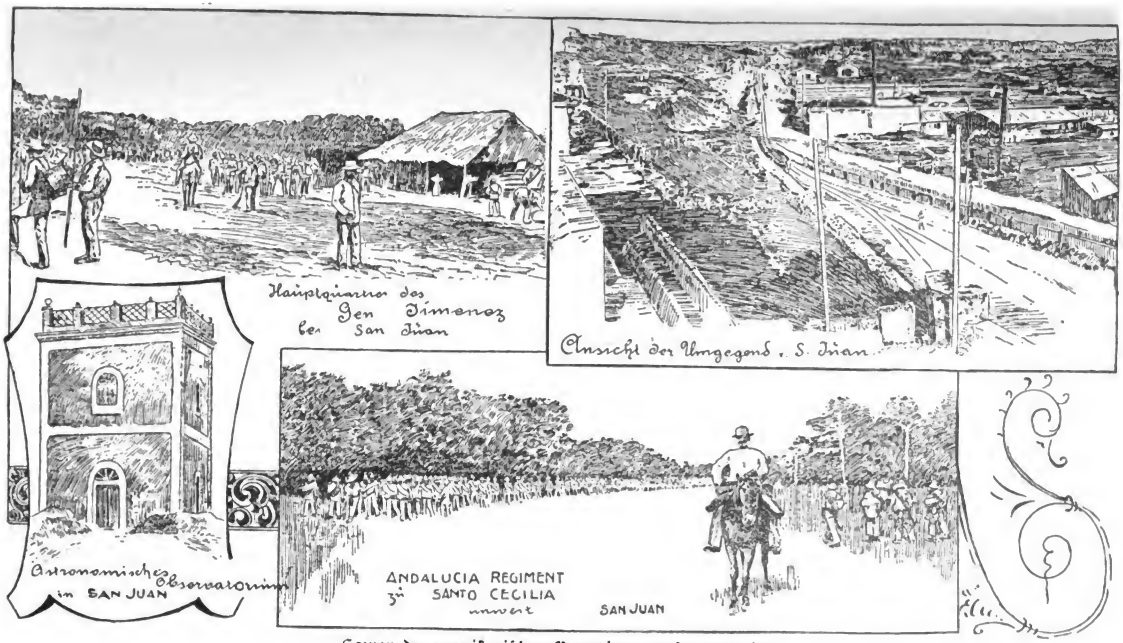
Alfonsinos (25 Peseta, Stücke) $4.82; Louisd'or (20 Francs-Stück) $3.86.

Alle jetzt bestehenden Zahlungsverpflichtungen sollen in der in solchen Kontrakten festgesetzten Geldmünze bezahlt werden. Wenn spanisches oder französisches Goldgeld als Zahlungsmittel stipulirt ist, soll es zu ihrem bisherigen Kurswerthe, d. i.: Alfonsinos $5.30, Louisd'ors $4.24 oder in amerikanischem Geld in entsprechendem Werthverhältniß zu dem oben festgesetzten Kurs von $4.82 für Alfonsinos und $3.86 für Louisd'ors angenommen werden.

Ferner wird angeordnet, daß vom 1. Januar 1899 ab bis auf Weiteres die nachstehend benannten spanischen Silbermünzen, welche jetzt auf Cuba cirkuliren, auf Zölle, Steuern, öffentliche und postalische Abgaben zu dem folgenden Kurs in amerikanischem Geld in Zahlung genommen werden sollen:

Peso 60 Cents, Medio Peso 30 Cents, Peseta 12 Cents, Real 6 Cents, Medio Real 3 Cents.

Digitized by Google



Scenen der amerikanischen Operationen auf Porto Rico.

Digitized by Google

Bronze- und Kupfermünzen, die jetzt auf Cuba im Umlauf sind, sollen zu ihrem Nennwerth als Scheidemünze eines Dollars, in einzelner Zahlung bis zum Betrage von 12 Cents (1 Peseta) angenommen werden.

In dem Bericht, auf Grund dessen diese Exekutivordre erlassen wurde, sagte Kommissär Porter, daß das einzige störende Element in den cubanischen Währungsverhältnissen in der fiktiven Erhöhung des Kurses der spanischen 25 Peseta-Stücke (gemeiniglich Alfonsinos oder Centens genannt) und französischen 20 Franken-Stücke (gemeiniglich Napoleons genannt) durch königliches Dekret liege. Da die Madrider Regierung den Kurs zweier Goldmünzen so künstlich um 6 Prozent im Vergleich mit ihrem kouranten und um 10% im Vergleich mit ihrem Metallwerth $4.776, resp. $3.8208) erhöht hätten, so verlange man jetzt von den amerikanischen Behörden, den Werth des $10-Goldstücks (Eagle) auf $11 festzusetzen. Die Vermeidung der Wiederherabsetzung des künstlichen Kurses möge den Bankiers, den Pflanzern und manchen Geschäftsleuten plausibel erscheinen, aber das könnte doch nur eine provisorische Maßregel sein, die wieder redressirt werden müßte. Es handle sich gegenwärtig darum, die Kursreduktion vorzunehmen, ohne bestehende Kontrakte, Hypotheken etc. zu stören. Das Uebrige würde sich von selbst finden.

Es sei nun allgemein bekannt, daß seit Beendigung des Krieges alle Transaktionen auf Cuba unter der Voraussetzung abgeschlossen wurden, daß die künstlichen Kurse der Goldmünzen mit dem spanischen Regime ein Ende haben würden. Es sei allerdings unwahrscheinlich, daß diese Verhältnisse in's richtige Geleise kommen könnten, ohne daß manche Schuldner benachtheiligt würden und leichte finanzielle Störungen würden gewiß nicht so bedeutend sein, als in gewissen Kreisen erwartet worden. Schon sei in Santiago der erste Schritt zur Anbahnung eines gesunden Finanzsystems mit der sechsprozentigen Herabsetzung des willkürlichen Kurses der Goldmünzen gethan; die dortigen Geschäftsleute hätten selbst von der 10prozentigen Kurserhöhung nichts mehr wissen wollen und nur verlangt, daß man den im Umlauf befindlichen Goldmünzen ihren Nennwerth lasse.

Gewisse Petenten hätten es als ein Uebel der Kursherabsetzung bezeichnet, daß sie eine 4 bis 10prozentige Erhöhung der Löhne bedeute, welche die cubanischen Industriellen nicht zu bezahlen vermöchten. Wenn das wahr sei, dann würde das kein Uebel, sondern ein Vortheil für die ärmeren Bevölkerungsklassen sein, deren Lage bedauernswerth sei. In den Eisenwerken bei Santiago hätten sich die großen amerikanischen Unternehmer bereits den veränderten Verhältnissen angepaßt, indem sie 75 Cents Tagelohn bezahlten, anstatt einen spanischen Dollar, der auf Cuba 65, auf allen Weltmärkten 50 Cents werth sei. Weder Arbeiter noch Arbeitgeber beklagten sich darüber.

Betont werde auch der Verlust des Schuldners, der Geld von fiktivem Werth geborgt und es mit einer Prämie zurückzahlen müsse; man weise da namentlich auf den „unglücklichen" Pflanzer hin. Wenn auch nicht geleugnet werden könne, daß die Pflanzer von der Aenderung betroffen werden, so würden andererseits bei der Neuordnung der Dinge so viele Lasten erleichtert, die der Pflanzer getragen, daß seine Lage durchaus nicht hoffnungslos sei. Die importirten Nahrungsmittel und viele anderen Bedarfsartikel seien auf die Freiliste gesetzt, seine Zuckerernte-Maschinen, Lokomotiven u. s. w. zahlten viel weniger Zoll, während dieses Fiskaljahrs würden voraussichtlich keine Steuern bezahlt, während die Wiederherstellung der Ordnung ihm zu Statten kommen werde, so daß er auch Angesichts der Regelung fiktiver Münzenkurse dem nuen Jahre hoffnungsvoll entgegensehen könne.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Vorwort	4
Kuba bis zum Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges	9
Im Lager zu Tampa	13
Reise nach Key West	17
Rassenhaß in Tampa	23
Im Lager der Freiwilligen	26
Abreise nach Kuba	35
Die Fahrt gen Feindesland	45
Der Tag der Landung	58
Vormarsch auf der Heerstraße	64
Die Schlacht bei Santiago	75
Nach der Schlacht	83
In El Caney	88
Sieger und Besiegte als Nachbarn	95
Weltgeschichte — Weltgericht	100
Unter der gelben Flagge	111
Wie es in Havana aussah	119
Eine Reise in das Tabak-Paradies	131
Der Reconcentrado	143
Wo Maceo endete	152
Blanco's Abschied von Kuba	156
Die Deutschen in Havana	162
Die Schlacht im Parke Central	169
Die Räumung seitens der Spanier	175
Der erste Tag der Freiheit	182
Ueber die Zukunft Kuba's	187

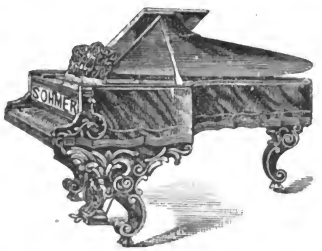
Digitized by Google

THE CELEBRATED

SOHMER

Head the List of the Highest-Grade Pianos, and

Are at Present the Most Popular and



Preferred by the Leading Artists.

Every Genuine SOHMER Piano has the following Trade-mark stamped upon the sounding-board.

SOHMER & CO.,

NEW YORK WAREROOMS:

SOHMER BUILDING, Fifth Avenue, Cor. 22d Street.

CAUTION. The buying public will please not confound the genuine S-O-H-M-E-R Piano with one of a similar sounding name of a cheap grade.

Digitized by Google

HIGHEST AWARD
CHICAGO WORLDS FAIR.

BAVARIA.

SOLE AGENT:
ERNEST A. HIPPLER,
179 William St. NEW YORK.

The Most Magnificently Appointed Restaurant
for Ladies and Gentlemen in Greater New York.

THE BEAUTIFUL

CAFÉ HEUMANN

(DUN BUILDING),

Broadway and Reade Street, N. Y.

SUPERBLY EQUIPPED. EXQUISITELY FITTED.
PALATIALLY FINISHED PRIVATE DINING ROOMS.

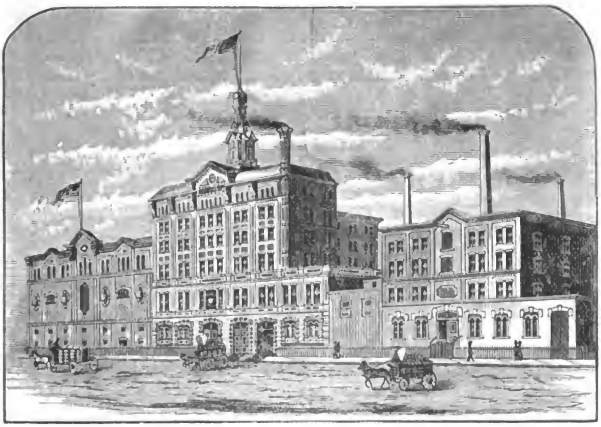
Luncheon and Dinner Parties, as well as Individuals, especially cared for.

MICHAEL HEUMANN, Proprietor.

Digitized by Google

GEORGE EHRET'S

HELL GATE



...ESTABLISHED 1866...

LAGER BEER BREWERY

91st, 92d, 93d and 94th Sts.,

Bet. 2d and 3a Aves. *NEW YORK.*

In the manufacture of

POMMERY

CHAMPAGNE

only the first pressing of the grape is used.

Digitized by Google

CAFÉ BOULEVARD

I. H. ROSENFELD, Proprietor.

156 Second Ave. and 200-204 E. 10th St.,

NEW YORK.

The Famous Hungarian Restaurant

THE RENDEZ-VOUS OF NEW YORK SOCIETY.

FIVE ELEGANT DINING ROOMS

READING ROOMS:

All the Leading European Newspapers and Magazines.

BILLIARD AND CHESS ROOMS

THE NEW ATTRACTION:

Saint Stephen's Wine Cellar

An Exact Reproduction of Ancient Picturesque Hungarian Style.

EVERY EVENING: DINNER CONCERT

BY

...Hazay Nazi's Famous Hungarian Orchestra...

Digitized by Google

John B. Hagenbuechle,

REAL ESTATE,

143 Second Avenue, New York City.

Digitized by Google

Henry Clay and Bock & Co.

THE HAVANA CIGAR & TOBACCO FACTORIES

(LIMITED.)

PAID UP CAPITAL, - - - $7,000,000—GOLD.

CIGAR FACTORIES:

AQUILA DE ORO, (Bock & Co.,) Concepción de la Valla No. 5, 7, 9 & 11.
HENRY CLAY, (Julian Alvarez), Calzada Luyanó No. 98 & 100.
INTIMIDAD, (Antonio Caruncho,) Calzada Belascoain No. 34.
ESPAÑOLA, (Fueyo & Co.,) Consulado Street No. 91 & 93.
CORONA, (Alvarez & Lopez,) Calzada de la Reina No. 1.
ROSA DE SANTIAGO, (Roger & Co.,) Calzada Belascoain No. 2 C.
FLOR DE NAVES, (Cueto Ho.,) Estrella Street No. 19.
ESTELLA, (Cortina & Gomez,) Marques Gonzales Street No. 10.
PROMINENTE, (A. Muro,) Dragones Street No. 41.

ANNUAL OUTPUT: OVER 85 MILLIONS OF CIGARS.

CIGARETTE FACTORIES:

LEGITIMIDAD,
HONRADEZ,
HIDALGUIA,
} (Marques Rabell,) Paseo Carlos III.

CORONA, (Alvarez & Lopez,) Amistad No. 146.
FIN DE SIGLO, Reyes Street No. 3.

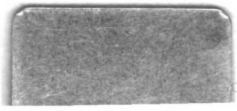
AGUILA DE ORO, (Bock & Co.,)
HENRY CLAY, (Jul. Alvarez,)
ESPAÑOLA, (Fueyo & Co.,)
EL COMERCIO, (Miguel Cusi,)
} Princesa No. 1, 3, 5.

ANNUAL OUTPUT: OVER 1160 MILLIONS OF CIGARETTES.

HABANA
Direccion General,
Calle de Cuba núm. 37.

LONDON
Office: Dashwood House,
New Broad Street No. 9,

Digitized by Google

Digitized by Google

BK2002